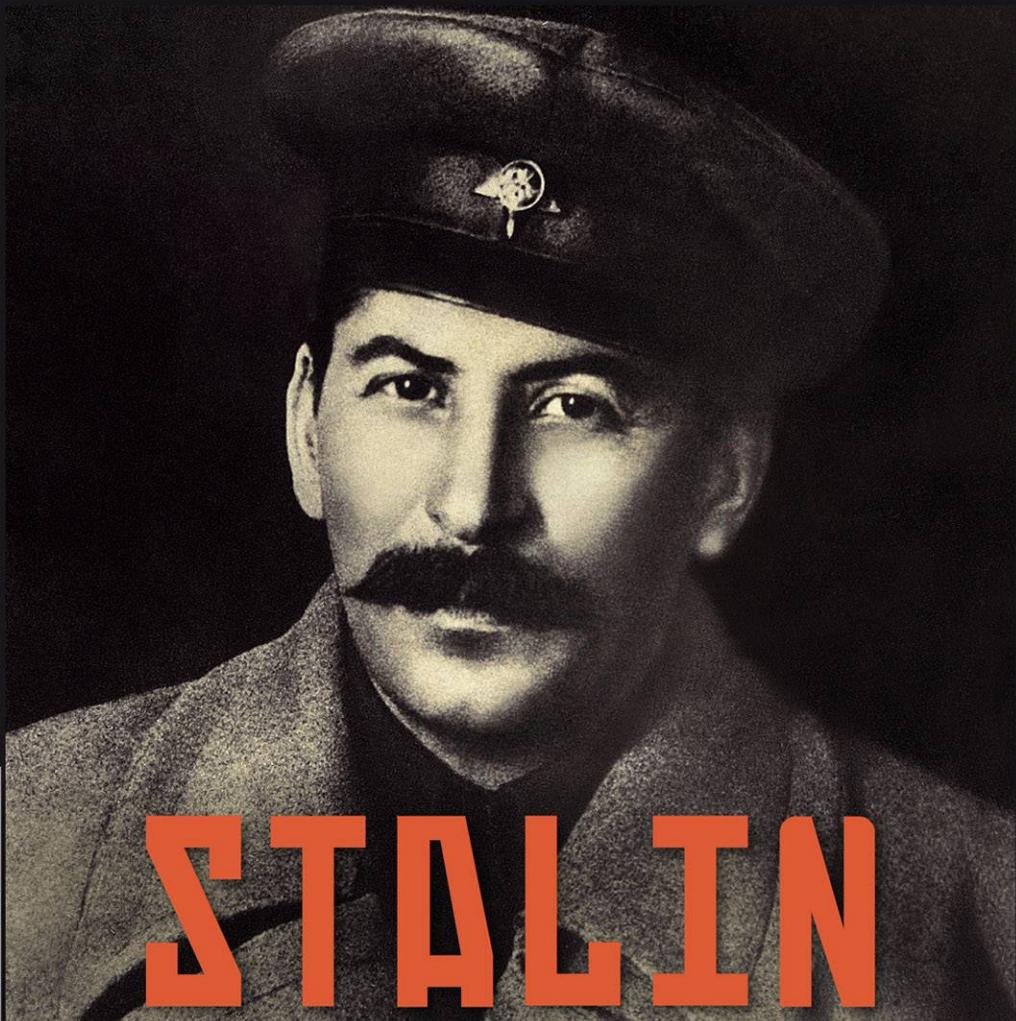


Deutschland € 9,– • Schweiz sfr 18,60 • Österreich € 10,20 •
Nr. 38 Benelux € 10,80 • Finnland € 13,80 • Frankreich € 12,20 • Italien € 12,20 • Norwegen NOK 120.– • Spanien € 12,20

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

STALIN GEO EPOCHE



STALIN

1917–1953: Der Tyrann und das Sowjetreich

ISBN 978-3-570-19877-7
4 1948751509006 90038

Jetzt im Handel



Kolle Rebbe

In dieser Ausgabe

Bäderdreieck

Dem Wasser auf die Quelle gerückt.

Touren

Tschechien von seinen drei schönsten Seiten.

Bierrevolution

Die Pils-Guerilla aus dem Plattenbau.

www.geo-special.de

GEO Special
DIE WELT ENTDECKEN

PRAG

und Tschechien

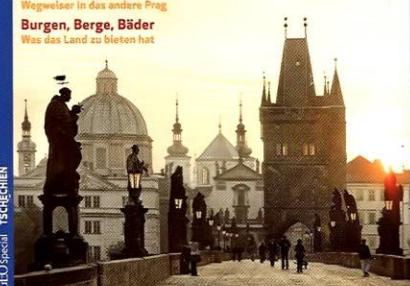
Die Spitzenstadt

Wegweiser in das andere Prag

Burgen, Berge, Bäder

Was das Land zu bieten hat

GEO Special
TSCHECHIEN



www.geo-special.de Aktuelles Wissen für die Reise

Tschechien entdecken mit GEO



Liebe Leserin, lieber Leser

Im Herbst 1931 wurde Antonina Golowina, acht Jahre alt, mit ihrer Mutter und zwei jüngeren Brüdern nach Sibirien in die Verbannung geschickt. Ihr Vater war während der Zwangskollektivierung als „Kulak“, als reicher Bauer, verhaftet und zu drei Jahren Arbeitslager verurteilt worden. Sein Vieh und alles Ackgerät wurden beschlagnahmt, sein Haus zerstört, seine Familie in Sippenhaft genommen.

Drei Jahre lebte Antonina in einer „Sondersiedlung“ für Verbannte, dann zog die Familie – mit dem Vater wieder vereint – in einen Ort, in dem vor allem andere entwurzelte „Kulaken“ wohnten. Doch sie galt weiterhin als „Volksfeindin“, und eines Tages sagte ein Lehrer zu ihr: „Ihr würdet aus gutem Grund in die Verbannung geschickt, man hätte euch alle verrotten lassen sollen!“ Sie war sehr gut in der Schule, wollte Ärztin werden, doch ein Studium war Angehörigen von „Kulaken“ verwehrt.

Da beschloss Antonina, eine vorbildliche Sowjetbürgerin zu werden. Sie trat in den kommunistischen Jugendverband ein, später auch in die KP, und fälschte ihre Papiere, sodass ihre Abstammung nicht mehr erkennbar war – was ihr die Chance eröffnete, nun doch Medizin zu studieren.

40 Jahre lang arbeitete Antonina Golowina im Physiologischen Institut von Leningrad, doch nie sprach sie mit ihren Kollegen über ihre „klassenfeindliche“ Familie. Sie heiratete zweimal, verbarg aber sowohl vor ihrem ersten wie dem zweiten Gatten mehr als vier Jahrzehnte lang ihre Herkunft.

Erst nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion wagte sie, mit den zwei Männern offen zu reden, und da stellte sich heraus, dass beide ebenfalls aus Familien mit „beschädigter Biografie“ stammten und dass auch sie es Jahrzehntelang nicht gewagt hatten, Antonina einzuhören:

um sie nicht zu belasten – aber vielleicht auch, weil man dem jeweils anderen nicht traute. Nicht trauen konnte.

Dieses Heft handelt von einem Regime, das Jahrzehntelang Krieg gegen das eigene Volk führte. Das seine Bürger verfolgte, unterdrückte, kujonierte, ihnen das Wahlrecht nahm und die Bewegungsfreiheit, sie mit Millionen Denunzianten ausspionierte und jeder nur erdenklichen Willkür aussetzte. Von einem Regime, das 20 Millionen Menschen in Kon-

zentrationslager einweisen, mehr als fünf Millionen direkt oder indirekt umbringen ließ* und unter den Bürgern einen solchen Schrecken verbreitete, dass es zu einer kompletten Erosion aller zwischenmenschlichen Beziehungen kam: weil keiner mehr seinen Arbeitskollegen vertrauen konnte, seinen Nachbarn, seinen Freunden, ja nicht einmal der eigenen Familie, wie der Fall der Antonina Golowina zeigt.

Und es handelt von einem Despoten, der 24 Jahre lang an der Spitze dieser Staatsmacht stand und der verantwortlich war für ihre schlimm-

ten Exzesse (obwohl andere Kremlführer womöglich auch nicht humaner gewesen wären, wie die Biografien all jener zeigen, die vorübergehend die Chance hatten, ganz nach oben aufzusteigen). Der verantwortlich war für ein System der Bespitzelung und des Terrors, das bis in den verstecktesten Winkel seines Imperiums reichte, bis in die letzte Wohnung, das letzte Zimmer. Und der – Gipfel der Willkür – Quoten vorgab für die Zahl der zu beseitigenden „Volksfeinde“. Quoten, die es zu erfüllen galt (natürlich ohne den Hauch eines Beweises, dass diese vermeintlich „antisowjetischen Elmente“ tatsächlich „schuldig“ waren).

Warum dieser Iossif Wissarionowitsch Dschugaschwili, genannt Stalin, zu einem Mörder an seinem Volk wurde, darüber streiten Historiker seit vielen Jahren. Sicher war es zum einen ein ungeheure Kälte des früheren Gangsters und Berufsrevolutionärs, die den „Stählernen“ (so in etwa die deutsche Bedeutung von „Stalin“) im Kampf um die Macht skrupelloser agieren ließ als seine Konkurrenten.

Ein anderer Faktor war sein Misstrauen selbst gegen engste Mitarbeiter, das den Diktator veranlasste, bei regelmäßigen „Säuberungen“ der Partei wie der staatlichen Gremien Zehntausende Genossen zu opfern. Und ganz offensichtlich sah Stalin sich auch in der Tradition der russischen Despoten, etwa Iwans des Schrecklichen, für die es nie ein Problem gewesen war, die eigenen Landsleute in großer Zahl zu liquidieren.

Und doch bleibt dieser Jahrhundertverbrecher am Ende ein Rätsel (mehr vermutlich als sein Antagonist Adolf Hitler). Denn er war ja, wie seine Mitstreiter Lenin und Trotzki, einst angetreten, die Menschen vom Joch der Ausbeutung zu befreien, ihnen den Weg in eine „Neu[er] Zeit“ zu bereiten – und selbst wenn man (wie ich) davon ausgeht, dass eine sozialistische Gesellschaft nie wirklich funktionieren würde, so steht man doch fassungslos vor dieser abgrundtiefen Menschenverachtung der vermeintlichen Menschheitsbefreier.

Die Geschichte von Antonina Golowina hat die russische Menschenrechtsorganisation „Memorial“ gemeinsam mit dem britischen Historiker Orlando Figes recherchiert. Mehrere Jahre lang interviewten „Memorial“-Mitarbeiter sowie Figes Hunderte von Zeitzeugen, ließen sich ihre Lebensgeschichten erzählen, lasen ihre (heimlichen) Tagebücher, rekonstruierten die Biografien ganzer Familien, die in den Jahren des Terrors auseinandergerissen worden waren. Auf Seite 99 drucken wir Aussagen aus dem Buch „Die Flüsterer“, das Figes anschließend darüber geschrieben hat und das mich bewegt hat wie selten ein Geschichtswerk.

Im Land der Täter und der Opfer von einst kann man mit dieser Form der Vergangenheitsbewältigung heutzutage offenbar nicht viel anfangen: Vor ein paar Monaten beschloss jener Moskauer Verlag, der die „Flüsterer“ in Russland herausbringen wollte, das Buch doch nicht zu veröffentlichen, angeblich aus wirtschaftlichen Gründen. Im vergangenen Dezember beschlagnahmten Polizisten das Petersburger Archiv von Memorial. Und zwei Spitzenfunktionäre des Kreml verurteilten die Organisation scharf.

Weil sie versuche, die „großartige Erinnerung“ an die russische Geschichte zu zerstören.

Herzliche Grüße Ihr

* Nach neueren Schätzungen sind während Stalins Diktatur mindestens zehn, wahrscheinlich aber mehr als zwölf Millionen Menschen durch staatliche Repression umgekommen: Vier Millionen sind wegen der unmenschlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen im Gulag und in „Sondersiedlungen“ gestorben, sechs Millionen sind in den 1930er Jahren durch eine vom Regime verursachte katastrophal schlechte Lebensmittelversorgung verhungert, 800 000 sind hingerichtet worden und zahllose Menschen ließen etwa bei der Deportation ganzer Bevölkerungsgruppen ihr Leben. Vor allem die ältere, vor der Öffnung der sowjetischen Archive erschienene Literatur geht von weit mehr Opfern des Stalinismus aus.

1878-1917
**AUFSTIEG EINES
GANGSTERS**

Iossif Wissarionowitsch Dschugaschwili, der spätere Stalin, organisiert im Zarenreich Mord, Brandstiftung und Erpressung – für seine revolutionäre Partei.

Seite 20



OKTOBER 1917
**DER PUTSCH
DER BOLSCHEWIKI**

Der Zar hat abgedankt. Doch Lenin und seinen Mitstreitern reicht das nicht: Sie orchestrieren einen Staatsstreich – und die Diktatur ihrer Partei.

Seite 32



1918-1920
**KAMPF UM
RUSSLAND**

Die Feinde der Revolution formieren sich zum Gegen-schlag. Das Riesen-reich taumelt in einen blutigen Bürgerkrieg.

Seite 46



1922-1929
DAS DUEL

Nach Lenins Tod kämpfen Stalin und Leo Trotzki (r.) um die Nachfolge des Revolutionsführers. Stalin gewinnt und lässt den Rivalen ermorden.

Seite 58



TITELBILD: Josef Stalin, Foto von 1919

Alle **FAKten**, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden.
Redaktionsschluss: 28. Juli 2009

INHALT



1929

STADT AUS STAHL

Um jeden Preis will Stalin die UdSSR zur Industriemacht formen. Im Ural erbauen Freiwillige und Zwangsarbeiter aus dem Nichts eine gigantische Fabrikmetropole.

Seite 72



KUNST

Die GROSSE UTOPIE

Visionäre revolutionieren die junge sowjetische Kultur – etwa El Lissitzky mit seinen Grafiken. Dann aber verordnet Stalin den Künstlern den »Sozialistischen Realismus«.

Seite 108

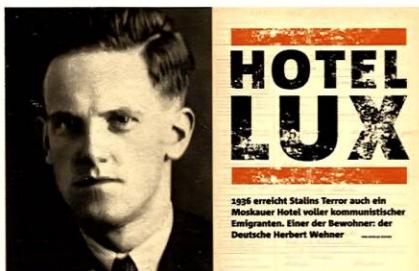


1929–1953

IM GULAG

Orte des Schreckens und des Terrors: In Hunderten von Konzentrationslagern werden Millionen angebliche »Volksfeinde« eingesperrt.

Seite 132



1936–1941

HOTEL LUX

In den 1930er Jahren erreicht Stalins Terror ein Moskauer Hotel voller Emigranten. Der Deutsche Herbert Wehner wird zum Opfer – und zum Täter.

Seite 92

BILDESSAY Der Erbe des Zaren

6

1878–1917 DER JUNGE STALIN

20

1917 OKTOBERREVOLUTION

Der Putsch der Bolschewiki

32

1918–1920 BÜRGERKRIEG

Kampf um Russland

46

1922–1929 STALIN GEGEN TROTZKI

Das Duell

58

1929–1933 KOLLEKTIVIERUNG

Der Krieg gegen die Bauern

66

1929 INDUSTRIALISIERUNG

Stadt aus Stahl

72

1936–1938 SCHAUPROZESSE

Tödliches Tribunal

82

1936–1941 EMIGRANTEN

Hotel Lux

92

1937/38 DER »GROSSE TERROR«

Die Flüsterer

99

KÜNSTLER UNTER STALIN

Die große Utopie

108

1939–1945 ZWEITER WELTKRIEG

Blind in die Katastrophe

118

1929–1953 STRAFLAGER

Im Gulag

132

1945–1953 WETTRÜSTEN

Stalins Bombe

142

1953 TOD AUF DER DATSCHA

Ende eines Tyrannen

152

ZEITLEISTE

162

Bildvermerke

168

Impressum

169

VORSCHAU Die Reformation

GEO EPOCHE.de

Buchtipps und Berichte zu diesem Heft finden
Sie im Internet unter www.geo-epoch.de

Kürzungen in Zitaten sind nicht kenntlich gemacht. Datumsangaben richten sich – gemäß der sowjetischen Kalenderumstellung – vor dem Februar 1918 nach dem julianischen, danach nach dem gregorianischen Kalender. Russische Namen und Bezeichnungen sind gemäß ihrer Aussprache ins Deutsche transkribiert, ausgenommen in der Regel bereits eingebürgerte Schreibweisen – etwa Josef statt Iossif Stalin und Leo Trotzki statt Lew Trotzki.

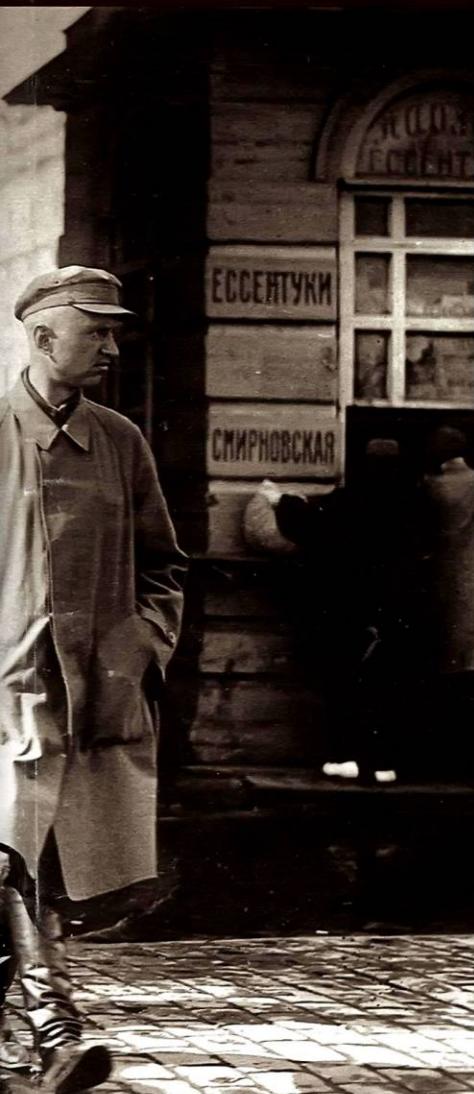
1929–1953 DIE ÄRA STALIN

Der **ERBE** des



Mit weißer Uniform überquert Josef Stalin um 1930 eine Moskauer Straße, vor ihm wahrscheinlich ein Leibwächter. Später zeigt sich der Diktator kaum noch in der Öffentlichkeit – aus Angst vor Anschlägen

ZAREN



Er ist der mächtigste Despot des
20. Jahrhunderts. Fast 25 Jahre herrscht
Josef Stalin ab 1929 unangefochten über das
Riesenreich Sowjetunion. Getrieben von
brutalem Herrschaftswillen und der Vision
einer kommunistischen Zukunft, stürzt
er das Land nach 400 Jahren Zarenherrschaft
und Revolution in einen der radikalsten
Umbrüche, die je eine Gesellschaft erlebt hat.
In eine Zeit von Utopie und Gewalt,
Angst und Fortschrittsglaube, Modernisie-
rung und abgrundtiefem Terror

Ein UMSTURZ – und der Beginn einer neuen Tyrannie

Im Oktober 1917 ringen die Bolschewiki Russlands bürgerlich-sozialistische Regierung

nieder, die acht Monate zuvor das marode Zarenregime abgelöst hat.

Und etablieren innerhalb weniger Monate eine Einparteiherrschaft



Wladimir Iljitsch Lenin, hier auf dem Moskauer Roten Platz (Mitte), ist der Kopf des Putsches vom Oktober 1917.

Der Revolutionär errichtet eine Diktatur – denn nur etwa ein Viertel der Bevölkerung unterstützt ihn



Als immer mehr Oppositio-
nelle gegen Lenins Regierung
rebellieren, taumelt das
Land 1918 in einen Bürgerkrieg.
Mit der Frage »Hast du dich
schon als Freiwilliger gemeldet?«
soll dieses Plakat Männer für
die Rote Armee gewinnen, die
Truppe der Bolschewiki



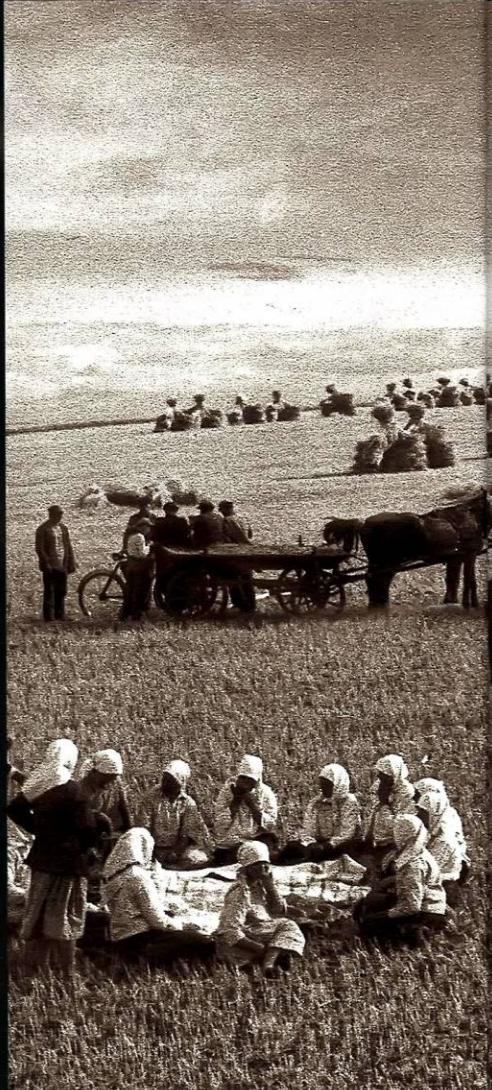
Im Februar 1917 begehrten Soldaten und Arbeiter auf den Straßen
Petrograds erfolgreich gegen den Zaren auf (oben). Der Oktober-
umsturz der Bolschewiki dagegen ist keine Revolution, sondern der
Staatstreich einer Clique von Partefunktionären



Mit aller Macht wandelt Stalin ab 1929 die Landwirtschaft um, treibt Bauern in Kollektivbetriebe. Selten bleibt es bei Appellen wie »Genosse, tritt unserer Kolkhoze bei!« (oben), um den massiven Widerstand der Landwirte zu überwinden: Spezielle Brigaden enteignen und deportieren Millionen von Landbewohnern



Im August 1935 übertrifft der Bergarbeiter Alexej Stachanow in einer Kohlengrube sein Soll angeblich um das 13-Fache. Das Regime stilisiert ihn zum Vorbild, will so den Einsatzwillen der Bürger steigern. Denn die Fünfjahrespläne zur Industrialisierung werden fast nirgendwo erfüllt



WANDEL um jeden Preis

100 Jahre Rückständigkeit in zehn Jahren aufzuholen – das verlangt Stalin, der 1929 an die Spitze der UdSSR aufsteigt. Und tatsächlich gelingt dem Herrscher eine rasche Industrialisierung des Landes. Allerdings mit großen Opfern



Zum idyllischen Mahl haben sich für dieses Foto von 1935 Bauern einer Kolchose versammelt. Im selben Jahr vermeldet Stalins Führung, 98 Prozent aller Höfe seien kollektiviert. Doch immer wieder brechen Ernten ein, und die Lebensmittelversorgung im Land ist schlecht

Im GLEICHSCHRITT in eine »Neue Zeit«

Die Bolschewiki versuchen nicht nur das Land, sondern auch die Sowjetbürger umzuformen, sie zu

»Neuen Menschen« zu machen: Jugendorganisationen schulen schon die Kinder in der richtigen Weltanschauung. Und Zeitungen, Radio und Kino propagieren unentwegt die Werte des Regimes



In perfektem Gleichmaß paradieren Frauen aus Aserbaidschan 1938 am »Tag des Athleten« in Moskau. Das Regime fördert Sport und Körperkultur: um die Leistungsbereitschaft der Bevölkerung zu erhöhen – und um sie für einen möglichen Krieg zu trainieren



»Nieder mit der Küchen-sklaverei! Hier mit einer neuen Lebensart!, fordert dieses Plakat von 1931. Und wirklich bietet das Sowjetregime Frauen mehr Chancen, lässt sie zu Ingenieurinnen, Professorinnen oder Pilotinnen aufsteigen



Autos, Busse, monumentale Neubauten: Stalin will Moskau zur modernen Metropole umbauen, zur sozialistischen Paradiesstadt. 1953 wird der Komplex der Lomonossow-Universität eingeweiht (oben). Ein Ring aus sieben solcher Hochhäuser umfasst schließlich den Stadt kern



Schweigen, um dem Feind
keine Informationen zu verschaf-
fen: Das befiehlt dieses Plakat
aus dem Krieg. Doch auch in
Friedenszeiten können unacht-
same oder kritische Äußerun-
gen selbst verdienter Genossen
dazu führen, dass Geheim-
polizisten vorfahrt



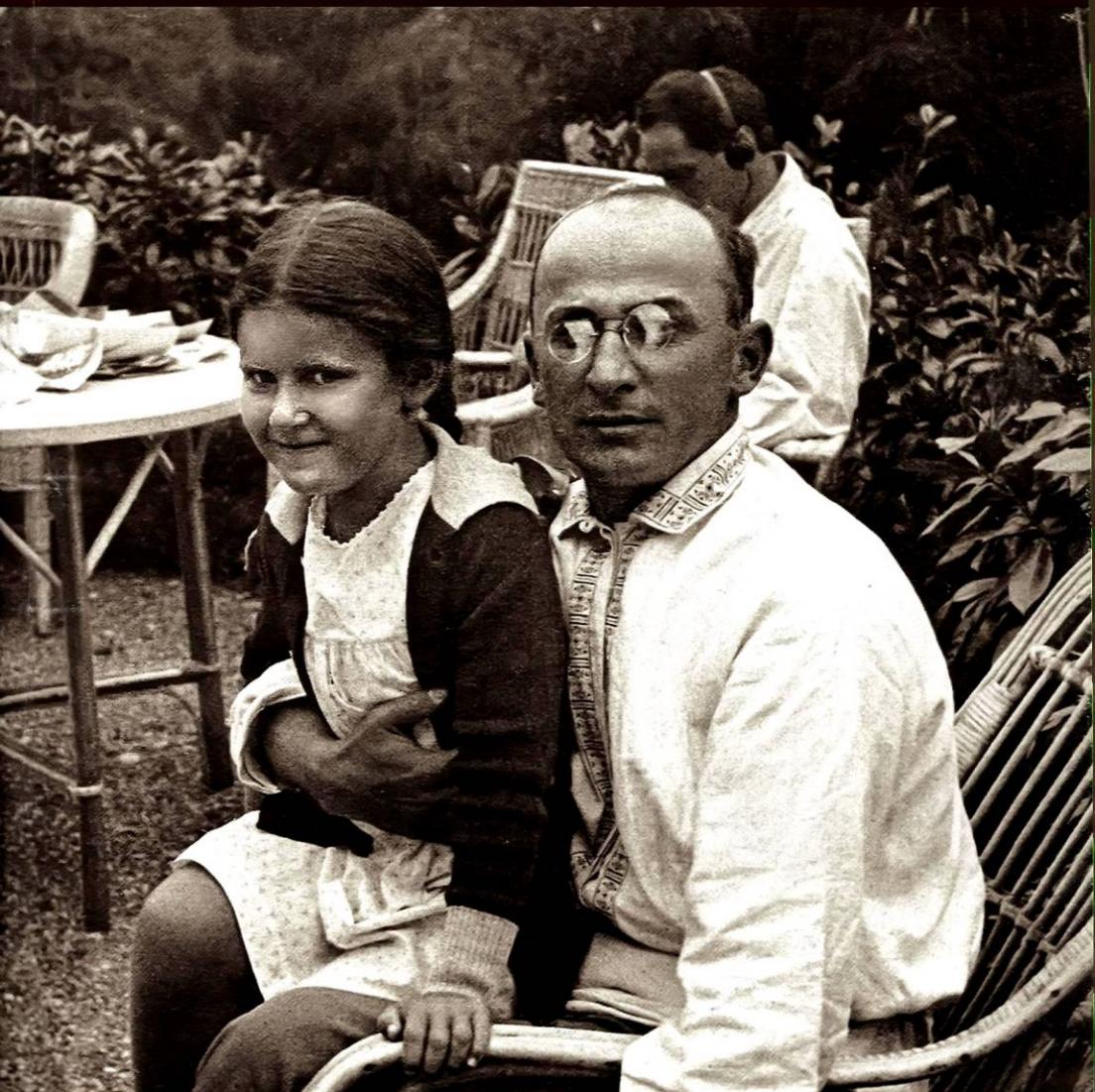
In einem System aus Konzentrationslagern, dem Gulag, müssen unter Stalin 20 Millionen Menschen Zwangsarbeit verrichten. Die Anlagen – wie diese in Workuta jenseits des Polarkreises – liegen oft in den unwirt-lichsten Regionen. Zwei Millionen Insassen überleben ihr Leid nicht



Ein KRIEG gegen das eigene Volk

Stalins Regime stützt sich auf Terror, den der Dikator mit einem Kreis von Vertrauten

steuert und der das Arbeitslager – oft auch den Tod – für Oppositionelle, Rivalen
und Millionen von angeblichen »Volksfeinden« bedeutet



Lawrentij Berija, ab 1938 Chef des Geheimdienstes und der Arbeitslager, ist jahrelang mitverantwortlich für den Terror. Auf seinem Schoß im Garten einer Datscha am Schwarzen Meer: Stalins Tochter Svetlana. Der Diktator geht am Tisch Papiere durch

*Um Leben und **TOD***

Kein Land wird vom Zweiten Weltkrieg so hart getroffen wie die UdSSR. Das Regime, das zuvor einen Pakt mit Hitler geschlossen hatte, ist so gut wie unvorbereitet. Doch bringt die Katastrophe in den folgenden Jahren Volk und Führung enger zusammen



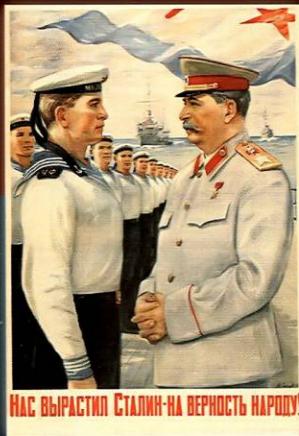
Ein Angriff der deutschen Luftwaffe im Juni 1942 hat die Häuser der Hafenstadt Murmansk als Ruinen hinterlassen. Fast 14 Millionen sowjetische Zivilisten sterben im Zweiten Weltkrieg (die Wirkung des Fotos wurde von staatlichen Retuscheuren etwas »dramatisiert«)



Zunächst ist Stalin nach dem deutschen Angriff wie paralysiert. Bald aber schwört er einen patriotischen Existenzkampf und kann damit die Bevölkerung mobilisieren. Dieses Plakat verlangt: »Schlag den faschistischen Abschaum!«



Anfang 1943 wendet sich der Kriegsverlauf. Die Sowjetsoldaten – hier das wohl gestellte Foto eines zum Angriff rufenden Offiziers – sind meist schlechter ausgerüstet, aber bald zahlenmäßig überlegen. 1945 erobert Stalin Berlin. Und lässt sich als Retter der UdSSR feiern



Stalins Popularität ist die meiste Zeit über eine Chimäre – das Ergebnis einer langjährigen, akribisch gesteuerten Kampagne. Dieses 1948 bei einem Künstler bestellte Plakat (»Stalin hat uns dem Volk gegenüber zur Treue erzogen!«) wird nie gedruckt, weil Propaganda-Funktionäre die Handhaltung des Herrschers für »diabolisch« halten



Bereits seit den 1920er Jahren stilisiert sich der Herrscher als kongenialer Schüler des verehrten Revolutionsführers Lenin. Später überflügelt Stalin sein Vorbild im Kult im Weitem – wie hier auf den Tafeln einer Arbeiterparade in Leningrad zum 30. Jahrestag des Oktoberumsturzes



Rituale der **MACHT**

Nach dem gewonnenen Krieg gegen Deutschland erreicht der Personenkult

um Stalin seinen Höhepunkt. Und für kurze Zeit wird der Tyrann als

Triumphator von Berlin tatsächlich von seinen Untertanen verehrt



Zu Stalins 70. Geburtstag am 21. Dezember 1949 organisiert die Partei dem Diktator ein gigantisches Ehrenfest. Im Bolschoj-Theater tritt ein Chor in 15 unterschiedlichen Trachten auf. Ein Symbol für die unter dem Tyrannen vereinten 15 Sowjetrepubliken □

AUFSTIEG

Er ist der Parteisoldat für
die schmutzige Arbeit: Mord, Brand-
stiftung, Schutzgelderpressung.

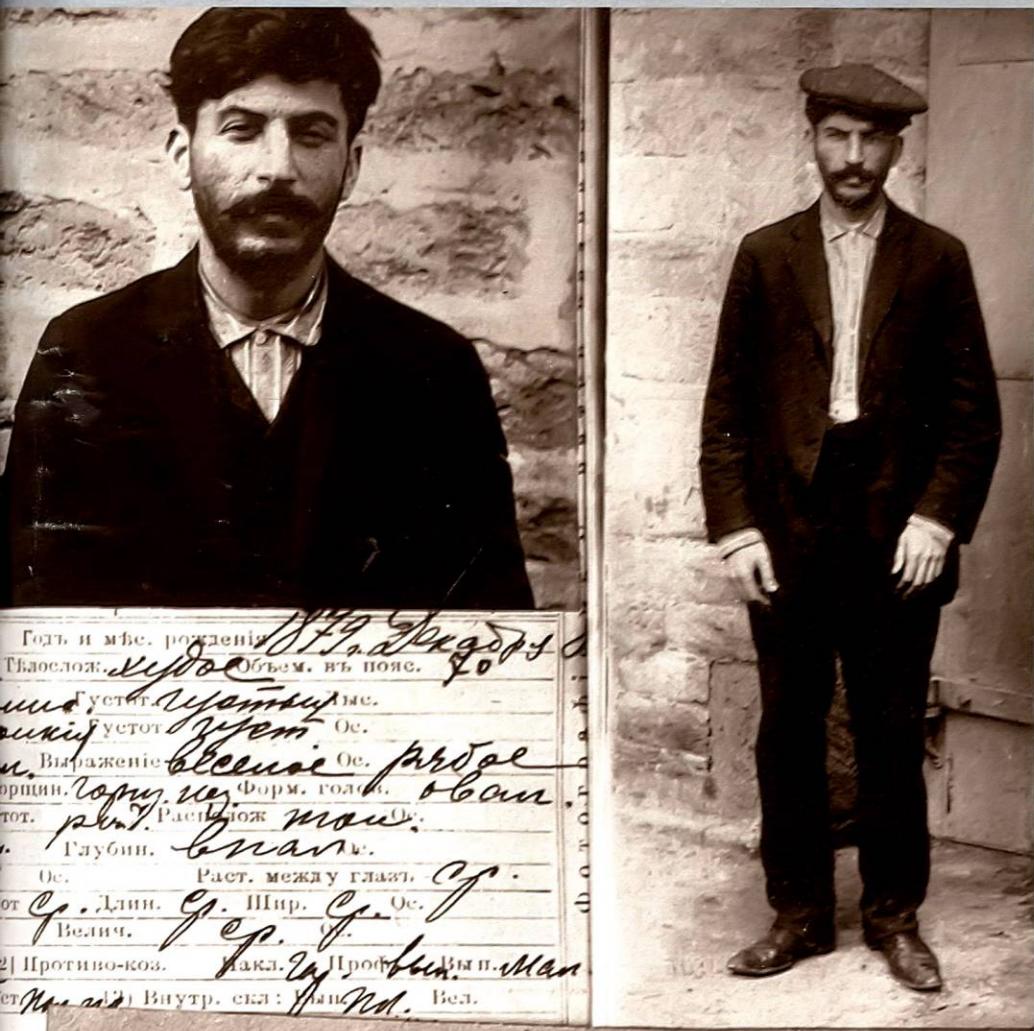
Iossif Wissarionowitsch Dschugaschwili,
später Stalin genannt, ist bereit,
alles zu tun, um Geld für die Bolschewiki
zu organisieren und vermeintliche
Verräter auszuschalten. Im Juni 1907
plant er seinen größten Coup:
den Überfall auf einen Geldtransport
der russischen Staatsbank

VON MATHIAS MESENHÖLLER



заряеть по пару разу
в день в течение 1 метра.
Волосы: Цвета: буро-желтые, длиной 6-7 см, синт. Используются для
Волосы: Цвета: темно-коричневые, длиной 6-7 см, синт. Используются для
Бороды и усов: Цвета: темно-коричневые, длиной 6-7 см, синт. Используются для
Лицо: Цвета: темно-коричневые, длиной 6-7 см, синт. Используются для
Лобьев: Цвета: темно-коричневые, длиной 6-7 см, синт. Используются для
Бровей: Цвета: темно-коричневые, длиной 6-7 см, синт. Используются для
Глаза: глаза [обозримы] величиной 10-12 мм, синтетические, синт. Используются для
Глаза: Цвета: темно-коричневые, длиной 6-7 см, синт. Используются для
Носа: Синий, темно-синий, синт. Используются для
ухо: Форма: овальная, синт. Используются для
шк: 1) борода: Цвета: темно-коричневые, длиной 6-7 см, синт. Используются для
2) мочка: Цвета: темно-коричневые, длиной 6-7 см, синт. Используются для
3) губы: Форма: круглая, синт. Используются для
4) подбородок: Цвета: темно-коричневые, длиной 6-7 см, синт. Используются для

EINES GANGSTERS



Годъ и мѣс. рожденія 1879 Фредору
Тѣлослож. Курдос Объем. въ пояс. 70
Густота чайную мы.
Густота жутк Ос.
Выраженіе веселое Ос. радостное
Фронтири. горизонт. Форма головы. овальная.
тот. плоская шашка. Ос.
Глубин. блажь.
Ос. Раст. между глази. 27.
от Ср. - Длин. 9 Шир. Сре. Ос.
Велич. 9
Противо-коз. наклон вправо Вып. мал
шет левый Внутр. скл: выпукл Вел.

ДЖУГАШВИЛИ (Стапин) Иса

A

uf dem Eriwanskij-Platz im Zentrum von Tiflis, dem russischen Verwaltungszentrum des Kaukasus, stehen zwei schlanken Mädchen und lassen ihre bunten Sonnenschirme kreiseln. Georgierinnen in schwarzen Kopftüchern flanieren über den Platz, neben ihnen mondän gekleidete Russinnen.

Nahe dem Übergang in das Viertel der Basare und der Karawanserei, der Seidenhändler, Gewürzkrämer und Taschendiebe lungern Soldaten mit hohen Stiefeln herum. Einheimische und Gäste vertreiben sich vor den Hotels und in den Schenken den schwülen Morgen mit einem ersten georgischen Rotwein oder mit armenischem Brandy.

Es ist der 13. Juni 1907, gegen 10.30 Uhr.

Mit polternden Rädern rollen zwei Kutschen auf den Platz, begleitet von einem Trupp Kosaken, Reitersoldaten des Zaren. Ein Geldtransport.

Er hält auf die Einmündung jener Straße zu, in der sich das Portal der Staatsbank mit seinen Götter- und Löwenstatuen erhebt. Kaum einer der Passanten bemerkt, wie die Mädchen mit den Sonnenschirmen und einige Männer vortreten und runde Gegenstände zwischen die Beine der Kutschpferde werfen.

Plötzlich betäubt das Krachen von Explosionen die Ohren der Menschen auf dem Eriwanskij-Platz, weitere Detonationen folgen, Schreie.

Männer und Pferde werden zerfetzt, Fensterscheiben bersten, der Druck von mehr als zehn Sprengsätzen wirft in der

Nachbarschaft Schornsteine um. Abgerissene Gliedmaßen liegen auf dem Plaster, kreischend suchen Unbeteiligte Deckung. Junge Burschen in bunten Bauernblusen, die eben noch herumgeschlendert sind, feuern aus Browning- und Mauser-Pistolen auf die Wachmannschaften. Dutzende Schützen sind es, dichter Rauch behindert die Sicht.

Einige Angreifer laufen auf die Kutsche mit den Geldsäcken zu, da bäumt sich ein gestürztes Pferd auf, bricht aus und zieht den Wagen mit sich fort.

Einer der Banditen behält die Nerven, springt neben das Tier und wirft eine weitere Granate – Pferdebeine, Innereien sowie der Bombenwerfer selbst wirbeln durch die Luft. Ein anderer eilt herbei, zerrt die Geldsäcke aus der Kutsche. Doch er weiß nicht, wohin in dem Chaos, dem Rauch, dem Lärm.

Die überlebenden Wachen greifen zu ihren Waffen. In diesem Moment prescht ein Wagen auf den Platz: Ein weiterer Angreifer, in einer Hand die Zügel, in der anderen eine feuernde Mauser, flucht und brüllt, reißt die Säcke an sich, schafft es noch, eines der Mädchen aufzugreifen – und jagt los.

Fort von dem Schlachtfeld, über den Golowinskij-Prospekt, vorbei am Stattthalterpalast, der dem Vertreter des Zaren im Kaukasus als Residenz dient, und wo jetzt Soldaten zusammenlaufen, Kosaken ihre Pferde satteln, sich der

stellvertretende Polizeichef zum Tatort aufmacht. Das Geld sei in Sicherheit, schreit der Fliehende ihm zu: „Fahren Sie zum Platz!“

Der Bluff gelingt. Der Räuber fährt weiter, biegt ab und verschwindet schließlich im Hof einer Tischlerei. Dort sitzt er ab und gießt sich einen Eimer Wasser über den schweißnassen Kopf – geschafft!

Zahlreiche Tote und Dutzende Verwundete liegen auf dem Hauptplatz, als Verstärkung eintrifft. Da sind die Banditen bereits in die Seitenstraßen und schwirrenden Basars getaucht. Patrouillen schwärmen aus. Jeder Spitzel und Informant wird befragt: Das Geld darf Tiflis auf keinen Fall verlassen.

Am Abend des gleichen Tages kommt ein 28-jähriger Mann heim in eine Wohnung auf der Frejilinskaja-Straße, in der er mit seiner Frau und seinem zwölf Wochen alten Sohn lebt, wenige Fußminuten vom Ort des Verbrechens entfernt.

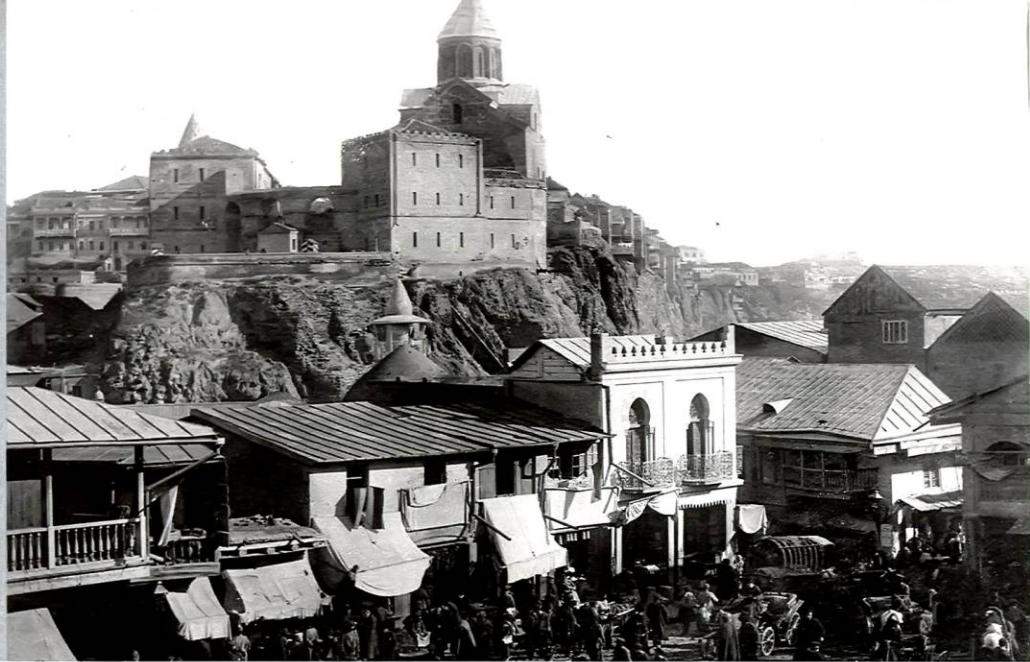
Wo er den Vormittag verbracht hat, ist unbekannt; vielleicht hat er in der Bahnhofsgegend gewartet, um notfalls rasch verschwinden zu können.

Denn er ist es, der den Auftrag zum Blutbad auf dem Eriwanskij-Platz gegeben hat. Der Drahtzieher – einer der brutalsten, raffiniertesten und effizientesten Gangster des Russischen Reiches.

Ein kleiner, zäher Georgier mit dichten, kastanienbraunem Haar, das er

Stalins Vater Besso
Dschugaschwili ist ein Trinker und Schläger. Immer wieder misshandelt er seine Frau und seinen einzigen Sohn. Dessen Schulbesuch will er unbedingt verhindern: Iossif soll Schuster werden wie er selbst





1894 wird der 15-jährige Iossif Dschugaschwili Zögling des georgischen Priesterseminars in Tiflis, der Kapitale der russischen Besitzungen im Kaukasus (Stadtansicht um 1900). Der intelligente Junge lernt schnell, wird jedoch häufig bestraft, weil er verbotene politische Bücher liest

lang und zurückgekämmt trägt. Trotz der Pockennarben an Gesicht und Händen ein gut aussehender, vielleicht sogar schöner Mann mit markantem Profil, die dunklen Augen honigfarben gesprenkelt. Zum roten Satinhemd trägt er einen grauen Mantel und einen schwarzen Filzhut. Dass er einen leicht steifen linken Arm hat, versucht er zu verbergen.

„Sosso“ rufen ihn seine Familie und Freunde, sein Taufname ist Iossif. Die russischen Behörden führen ihn als Iossif Wissarionowitsch Dschugaschwili.

Lieber nennt er sich indes „Koba“; andere kennen ihn als „der Pockennarbige“, als „Petrow“ oder „Iwanow“. Er benutzt viele Tarnnamen, viele wird es noch geben, bevor einer haften bleibt.

Stalin.

Der Raubüberfall seiner Bande an diesem Vormittag ist einer der spektakulärsten in der Geschichte des Russischen Reiches. Die Beute ist für den Kampf gegen die Zarenmacht gedacht: Das Geld soll an eine Untergrundgruppe gehen – an jene Partei, die zehn Jahre später die Herrschaft in Russland übernehmen und noch später ebendiesen Stalin an

ihrer Spitze heben wird. Als mächtigsten Diktator des 20. Jahrhunderts.

Die erforderliche Härte und Schläue, sein Sendungsbewusstsein und Organisationstalent, sein zwanghaftes Misstrauen erwirbt der Georgier auf einem langen Weg: durch ein orthodoxes Priesterseminar und die kriminelle Unterwelt des Kaukasus, durch Verbanntungen nach Sibirien und die inneren Kämpfe einer revolutionären Kaderpartei.

Jede Station hinterlässt ihre Spuren. Und trägt dazu bei, dass aus Iossif Dschugaschwili Josef Stalin wird.

Zu Beginn der 1880er Jahre, als er noch zärtlich Sosselo gerufen wird, bewohnt die Familie Dschugaschwili ein kleines Häuschen in der Stadt Gori, 65 Kilometer von Tiflis entfernt. Der Landstrich gehört wie die meisten Teile Georgiens seit Beginn des 19. Jahrhunderts zum Zarenreich. Zuvor standen die verschiedenen Fürstentümer zumeist dem Persischen Reich oder den Osmanen. Das Volk der Georgier ist in zahlreiche Sprachgruppen und Clans untergliedert. Eine archaische Welt.

Vater Besso Dschugaschwili, ein selbstständiger Schuster, beschäftigt mehrere Lehrlinge und bis zu zehn Arbeiter. Es reicht fast immer für Butter, gefüllte Auberginen, Fladenbrot und Wein, gelegentlich auch für Schaschlik.

Die Mutter Jekaterina, „Keke“, hängt an dem kleinen Sosso – zwei ältere Brüder sind als Säuglinge gestorben. Iossif aber, 1878 geboren, übersteht das erste Lebensjahr. Von der überglücklichen Mutter vergöttert, entwickelt er früh ein gebliebenes Selbstbewusstsein.

Keke ist eine schöne, lebensfrohe Frau. Sie hat Verehrer. Es gibt Gerüchte. Sie tragen wohl dazu bei, dass Besso bald häufiger in der Schenke sitzt als in der Werkstatt. Er fängt an, die Frau und



den Sohn zu schlagen, auch ohne Grund, und in einem Maße, das selbst im wenig zimperlichen Gori auffällt. Die Geschäfte leiden. Die Familie verliert das Haus, ein Wanderleben zwischen immer neuen Mietwohnungen beginnt.

Kekes Leben zerfällt, doch sie hegt einen Traum: Ihr Sohn soll als Erster in der Familie eine Schule besuchen, vielleicht danach das Priesterseminar. Der Vater reagiert mit rasender Wut. Er will einen Schuster zum Sohn.

Doch als Sosso neun Jahre alt ist, hat der Vater seine Werkstatt schon aufgegeben. Er sucht in Tiflis Arbeit. In jenem Jahr, 1888, kommt sein Sohn in die örtliche Kirchschule.

Der Junge ist fleißig und begabt; er hat eine schöne Stimme und singt im Schulchor die Soli. Respekt aber verschafft man sich in Gori anders: auf der Straße, in Ringkämpfen, mit Fäusten.

Zu Festtagen kämpfen Dreijährige gegen Dreijährige, dann die älteren Kinder, am Ende treten die Männer zur Massenschlägerei an. Alkohol fließt,

Blut auch, bisweilen artet die Schlacht in Plünderungen aus. Es ist ein archaisches Ritual der Gewalt, geformt in Jahrhunderten des Krieges, um Männer an das Töten und Ertragen von Schmerzen zu gewöhnen. Dass Kinder und Jugendliche nicht nur zu traditionellen Festzeiten gegeneinander kämpfen, sondern auch alltags, in Banden, wird von einem großen Teil der Erwachsenen geduldet.

Wohl als Sechsjähriger zieht sich Iosif die Verkrüppelung des linken Arms zu – angeblich durch einen Unfall beim Schlittenfahren –, doch lässt ihn die Behinderung nur umso wilder um Respekt prügeln. Er tritt sogar gegen ältere Jungen zum Ringkampf an; notfalls bricht er die Regeln. Bis zum Schuleintritt vergeht kaum ein Tag, an dem er nicht von Stärkeren verdroschen wird, woraufhin er weinend nach Hause rennt – oder selbst jemanden zusammenschlägt.

In der Schule aber lernt er gut. Mit 15, im August 1894, wird er am georgischen Priesterseminar in Tiflis angewonnen.

Die vorherrschende Sprache im Seminar ist Russisch – Zar Alexander I. hatte die zuvor autonome Kirche der Georgier 1811 der russischen Orthodoxie unter-

stellte. Der Tagesablauf ist streng geregelt, das Essen karg, der Unterricht konservativ und anspruchsvoll; schon die Aufnahme setzt überdurchschnittliche Leistungen voraus. Zeitgenössische russische Literatur ist verboten, ebenso weltliche Schriften in georgischer Sprache. Die Aufseher, Mönche zumeist, beschäftigen Spitzel unter den Jungen; Missetäter kommen in den Karzer.

Verbittert reagieren viele der begabten Zöglinge auf die geistige Enge. Es gibt geheime Lesezirkel, Schulstreiks. Am Tifliser Priesterseminar gärt es.

Sowie im gesamten Reich.

Gewaltig erstreckt sich das russische Imperium über zwei Kontinente. Es umfasst die fruchtbaren Weiten der Ukraine, die wilden Bergregionen des Kaukasus, die ehemaligen Khanate an der zentralasiatischen Seidenstraße. Seine eisige Nordküste reicht von Lappland bis kurz vor Alaska. Insgesamt hat das

In Batumi brennt eine Raffinerie. Die Stadt am Schwarzen Meer ist der wichtigste Exporthafen für russisches Erdöl. 1901 sendet die Partei Dschugachwili hierher – er soll Streiks anzetteln

Riesenreich des Zaren, der auch über Finnland und Polen herrscht, mehr als 125 Millionen Einwohner, nimmt fast ein Sechstel der globalen Landfläche ein.

Voller Neid blicken die Bauern – eine vielfach verarmte Masse, die etwa 80 Prozent der Bevölkerung ausmacht – auf die Ländereien der adeligen Grundbesitzer. Immer mehr Menschen ziehen in die Elendsquartiere der großen Städte. Wer Arbeit in der expandierenden Industrie findet, schuftet für Löhne, die weit unter denen westeuropäischer Fabrikarbeiter liegen. Gewerkschaften

gibt es nicht, die Presse ist censiert; von einem Parlament, einer Verfassung gar will der Zar nichts wissen.

Das missfällt auch vielen Bessergestellten: Unternehmern etwa, die aus eigener Kraft reich geworden sind, politisch jedoch unmündig gehalten werden, aber auch Ärzten, Anwälten, Lehrern, Ingenieuren und aufgeklärten Beamten.

Derweil fordern Millionen mehr Rechte für ihre Sprache, Kultur oder Religion. Denn Russland ist ein Vielvölkerreich. Über 130 Idiome verzeichnen die Behörden. In Kirchen zahlreicher christlicher Konfessionen, in Synagogen, Moscheen, buddhistischen Tempeln beten die Untertanen des Zaren.

Und immer öfter gibt es Auseinandersetzungen. Im Kaukasus stehen sich christlich-orthodoxe Armenier und muslimische Aseris gegenüber, im Westen des Reiches kommt es zu Pogromen gegen Juden, polnische Katholiken fühlen sich durch die russische Sprach- und Religionspolitik diskriminiert, zunehmend auch die deutschbaltischen Lutheraner.

Elend, Unfreiheit, ethnische Konflikte: Überall im Reich wächst die Opposition. Radikale Intellektuelle haben bereits in den 1870er Jahren Geheimbünde gegründet, propagieren den Umsturz und schrecken selbst vor Terror nicht zurück.

Nationale Unabhängigkeitsbestrebungen gewinnen Anhänger auch im einfachen Volk; liberale Adelskreise fordern ebenso wie die bürgerliche Intelligenz Reformen. Arbeiter versammeln sich in geheimen Lesezirkeln, organisieren Streiks, reden von Revolution.

Doch der Zar sieht in dem Imperium nach wie vor eine Art riesiges Landgut, dessen Eigentümer allein er ist. Nikolaus II., 1894 auf den Thron gekommen, glaubt an die persönliche Regentschaft eines Monarchen, der göttlicher Eingebung folgt, schwelgt in Ritualen und Kostümen des 17. Jahrhunderts.

Von Beginn an ist er mit der Regierungsarbeit überfordert – kann aber auch keine starken Minister ertragen und entlässt immer wieder seine fähigsten Berater. Reformen lehnt er grundsätzlich ab. Nur so, meint er, könne er seinem Erbe treu bleiben.

Anders als die Regierungen selbst der Vielvölkermonarchie Österreich-Ungarn oder des Deutschen Reiches macht Nikolaus praktisch keine sozia-

len oder politischen Zugeständnisse. Sein Regime setzt auf „Sicherheit“.

Die Geheimpolizei öffnet Briefe, überwacht staatsfeindliche Kreise, wirbt in Terrorzellen Doppelagenten an, die sich anschließend selbst an Morden beteiligen. Hunderttausende werden nach Sibirien verbannt – ein großer Teil von ihnen für politische Vergehen.

Dennoch bilden sich in den 1890er Jahren immer neue Geheimzirkel, mehren sich die Streiks, gehen Woche für Woche oppositionelle Studenten in die Fabriken, um Untergrund-Lesekreise zu organisieren – darunter mehr und mehr solche, die sich an den Lehren von Karl Marx orientieren.

Längst begeistert der deutsche Vordenker des Kommunismus auch viele Unzufriedene im Russischen Reich. 1898 gründen seine Anhänger in Minsk eine konspirative Dachorganisation: die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Russlands (SDAPR). Ihr Ziel: Die Arbeiter mit den Thesen von Karl Marx über das Wesen des Kapitalismus und die Gesetze der Geschichte vertraut zu machen – und so die Revolution vorzubereiten.

Der Priesterschüler Iossif Dschugachwili hat ein hervorragendes Gedächtnis und einen wachen Verstand. Er bekommt gute Noten. Allein: Schon bald erwischen ihn die Mönche mit Büchern moderner russischer und ausländischer Schriftsteller.

Doch Sosso lässt sich nicht einschüchtern. Sein großes Idol ist der rebellische Held eines georgischen Romans, der gegen die Russen kämpft und zugleich einen blutigen persönlichen Rachefeldzug führt: Koba. So, fordert Iossif, sollen die Freunde ihn fortan nennen.

Präzise politische Vorstellungen hat der junge Seminarist nicht – vielmehr bestimmt noch jenes diffuse Freiheitsverlangen, das die romantische Abenteuergeschichte um Koba in ihm angesprochen hat, sein Denken: die Neigung zur Aufässigkeit, der Widerwillen gegen das autoritäre Regiment der Mönche, sein georgischer Stolz.

Doch dann, im vierten Jahr am Priesterseminar, stößt Sosso mit seinem

In der Ölstadt Batumi

befiehlt Stalin

vermutlich seinen ersten

politischen Mord –

an einem Spitzel

Freundeskreis heimlicher Leser auf eine Lektüre völlig anderer Art: Karl Marx.

Der Jugendliche ist sofort beeindruckt. Die Theorien von Klassenkampf, Sozialismus und unaufhaltbarer Revolution geben seinem Trotz einen ideologischen Rahmen – seiner instinktiven Rebellion geschichtlichen Sinn.

Die politische Welterklärung des Karl Marx ersetzt ihm den längst verlorenen Kinderglauben. Freiheit und Glück, wohl auch Rache für alle kleinen und großen Kränkungen: All das erwartet Koba nun von der proletarischen Revolution.

Vermutlich Anfang 1898 schleicht er sich zum ersten Mal aus dem Internat, um einen geheimen Arbeiterzirkel zu besuchen. Und im gleichen Jahr tritt der inzwischen 19-Jährige einer Gruppe georgischer Marxisten bei, die wenig später das Tifliser Komitee der SDAPR gründen wird.

Mit dem Priesterberuf hat er innerlich schon lange abgeschlossen, doch die Ausbildung am Seminar setzt er noch fort. Im Frühjahr 1899 aber erscheint er nicht mehr zu den Abschlussprüfungen des fünften Studienjahrs.

Möglicherweise hat die Seminarleitung ihm die Entscheidung erleichtert und ihm wegen fort dauernder Fässigkeit und nachlassender Leistungen das Stipendium für bedürftige Zöglinge gestrichen, das er zuvor erhalten hat.

Als Dschugaschwili das Seminar verlässt, nimmt er eine solide klassische Bildung sowie ein quasi-religiöses Sendungsbewusstsein als junger Marxist mit – und angeblich auch einen Satz gestohlenen Büchern aus der Bibliothek.

Er geht für einige Zeit aufs Land, kehrt aber bald nach Tiflis zurück. Ein Freund besorgt ihm einen Posten im meteorologischen Observatorium, wo er die Beobachtungsbücher führt und auswertet. Zwischen den wechselnden Tag- und Nachschichten bleibt ihm Zeit, um zu lesen oder an lauen Abenden unter duftenden Akazien am Ufer der Kura über die Revolution zu diskutieren.

Den größten Teil seiner Freizeit jedoch verbringt Dschugaschwili nun im Maschinenlärm der Eisenbahnbetriebsstätten oder im Güterbahnhof. Gemeinsam mit anderen Aktivisten verkündet er den Arbeitern die Ideen von Karl

Marx, predigt die Revolution und stachelt zu Streiks an.

Er erweist sich als militanter Radikaler, der Kompromisse strikt ablehnt und stets rücksichtslos auf Eskalation setzt.

Die revolutionäre Bewegung soll nach seinen Vorstellungen von einer Elite eingeschworener Intelligenz ausgehen – gewöhnliche Arbeiter hält er für unzuverlässig. Manchem Mitstreiter erscheint so viel Arroganz unerträglich.

1901 organisieren Sosso und seine Genossen eine Demonstration zum 1. Mai, dem internationalen Tag der Arbeiterbewegung. Etwa 2000 Menschen folgen einer roten Fahne in Richtung Eriwanjskij-Platz.

Doch Soldaten und Polizisten warten schon, Kosaken galoppieren los. Klatschend gehen die schweren Riemenpeitschen, die einen Mann töten können, auf die Demonstranten nieder.

Vielleicht eine halbe Stunde dauert die Straßenschlacht, dann fliehen die Teilnehmer der Kundgebung, viele werden verhaftet.

Mehrfach entgeht Dschugaschwili in den folgenden Monaten nur knapp der Geheimpolizei. Und steigt unterdessen auf: Im November wird er in das Tifliser Komitee der SDAPR gewählt. Um seine Freiheit zu verwischen, zugleich aber wohl auch, um den allzu radikalen jungen Mann vorerst aus der Stadt zu schaffen, sendet ihn das Komitee auf eine

Propagandamission: nach Batumi am Schwarzen Meer.

Es ist der Ort, an dem Dschugaschwili den Umsturz proben wird.

Batumi, erst seit 1878 Teil des Zarenreichs, ist die Endstation einer Eisenbahnstrecke, die in Baku am Kaspischen Meer beginnt. Dort wird rund die Hälfte des weltweit verbrauchten Erdöls gefördert, und von dort bringen Züge das Petroleum über die kaukasische Landenge nach Batumi, wo es auf Schiffe verladen wird. Tausende Arbeiter schaffen hier in Öllagern und Fabriken.

An der Promenade reihen sich weiße Villen. Im Kasino, im Yachtclub, in Luxusbordellen verkehren einheimische Magnaten, reiche Russen, die leitenden Angestellten internationaler Konzerne. Die prominentesten Unternehmer in Batumi sind die schwedisch-russische Industriellendynastie Nobel und die französischen Rothschilds.

Ende 1901 heuert Dschugaschwili im Lagerhaus der Rothschild'schen Fabrik an, zu einem Tageslohn von 1,20 Rubel. Kurz darauf lädt er gut zwei Dutzend revolutionär gestimmte, besonders entschlossene Arbeiter zu einem Neujahrsabend in eine konspirative Wohnung und schwört sie auf ein härteres Vorgehen ein. Wenige Tage später steht ein

Jekaterina Dschugaschwili (hier ein Foto um 1930) vergöttert ihren Sohn Iossif – das einzige ihrer Kinder, das sein erstes Jahr überlebt. Gegen den Willen des Vaters setzt sie durch, dass der Junge eine Schule und später das Priesterseminar besucht





Insgesamt siebenmal verbannt
nach Sibirien – vermutlich ist er auf
diesem Foto bei der ersten Deportation
1903 zu sehen (weißes Kreuz). Doch fast immer kann der
Berufsrevolutionär fliehen

dichter, schwarzer Rauchpilz über dem Hafen: Rothschilds Lager brennt.

Iossif Dschugaschwili Feldzug hat begonnen. Denn das Unternehmen verweigert den Arbeitern, die beim Löschen geholfen haben, die ihnen zustehende Prämie – und der Genosse Koba sieht darin einen Anlass zum Streik.

Schnell lenkt die Geschäftsführung ein, doch der Arbeitskampf in Batumi geht weiter. Dschugaschwili dehnt seine Agitation auf die Fabrik eines armenischen Ölagnaten aus, dort können die Streikenden im Februar 1902 Lohnhöhungen von 30 Prozent durchsetzen.

Dann sind wieder die Rothschilds betroffen: Das Management kündigt Massenentlassungen an, die Arbeiter treten erneut in den Ausstand. Die Obrigkeit inhaftiert einige Rädeführer.

Als am 9. März Hunderte Demonstranten das Gefängnis stürmen wollen, lässt ein Offizier das Feuer eröffnen, 13 Menschen sterben. Dschugaschwili jubelt. Denn das „Massaker von Batumi“ befeuert die Wut der Unzufriedenen im ganzen Land. In der Logik des georgischen Revolutionärs ist das ein Sieg.

Koba schafft es in dieser Zeit, eine illegale Druckwerkstatt in Batumi zu installieren. Hier produzieren seine Getreuen unablässig Flugblätter in georgischer, russischer und armenischer Sprache.

In Batumi befiehlt er seinen vermutlich ersten Auftragsmord, an einem Spitzel: ein Tötungsbefehl, dem im Laufe seines Lebens Tausende folgen werden, letztlich Millionen.

Geheimhaltung, Misstrauen werden dem Georgier zur zweiten Natur – so wie auch die Vergeltungsbereitschaft, die er in den Bandenkämpfen seiner Jugend gelernt hat.

Doch dann, im April 1902, vier Monate nach Dschugaschwilis Ankunft in Batumi, umringen Gendarmen ein Haus, in dem er eben noch eine konspirative Versammlung geleitet hat. Koba ist ohne Chance.

Fast anderthalb Jahre sitzt er in verschiedenen Gefängnissen ein – und wird dann in die Verbannung nach Sibirien geschickt: nach Nowaja Uda. Ein Dorf im Nichts, zwischen Sumpf und Wald, gut 120 Kilometer vom nächsten Bahnhof entfernt.

Die Verbannten müssen sich in einer Bauernhütte einmieten; das Geld dazu,

auch für Kleidung und Lebensmittel, erhalten sie vom Staat. Dann bleibt ihnen nichts als Ausharren – lesen, trinken, Dorfmädchen verführen.

Zwischen den kaltgestellten, von Langeweile und Untätigkeit niedergedrückten Intellektuellen kommt es zu erbitterten ideologischen und persönlichen Kämpfen.

Jahrzehnte später wird sich Stalin damit brüsten, in der Verbannung den Ehrenkodex der übrigen politischen Delinquenten gebrochen zu haben, indem er sich mit gewöhnlichen Kriminellen einließ: Während seine Genossen die einfachen Verbrecher meiden, aus Furcht und aus Verachtung sei er mit jenen auf ausschweifenden Zechtouren durch die Schenken gezogen.



Ehe er im November 1903 in Nowaja Uda eintrifft, nimmt Dschugaschwilis Partei eine folgenreiche Entwicklung. Im Sommer versammeln sich Delegierte der SDAPR erst in Brüssel, dann in London zu einer Parteikonferenz. Zwei Fraktionen stehen einander gegenüber.

Die einen interpretieren Marx so, dass im rückständigen Russland der Kapitalismus erst noch voll aufblühen, eine bürgerliche Revolution stattfinden müsse, ehe die Arbeiterschaft den proletarischen Umsturz wagen könne. Bis dahin müsse man mit Gewerkschafts- und Bildungsarbeit den Schritt zum Sozialismus vorbereiten.

Dagegen halten die Ungeduldigeren einen direkten Sieg des Proletariats für möglich – sofern es von einer straff gelenkten Kaderpartei geführt werde: „Gebt uns eine Organisation von Revolutionären, und wir werden Russland aus den Angeln heben“, schreibt ihr Führer, der aus Russland nach Westeuropa geflohene Wladimir Iljitsch Uljanow.

In London erlangt seine Fraktion die Mehrheit im Zentralkomitee der Partei und nennt sich fortan *bolschewiki* („Mehrheitler“) – im Gegensatz zu den unterlegenen Gemäßigten, den *menschewiki* („Minderheitler“).

Uljanow ist auch Koba bekannt. Er ist sogar einer seiner Lieblingsautoren – unter dem Pseudonym „Lenin“.

Der Georgier bewundert Lenin. Keine Frage, welche Seite er wählen würde. Aber er befindet sich gerade rund 6000 Kilometer weiter östlich auf dem Weg zu seinem Verbannungsort.

Fluchten und Fluchtversuche aus Sibirien sind Anfang des 20. Jahrhunderts nicht ungewöhnlich. Gefälschte Papiere gibt es in fast jeder Form zu kaufen, dazu kommen Kleidung, Proviant, Fahrkarten, Besteckungsgeld – alles in allem kostet der Weg in die Freiheit rund 100 Rubel.

Auch Dschugaschwili erhält Geld und Unterstützung, vermutlich von Verwandten und Parteigenossen, und tritt schon bald die Flucht an.

Anfang Januar 1904 verlässt er Nowaja Uda, nur sechs Wochen nach seiner Ankunft. Schlägt sich zur Bahnlinie durch. Schlängelt sich per Zug entlang der von Spitzeln und Agenten überwachten sibirischen Bahnhöfe nach Westen. Etwa zwei Wochen dauert die Flucht, dann trifft er in Tiflis ein.

Es ist der denkbar beste Moment für einen entschlossenen Revolutionär. Im Februar 1904 tritt das Zarenreich in einen verlustreichen Krieg mit Japan ein. Die Untergrundparteien haben Zulauf wie nie zuvor, mehrere Minister fallen Attentaten zum Opfer.

Als sich Anfang 1905 die Kriegsiederlage abzeichnet und in Sankt Petersburg eine Demonstration blutig niedergeschossen wird, brechen im ganzen Reich Streiks und Unruhen aus, die aufgestaute Wut der Bauern entlädt sich in der Verwüstung adeliger Herrenhäuser.

Dschugaschwili wähnt den historischen Moment des Umsturzes gekommen: die, wie er es nennt, „Zeit der Rache“. Rastlos pendelt er zwischen den

Ein verlorener Krieg, wachsende Armut, Rechtlosigkeit: 1905 protestieren überall im Russischen Reich die Menschen gegen das zaristische Regime, so wie diese Arbeiter in Sankt Petersburg

Städten des südlichen Kaukasus, ruft Arbeiter zur Revolte gegen das Zarenregime auf - hetzt aber auch gegen die menschewistische Konkurrenz, die unter den Georgiern weit größeren Zulauf hat als die Bolschewiki.

Ende April reist er in das westgeorgische Tschiaatura, eine unwirtliche Minenstadt, die einen großen Teil des weltweit produzierten Mangans liefert. Koba tritt vor 2000 Bergleuten zu einem Rededuell mit menschewistischen Agitator an - und setzt sich durch. Tschiaatura wird zu einer bolschewistischen

Festung. Dschugaschwili richtet eine Druckerresse ein, beschafft Waffen, organisiert Kampfgruppen.

All das kostet Geld.

Schon lange erhalten revolutionäre Vereinigungen fast jeder Couleur Spenden von oppositionellen Unternehmern. Koba macht daraus nun ein System der Schutzgelderpressung im großen Stil: Wer nicht „spendet“, dessen Betrieb wird gesprengt, der Geschäftsführer ermordet. Wer zahlt, ist dagegen sicher, auch vor gewöhnlichen Kriminellen und ethnischer Gewalt.

Mitte Oktober, nachdem der Krieg gegen Japan ein für Russland zutiefst demütigendes Ende genommen hat, muss der Zar in Sankt Petersburg dem Druck im Land nachgeben und ein gewähltes Parlament versprechen sowie das Recht, Gewerkschaften und Parteien zu bilden.

Zwar wenden sich Dschugaschwili und andere sofort gegen diese „Falle“, predigen den fortgesetzten Kampf gegen „die liberalen Feinde des Volkes“. Doch die Spaltung der oppositionellen Front gelingt: Während die Bürgerlichen ihre politischen Ziele erreicht sehen, radicalisiert sich der Aufstand der Arbeiter und Bauern. Aber das Regime rüstet zum Angriff. Die Revolution von 1905 strebt auf eine Entscheidung zu.

Genau in diesem Moment tritt Iossif Dschugaschwili eine lang ersehnte Reise an. Auf einer Parteikonferenz will er jenen Mann treffen, den er aus der Ferne bewundert und der soeben sein Schweizer Exil verlassen hat, um näher an den Ereignissen zu sein: Lenin.

Es ist der 12. Dezember 1905. Dschugaschwili betritt den Volkssaal im finnischen, vom russischen Zaren beherrschten Tammerfors, dem heutigen Tampere. Er geht davon aus, dass Lenin die Parteidilegierten, die sich hier versammelt haben, warten lassen wird, wie jeder große Führer.

Doch verblüfft muss er feststellen, dass der „Bergadler unserer Partei“, wie Dschugaschwili ihn nennt, bereits in einer Ecke des Saals sitzt: ein unauffälliger, ja leutseliger Kahlkopf, der sich mit den Delegierten unterhält.

Koba, so wird er sich später erinnern, ist maßlos enttäuscht.

Erst als er Lenin kurze Zeit später reden hört - sachlich, logisch, kraftvoll - legt sich seine Skepsis. Allerdings: Der „Bergadler“ erhebt keinen Widerspruch, als die Delegierten eine Teilnahme der Bolschewiki an den Wahlen zur Duma, dem neuen russischen Parlament, erwägen. In Dschugaschwilis Augen eindeutig Kompromisslertum.

Der Georgier steht auf, greift den Plan in scharfen Worten an - und: Auch Lenin erhebt nun seine Stimme, unterstützt Dschugaschwilis Standpunkt. Zum Erstaunen der übrigen Funktionäre, aber die hält der Georgier ohnehin für Schwätzer.

Die Konferenz von Tammerfors tagt noch, da erfahren die Teilnehmer vom Großangriff des Regimes: In Moskau schießen Soldaten den Arbeiteraufstand im Industrieviertel Presnya nieder, auch im Kaukasus rückt das Militär gegen die Zentren der Revolte vor.

Dschugaschwili eilt zurück nach Tiflis. In den folgenden Monaten dringen die Truppen des Zaren rücksichtslos in die Provinzen vor und exekutieren Tausende Aufständische. Kosaken fallen peitschend, plündern und vergewaltigen über rebellische Dörfer her.

In einem blutigen Feldzug wird die Revolution von 1905 liquidiert. Dschugaschwilis Kampfgruppen im Kaukasus ziehen sich in den Untergrund zurück.

Doch die Agitation geht weiter. Um sie zu finanzieren, formt Koba aus einigen Kämpfern eine konspirative Bande, die Raubüberfälle begeht, aber auch Fluchten organisiert, Verräter tötet.

Wohl im Frühjahr 1906 kann der Georgier Lenin davon überzeugen, dass er ein besonders fähiger und skrupelloser Kämpfer ist, und erhält wahrscheinlich direkt vom Anführer der Bolschewiki den Auftrag, Geld zu beschaffen.

Raubüberfälle und Schutzgeld dienen vielen revolutionären Gruppen als Finanzquellen. Doch Kobas Gang von rund zehn Männern und Frauen, die allein ihrem Anführer und Lenins Sache verschrieben sind, übertrifft die meisten bald an Kühnheit, Brutalität und Erfolg.

Die Bande plündert Pfandhäuser, überfällt Banken, Züge, Postkutschen, kapert wahrscheinlich sogar ein Schiff auf dem Schwarzen Meer. Sie erbeutet

Dschugaschwili hetzt

gegen den Zaren - und

genauso hasserfüllt

gegen andere sozialisti-

tische Parteien

vermutlich Hunderttausende Rubel. Der größte Anteil wird zu Lenin geschmuggelt, der Rest dient zur Finanzierung der Agitation, für Waffenkäufe – und zur Organisation neuer Raubzüge.

Geplant werden die Verbrechen wohl unter anderem in dem Haus in der Frejlinkskaia-Straße in Tiflis. Dort gewähren ein Kumpan und dessen drei Schwestern Koba Zuflucht und Unterkunft. Vor allem die jüngste, Jekaterina Swanidse, genannt „Kato“, bewundert den charmanteren politischen Räuber. Die beiden beginnen eine Affäre. Im Juli 1906 heiraten sie – Kato ist schwanger. Dschugashwili scheint aufrichtig verliebt.

Seiner Raublust tut das jedoch keinen Abbruch: Etwa um die gleiche Zeit begegnet er einem Schulfreund, der in der Tifliser Staatsbank arbeitet – und die geheimen Fahrpläne der staatlichen Geldkutschen kennt. Die Idee zu einem spektakulären Coup entsteht.

Über ein halbes Jahr ziehen sich die Vorbereitungen hin. Die Bande wird um eine Anzahl erfahrener Gangster ergänzt. Dschugashwili organisiert den Ablauf nach seiner Gewohnheit bis ins kleinste Detail, legt Treffpunkte, Uhrzeiten, Bewaffnung fest.

Dann kommt der 13. Juni 1907.

Obwohl die Kosaken unmittelbar nach dem Überfall auf den Geldtransport das Viertel abriegeln, Gendarmen die üblichen Verdächtigen zusammentreiben und überall in der Stadt Häuser durchsuchen, ist keiner der Täter zu fassen – unter anderem deshalb, weil die einen wichtigen Gendarmerieoffizier bestochen haben.

Ungestört kann die Bande ihre Beute in eine Matratze einnähen: eine Viertelmillion Rubel – so viel, wie der Zar sich für ein ganzes Jahr als Privatbudget genehmigt. Eine der Frauen beaufsichtigt den Transport der gefüllten Matratze durch das nun von Polizisten und Soldaten überfüllte Tiflis zur alten Arbeitsstelle ihres Anführers, der Wetterstation. Als Koba abends heim zu seiner Familie kommt, liegt der Schatz, den halb Tiflis sucht, in der Couch eines nichts ahnenden Meteorologen.

Später wird ein Vertrauter das Geld zu Lenin nach Finnland schmuggeln, der es wiederum im Ausland waschen lässt. Und wohl endgültig zu dem Schluss kommt, dass Iossif Dschugashwili genau die Art Mensch ist, die er braucht.

Noch im Sommer 1907 bricht Dschugashwili mit seiner Frau und dem wenige Monate alten Jakow nach Baku auf, der anarchistischen, mafiosen und zugleich mondänen Öl-Stadt am Kaspiischen Meer.

Doch während Koba Fuß fasst, Arbeiter agitiert, Macht über die örtliche Partei gewinnt, ihre bewaffneten Gruppen reorganisiert, erkrankt Kato in der fauligen Hitze von Baku. Dschugashwili schickt sie zurück nach Tiflis – zu spät: Ende November 1907 stirbt sie mit nur 22 Jahren, vermutlich an Fleckfieber.

Der Mann, der einmal Stalin sein wird, weint wie ein Kind. Mit Kato sei „das letzte warme Gefühl für die Menschen“ in ihm gestorben, soll er bei der Beerdigung geschluchzt haben.

Noch im Winter nimmt er den Kampf wieder auf. Rücksichtloser als je zuvor. „Politik ist ein schmutziges Geschäft“, sinniert er später: „Wir alle leisteten schmutzige Arbeit für die Revolution.“

Schmutzige Arbeit, das heißt: Mord, Raubmord, Brandstiftung, Schutzgelderpressung, Kindesentführungen. Der Georgier bleibt der wichtigste Geldbeschaffer der Bolschewiki.

In der gesetzlosten Stadt des Zarenreiches verschwimmen die Grenzen zwischen Revolutionären, organisierter Kriminalität und ungezügeltem Kapitalismus: Alle Seiten greifen zur Gewalt, bekämpfen sich – oder schließen unter der Hand Abkommen.

Industriebosse unterhalten zum Schutz ihrer Ölfelder Schlägertrupps oder kaufen sich mit großen Summen frei; manche sympathisieren gar mit den radikalen Feinden des verhassten Regimes, einige haben selbst eine revolutionäre Vergangenheit.

Dschugashwili schafft sich unter den zumeist analphabetischen Arbeitern eine Hausherrin. Verfolgte Revolutionäre aus allen Teilen des Landes strömen nach Baku. Der Georgier wird so etwas wie der bolschewistische Pate einer anarchistischen Stadt.

Er hat keine feste Adresse, wechselt selten die Kleider und sieht aus wie ein beliebiger Arbeitsloser. Doch nach gelungenen „Expropriationen“, wie die Raubzüge im Jargon der Bolschewiki heißen, spendiert er seinen Gefolgsleuten ausgelassene Feiern in den Privatzimmern teurer Restaurants. Später nennt er es seine „Gesellenzeit“.

Sie endet in der Nacht zum 25. März 1908. Bei einer Hausdurchsuchung geht der Polizei ein Gajos Bessowitsch Nischeradse in die Fänge. „Bessowitsch“, „Sohn des Besso“ – eine dieser Anspie-

Dschugashwili's erste Ehefrau Jekaterina Swanidse stirbt 1907 im Alter von 22 Jahren. Ihr früher Tod trifft den Revolutionär schwer. Auf der Beerdigung bricht er angeblich zusammen und schluchzt, mit ihr sei ihm das „letzte warme Gefühl“ für die Menschen gestorben





1913 wird Stalin (hintere Reihe, 3. v. l.) zu vier Jahren Verbannung verurteilt. Unweit des Polarkreises in Nordsibirien warten er und andere führende Bolschewiki wie etwa Lew Kamenev (rechts neben ihm) auf die Revolution

lungen in Decknamen, zu denen Dschugaschwili zeitlebens neigt.

Erst nach sieben Tagen begreifen die Gendarmen, dass sie den prominentesten Bolschewiken des Kaukasus verhaftet haben.

Bis 1917 wird Dschugaschwili nur noch anderthalb Jahre als freier Mann verbringen, auf der Flucht zwischen immer neuen Arresten und Verbannungen. Zugleich jedoch steigt er unter Lenins Protektion vom Geldbeschaffer zum Mitglied des höchsten Parteigremiums auf, des Zentralkomitees. Er beginnt, sich „Stalin“ zu nennen, abgeleitet vom russischen Wort für Stahl – wohl auch, weil es ähnlich klingt wie Lenin.

Literatur: Simon Sebag Montefiore, „Der junge Stalin“, Fischer Taschenbuch Verlag; mitreißende und lebendige Darstellung, die aus einer Vielzahl zuvor unbekannter Quellen schöpft. Ronald Grigor Suny, „The Making of the Georgian Nation“, Indiana University Press; Standardwerk zur Geschichte von Georgien, der Heimat und dem frühen Wirkungsfeld Stalins.

1913 verurteilt ihn ein Sondergericht zu vier Jahren Verbannung im Norden Sibiriens, nicht weit vom Polarkreis.

Die Gegend ist fast menschenleer, der Winter dauert neun Monate, auf seinem Höhepunkt gibt es praktisch kein Tageslicht mehr. Die Temperaturen fallen bis auf minus 60 Grad Celsius. Eine Flucht scheint ausgeschlossen.

Stalin nimmt die Überlebenstechniken der hier heimischen Ureinwohner an. Als beim Fischen eines Tages ein Mann zurückbleibt und im eisigen Wasser ertrinkt, sagen sie: „Warum sollen wir Mitleid mit Menschen haben? Von ihnen können wir jederzeit mehr machen. Aber ein Pferd – versuch mal, ein Pferd zu machen.“

Dschugaschwili lernt, wochenlang allein zu sein, im Wald, ohne einen Menschen. Die Wölfe, die heulend seine Hütte umkreisen, wird er nicht mehr vergessen; später zeichnet er sie bei Sitzungen auf Dokumente.

Neben den georgischen Straßenkämpfern, den Priesterseminaristen, den Meister der Konspiration, dem Mafia-boss und Parteisoldaten tritt nun der Eisläger Stalin, mit seinem Selbstverlass und seiner Wachsamkeit in Kälte und Isolation.

Ende 1916, der Erste Weltkrieg ist im dritten Jahr, das Regime wankt unter Niederlagen und Verlusten, werden selbst Verbannte zum Militär eingezogen. Auch Iossif Dschugaschwili.

Als jedoch im Februar die sibirische Stadt Krasnojarsk erreicht, erklärt ihn ein Musterungsarzt für untauglich – wegen seines steifen Arms.

Kurz darauf bricht das Regime zusammen: Am 2. März 1917 dankt Nikolaus II. ab. Wenige Tage später sitzt Stalin im Zug nach Petrograd, wie Sankt Petersburg seit Kriegsbeginn heißt.

Am Morgen des 12. März 1917 trifft er auf dem dortigen Nikolajewskij-Bahnhof ein. Die Revolution, die er stets ersehnt hat, ist bereits im Gange. □

Mathias Mesenhöller, 39, ist Historiker in Leipzig.



DER PUTSCH DER

Als Anfang März 1917 nach zahlreichen

Massendemonstrationen in Petrograd der Zar

abdankt, scheint die Demokratie in Russland

gesiegt zu haben. Doch Wladimir Iljitsch Lenin

genügt das nicht: Der Führer der linksradikalen

Bolschewiki arbeitet auf einen Staatsstreich

hin – und auf die Diktatur seiner Partei

1917 BOLSCHEWIKI

Anfang April 1917 kehrt Wladimir Iljitsch Ulianow, genannt Lenin (hier auf einem Foto von 1920), aus dem Schweizer Exil nach Russland zurück. Sogleich ruft der Führer der Bolschewiki zum bewaffneten Aufstand gegen die bürgerlich-sozialistische Koalition auf, die seit der Februarrevolution regiert – und seine Rückkehr durch eine Amnestie überhaupt erst ermöglicht hat (rechts neben der Tribüne Leo Trotzki, der Organisator des Staatsstreichs vom Oktober 1917)

Auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges stirbt das alte Europa. Erbarmungslos treiben kaiserliche und königliche Potentaten, kalte Technokraten und ruhmsüchtige Politiker Millionen Soldaten in den Tod. Viele der überkommenen Regimes überstehen den Weltenbrand nicht: Die Hohenzollern-Monarchie im Deutschen Reich stürzt, und der österreichische Kaiser Karl I. wird der letzte Herrscher aus dem Geschlecht der Habsburger sein. Doch nirgendwo sind die Veränderungen so grundstürzend wie im Russischen Reich. Denn in dem riesigen Land, das sich von der Oder bis zum Pazifik, vom Nordpolarmeer bis an die Grenzen Persiens erstreckt, hat sich der Hass auf den Zaren schon seit Jahrzehnten aufgestaut: bei den Bauern, die oft noch vegetieren wie zur Zeit der Leibeigenschaft; bei Bürgern, die mehr Rechte fordern; bei Intellektuellen, die für kritische Zeitungsartikel nach Sibirien verbannt werden. Und seit Kriegsausbruch 1914 auch bei den Soldaten, die an der Front ins Feuer überlegener Feinde gejagt werden. Im Februar 1917 entlädt sich die angesammelte Erbitterung des Volkes in einem Aufstand. Der Zar muss abdanken. Und acht Monate später zettelt eine kleine Gruppe von Parteifunktionären einen erneuten Umsturz an – die wohl folgenreichste Revolution der Geschichte

PETROGRAD, 24. 10. 1917, 22.00 UHR.

Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin, zieht sich eine Perücke über den kahlen Schädel. Der machtbewusste Meisterdenker der Bolschewiki erträgt sie nicht mehr länger: die Isolation, die erzwungene Untätigkeit. Er ist von seiner Partei abgeschnitten.

Seit einigen Wochen versteckt er sich in der Wohnung einer Genossin. Gegen ihn liegt ein Haftbefehl vor. Und so hat ihm das bolschewistische Zentralkomitee verboten, in die Partezentrale zu kommen – das Risiko einer Festnahme wäre zu groß. Er kann mit den Genossen nur über Briefe kommunizieren, die seine Gastgeberin quer durch die Stadt trägt.

Doch an diesem Dienstag holt Russlands sozialistisch-bürgerliche Koalitionsregierung zum Schlag gegen ihre linksradikalen Feinde aus: Sie zieht Truppen zusammen, versucht, strategisch wichtige Punkte in der Stadt zu besetzen, hat zwei bolschewistische Parteizeitungen verboten.

Lenin ist sich sicher: Seine gesamte politische

Strategie wird scheitern, wenn die Genossen heute nicht das Richtige tun. Und das ist in den Augen des 47-Jährigen: der bewaffnete Aufstand – sofort.

Aber die anderen Führer der Bolschewiki zögern, sperren sich, wie etwa das ZK-Mitglied Josef Stalin, gegen einen überhebtesten Staatsstreich.

Sie wollen warten, bis am nächsten Tag ein Kongress mit Abgesandten aus

dem ganzen Land zusammentritt und die Absetzung der Regierung legitimiert. Bis dahin sollte man die eigenen militärischen Kräfte sammeln, so Stalin wenige Stunden zuvor in einer Rede vor Parteidilegierten.

Lenin hat im Lauf dieses Tages die Parteiführung immer wieder gebeten, ins Hauptquartier kommen zu dürfen – und nur Absagen erhalten. Er hat verzweifelte Aufrufe zum Kampf geschrieben: „Die Lage ist extrem kritisch. Mit allem Nachdruck bitte ich die Genossen zu begreifen, dass alles nun an einem Faden hängt, dass wir vor Problemen stehen, die nicht durch Konferenzen oder Kongresse gelöst werden können, sondern nur durch die Völker, die Massen, den bewaffneten Kampf. Wir müssen um jeden Preis – noch an diesem Abend – die Regierung verhaften. Wir dürfen nicht warten! Wir können alles verlieren!“ Doch niemand ist darauf eingegangen.



Soldaten der kaiserlichen Armee, die sich den Revolutionären im Februar 1917 angeschlossen haben, fahren nach der Abdankung des Zaren Nikolaus II. in den Straßen Petrograds Patrouille



Mit dem Sturz des Zarenregimes Anfang März 1917 enden die Unruhen in Petrograd nicht. Immer wieder protestieren Arbeiter und Soldaten gegen schlechte Lebensmittelversorgung und den Krieg. Am 4. Juli lässt die neue Regierung – wie hier auf dem Newskij-Prospekt – auf Demonstranten schießen, von denen viele bewaffnet sind. Dutzende Menschen sterben

Deshalb: Trotz der Gefahr, verhaftet zu werden – er muss den Unterschlupf verlassen, die zögernden Genossen umstimmen, Befehle geben. Und nicht Appelle auf Zettel kritzeln, die nichts bewirken.

Doch ist sein Aussehen der Polizei bekannt – auch ohne den Bart, den er längst abrasiert hat. Mit Steckbriefen wird nach ihm gefahndet. Und so verkleidet er sich mit einem grauen Haar teil und einer Brille, umwickelt das Gesicht mit einem Verband, als hätte er Zahnschmerzen, und verlässt die Wohnung in Begleitung seines Leibwächters.

Es ist eine klare Nacht, frostig vom Nordwind. Die beiden Männer fahren mit einer fast leeren Straßenbahn in Richtung Zentrum. Vom Finnändischen Bahnhof unweit der Newa gehen sie zu Fuß weiter, überqueren den Fluss, laufen dann ostwärts auf der Schpaler-

naja-Straße – und werden von einer berittenen Patrouille angehalten.

Lenins Begleiter, ein finnischer Ge nesste, gerät in Panik: An gleicher Stelle ist vor einigen Monaten ein Bolschewik von Soldaten mit einem Säbel erschlagen worden; was würden die regierungs treuen Bewaffneten tun, wenn sie jetzt deren Führer identifizierten?

Doch die Militärs halten den Mann mit dem verbundenen Gesicht und den abgetragenen Kleidern für einen Betrunkenen und lassen ihn passieren.

Gegen Mitternacht erreichen Lenin und sein Leibwächter endlich ihr Ziel: das Smolnyj-Institut, eine fröhliche Schule für Adelstöchter, in der jetzt die Ausschüsse der Arbeiter und Soldaten tagen sowie Fabrikkomitees und Parteigruppen wie etwa das ZK der Bolschewiki.

Die Nachricht vom Losschlagen der Regierung ist hier längst angekommen; das einstige Mädcheninternat wirkt wie ein Feldlager: Die Front des rund 200 Meter langen Gebäudes ist hell erleuchtet. Rote Garden – Gruppen von bewaffneten Arbeitern – sowie revolutionäre Soldaten sichern mit Maschinengewehren den Haupteingang und die Nebenstrassen. Eine doppelte Postenkette bewacht die Außeneingänge, im Innenhof fahren Lkw und Motorräder vor, Rotgar diisten, die sich um Lagerfeuer scharen, kontrollieren die Passierscheine.

Lenin hat keinen Pass, doch er kann sich inmitten einer größeren Menschengruppe an den Wachen vorbeidrücken. Und ist endlich an dem Ort, wo in dieser

DIE PETROGRADER GARNISON MEUTERT!



Arbeiter und Soldaten Petrograds entsenden im Frühjahr 1917 ihre Vertreter in einen gemeinsamen Rat – eines der Gremien, die nach dem Ende der Zarenherrschaft die Macht in der Hauptstadt übernehmen. Zwar dominieren in diesem »Sowjet« linke Parteien. Doch die Fraktion der Bolschewiki ist anfangs nur schwach

Nacht die Entscheidungen getroffen werden.

Denn das Smolnyj-Institut wird in den folgenden Stunden das Epizentrum eines Umsturzes sein, den die Geschichtsschreibung der späteren Sowjetunion als „Große Sozialistische Oktoberrevolution“ feiern wird. Die in Wirklichkeit aber der Putsch einer kleinen Clique von Parteifunktionären ist.

Der Umbruch, der sich im Oktober anbahnt, ist bereits die zweite Revolution, die 1917 Russland erschüttert: Schon Anfang des Jahres entluden sich Wut und Unzufriedenheit der Arbeiter in den Fabriken Petrograds in Streiks und Massendemonstrationen.

Der immer stärker werdende Hunger verstärkte den Unmut in einem äußerst kalten Winter. Im Februar lag die Durchschnittstemperatur in Petrograd bei minus 15 Grad; Frost und Schneestürme hatten den Eisenbahnverkehr zusammenbrechen lassen, sodass kaum noch Getreide in die Hauptstadt des Russischen Reiches am Finnischen Meerbusen gelangte.



Seit einer blutigen Straßenschlacht im Sommer 1917 fahndet die Regierung nach dem Aufrührer Lenin. Der verändert sein von Steckbriefen bekanntes Gesicht mit einer Perücke und dem ungewöhnlich glatt rasierten Kinn

Der Zorn richtete sich zudem gegen den sinnlosen Schrecken des seit zwei-einhalb Jahren andauernden Krieges mit Deutschland und Österreich, in dem Millionen russischer Soldaten getötet oder verstummt worden waren.

Vor allem aber protestierten die Menschen gegen Zar Nikolaus II., der wie ein Despot herrschte, auf unbewaffnete Demonstranten schießen ließ und alle Reformfordernisse der Duma – des seit 1906 bestehenden, aber machtlosen Parlaments – einfach ignorierte.

Am 23. Februar 1917 streikten die Textilarbeiterinnen und viele Metallarbeiter in der Hauptstadt (die seit Kriegsbeginn nicht mehr Sankt Petersburg heißen durfte, weil dieser Name zu deutsch klang). 24 Stunden später folgten ihnen etwa 16 000, am Tag darauf 200 000 Kollegen: die Hälfte der gesamten Arbeiterschaft in der Region. In mehr als 130 Betrieben wurde die Produktion gestoppt.

Mächtige Demonstrationszüge bewegten sich über den Fluss ins Stadtzentrum. Die Streikenden skandierten „Brot!“, „Nieder mit dem Zaren!“ und

„Nieder mit dem Krieg!“. Zahlreiche Soldaten sympathisierten mit ihnen.

Und als Nikolaus II. befahl, die Proteste niederzuschießen, weigerte sich Regiment um Regiment, auf die eigenen Landsleute anzulegen, bis schließlich am 1. März die gesamte, 170 000 Mann starke Petrograder Garnison auf der Seite der Aufständischen stand.

Es kam zu Chaos in der Hauptstadt: Meuternde Soldaten töteten Offiziere, die sie zum Gehorsam zwingen wollten; streikende Arbeiter stürmten Waffenarsenale, schossen auf regimetreue Polizisten, öffneten die Gefängnisse und befreiten alle Straflinge – die politischen wie die kriminellen.

Bewaffnete Banden übernahmen die Macht auf den Straßen. Sie plünderten Geschäfte und Schnapsläden, überfielen Häuser der Reichen, beraubten Passanten. Wer wie ein Offizier oder wohlhabender Bürger aussah, und wenn er nur eine Brille oder einen gestärkten Kragen trug, musste Angst haben, attackiert zu werden – bis zu 1500 Menschen wurden in wenigen Tagen getötet.

Der Ausbruch der Gewalt erschreckte die liberalen und gemäßigt sozialistischen Mitglieder des Parlaments, die nur ein Mittel sahen, die Anarchie zu beenden: ein Duma-Komitee die Macht übernehmen zu lassen und die Zarenherrschaft zu besiegen – das Hassobjekt der Aufrührer, die überall in der Stadt kaiserliche Statuen klopften, Porträts verbrannten und Wappen mit dem doppelköpfigen Adler der Monarchie herunterrißsen.

Am 2. März rieten die Parlamentarier Nikolaus II. entschieden zur Abdankung. Auch Generäle und Vertraute des Monarchen drängten auf den Rücktritt; sie fürchteten, sonst werde die Front gegen die Deutschen auseinanderbrechen, da sich die Rebellion auf die kämpfenden Truppen auszubreiten drohte.

Die Fortführung des Kampfes gegen Berlin erschien Militärs und Politikern wichtiger als die Rettung des Zaren, dem selbst viele Aristokraten nicht zutrauten, den Krieg zu gewinnen.

Nikolaus II., der in seinem Privatzug etwa 250 Kilometer südwestlich der Hauptstadt feststeckte, weil Aufständische die Gleise blockierten, gab dem

Druck nach. Noch am 2. März erklärte er seinen Rücktritt sowie den Thronverzicht seines Sohnes – erleichtert, nun nicht selbst einen Ausweg aus der Katastrophe finden zu müssen.

Russland, fast 400 Jahre lang unter der Zarenherrschaft, wurde nach nur acht Tagen des Aufstands zur Republik.

Das zaristische Regime brach sofort zusammen, als seine Spitze verschwunden war: Die Minister waren bereits gefangen genommen, die Chefs der Gouvernements traten zurück, Polizeieinheiten wurden aufgelöst und durch Bürgermilizen ersetzt. Und die Generäle unterstellt sich der neuen Regierung, die versprach, den Krieg bis zum Sieg weiterzuführen.

Doch diese „Provisorische Regierung“, die sich aus der Duma gebildet hatte und mehrheitlich aus Ministern der bürgerlich-liberalen Partei der Konstitutionellen Demokraten bestand, war nicht das einzige Machtzentrum der neuen Demokratie.

Denn die Revolutionäre in den Fabriken und Armee-Einheiten der Kapitale hatten eine eigene Vertretung gewählt: einen Arbeiter- und Soldatenrat, in dem gemäßigte sozialistische Parteien dominierten – darunter die Sozialrevolutionäre, die auf dem Land viele Unterstützer hatten, sowie die sozialde-

mokratischen Menschewiki. Der Anteil der Bolschewiki hingegen war nur klein.

Nur mit Zustimmung dieses Petrograder Sowjets (russ. für „Rat“) durfte das Kabinett unter Ministerpräsident Georgij Jewgenjewitsch Lwow *de facto* regieren. Selbst aber die Macht zu übernehmen, das wagten die Führer des Sowjets (der wie die Regierung im Taurischen Palast tagte) nicht. Sie fürchteten einen Aufstand des Bürgertums, der Offiziere und der wohlhabenden Bauern: einen inneren Krieg, der den Staat zerreissen würde.

Die Regierung Lwow machte Russland zum „freiesten Land der Welt“, wie Lenin bemerkte: Versammlungs-, Presse- und Redefreiheit wurden garantiert, die Todesstrafe abgeschafft, das allgemeine und gleiche Wahlrecht eingeführt, nach dem die Bevölkerung schon bald eine Verfassunggebende Versammlung bestimmen sollte. Zudem ordnete die Regierung eine Amnestie an – dank der auch die Führer der Bolschewiki aus dem Exil zurückkehren konnten.

SMOLNYJ-INSTITUT, 25. 10., 00 UHR.

Lenin, der an den Wachen vorbei ins Gebäude geschlüpft ist, hastet durch die langen, gewölbten Korridore der eisigen Mädchenschule, die von wenigen Glühlampen nur schwach erleuchtet



Zunächst wird Nikolaus II. in einem Palast nahe Petrograd unter Hausarrest gestellt. Im August 1917 muss er in ein einfaches Haus in Sibirien umziehen, wo er – mit Familie – manchmal auf einem Gewächshaus in der Sonne sitzt

werden. Überall schlafen Soldaten, liegen Bündel von Zeitungen herum, die Steinfliesen sind von Abfall übersät; es stinkt nach Urin, kaum jemand kümmert sich um die Plakate an den Wänden, die zu mehr Reinlichkeit mahnen.

An den Türen weisen Emailleschilder auf die frühere Nutzung der Räume hin: „Damenklassenzimmer Nr. 4“ oder „Büro für das Lehrpersonal“. Darüber hängen Hinweiszettel, die die neuen Bewohner anzeigen, etwa „Exekutivkomitee des Petrograder Sowjets“ oder „Militärisches Revolutionskomitee“.

Das ZK der Bolschewiki tagt in Raum 36 im ersten Stock. Als Lenin ins Zimmer stürmt, reißt er sich vor Aufregung mit der Mütze auch die Perücke vom Kopf. Er beschwört die Genossen, sofort eine Krisensitzung einzuberufen und mit der Machtergreifung zu beginnen.

Gegen 2.00 Uhr versammeln sich die Führer der Partei. Unter ihnen: Leo Trotzki, 37, ein brillanter Redner mit wirrem Haarschopf, während Lenins Abwesenheit de facto der Kopf der Bolschewiki. Dazu Lew Kamenew, ein kleiner Mann, rötlicher Knebelbart; der 34-Jährige tritt für eine gemäßigte Politik ein. Sowie Josef Stalin, 38. Der Chefredakteur der Parteizeitung „Robotschij Put“ („Arbeiterweg“) ist nach seiner Rede am Nachmittag, in der er sich gegen einen sofortigen Aufstand ausgesprochen hat, in die Wohnung seiner zukünftigen Schwiegereltern geeilt und hat sich schlafen gelegt – ohne zu ahnen, dass es noch in dieser Nacht zum Putsch kommt.

Denn Lenin kann die Genossen rasch überzeugen. Das Zentralkomitee gibt den Befehl zum sofortigen Loschlagen der ihnen unterstellten Roten Gardes sowie der vielen Soldaten aus der Petrograder Garnison, die die Seiten gewechselt haben.

Trotzki, der Leiter des Militärischen Revolutionskomitees, dem die bewaffneten Kräfte des Sowjets unterstehen, improvisiert schnell einen Plan zur Er-

oberung der Hauptstadt. Die Kommandeure der Kampfeinheiten müssen persönlich instruiert werden, da die Regierung sämtliche Telefonleitungen zum Smolny-Institut gekappt hat. Kurzfristige taktische Änderungen tragen Boten durch die Metropole.

Und obwohl der Umsturz kaum begonnen hat und das bürgerlich-sozialistische Kabinett weiterhin im Amt ist, diskutieren die Bolschewiki schon über die Form ihrer zukünftigen Regierung. Die Mitglieder sollen allerdings nicht Minister heißen – eine zu abgenutzte Bezeichnung. Sondern, wie Trotzki vorschlägt: Volkskommissare.

Eine gute Idee, sagt Lenin, der als Regierungschef vorgesehen ist: „Es riecht nach Revolution.“

Es ist 5.00 Uhr morgens, und er hat sich endgültig durchgesetzt – in einem innerparteilichen Kampf, der seit mehr als sechs Monaten tobt.

Schon als Lenin Anfang April 1917 aus seinem seit fast 17 Jahren nahezu ununterbrochen andauernden Exil nach Russland zurückkehrte, verlangte er von seiner Partei einen Politikwechsel, drängte auf den Bruch mit der Regierung sowie auf eine Bewaffnung der Arbeiter und die Diktatur der Sowjets.

Die meisten bolschewistischen Führer hingegen wollten eine Zusammen-

arbeit mit der Regierung und den anderen Linken. Viele von ihnen gingen davon aus, dass in Russland (wie es die marxistische Theorie forderte) zunächst eine längere Zeit der bürgerlichen Herrschaft notwendig sei; deren Träger – jene Parteien, die im März 1917 an die Macht gekommen waren – seien daher zu unterstützen.

Das Bürgertum würde das rückständige Agrarland (mehr als 80 Prozent der 162 Millionen Bewohner des Russischen Reiches leben auf dem Land) zunächst nach und nach in eine kapitalistische Gesellschaft umformen. Erst der dann aufflammende Klassenkampf zwischen Fabrikbesitzern und dem inzwischen entstandenen Proletariat könnte einen sozialistischen Umsturz herbeiführen.

Doch Lenin forderte einen sofortigen Aufstand – und die weitere Entwicklung bestärkte ihn darin. Denn das Land brach nach der Februarrevolution auseinander. Zuerst die Armee: Schon nach wenigen Tagen scheiterte die letzte russische Großoffensive in Galizien; die schlecht ausgebildeten, unzureichend ausgerüsteten Angreifer wurden zurückgeschlagen, rund 40 000 Soldaten fielen. Mehr als 170 000 Kämpfer desertierten, oft verließen ganze Einheiten die Front.

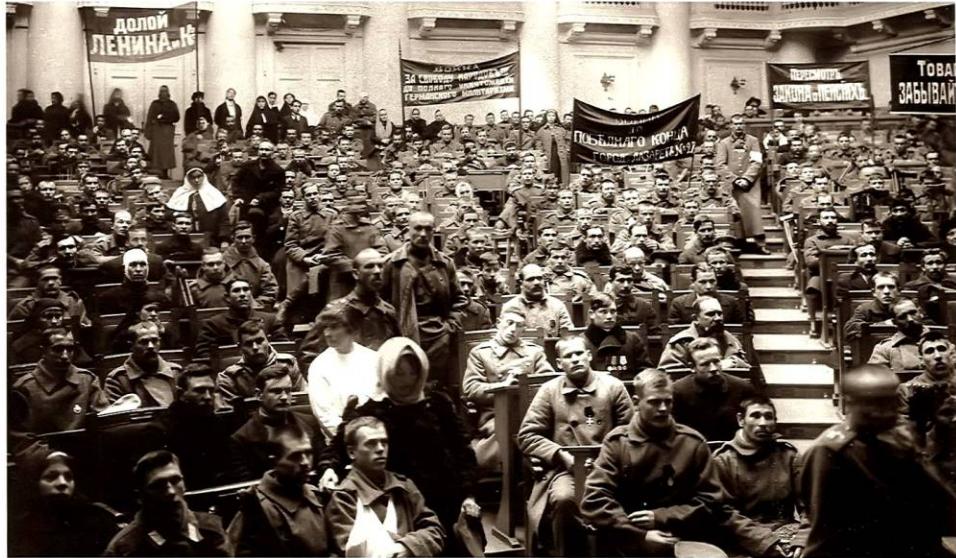
Währenddessen wurde die Versorgung der großen Städte mit Brennstoffen und Lebensmitteln immer katastrophaler, die Preise stiegen rasant. Offensichtlich war auch die neue Regierung nicht in der Lage, etwas dagegen zu unternehmen. Und vor allem hielt sie daran fest, den Krieg nur mit einem Sieg zu beenden. Doch die Soldaten wollten keinen Tag weiterkämpfen.

Erneut gingen Arbeiter und Soldaten auf die Straßen, verlangten die Absetzung der bürgerlichen Minister und forderten: „Alle Macht den Räten!“

Nach einer blutigen Demonstration am 4. Juli ließ



Alexander Kerenski – der Chef der Provisorischen Regierung aus gemäßigten Sozialisten und Bürgerlichen, hier bei einem Besuch an der Front – will den Krieg gegen Deutschland unbedingt weiterführen



Die Bolschewiki propagieren ein sofortiges Kriegsende, auch um den Preis einer demütigenden russischen Niederlage. »Nieder mit Lenin!«, fordern deshalb am 16. April 1917 patriotische, für eine Fortsetzung des Krieges demonstrierende Invaliden im Taurischen Palast in Petrograd – dem Sitz sowohl der Provisorischen Regierung als auch des Arbeiter- und Soldatenrats

die Provisorische Regierung rund 800 Bolschewiki für kurze Zeit verhafteten, darunter fast alle Parteiführer (Lenin konnte nach Finnland fliehen), obwohl die den Aufruhr weder gewollt noch geplant hatten.

Gleichzeitig traten die gemäßigten sozialistischen Parteien in eine neue Regierung unter Alexander Fjodorowitsch Kerenskij ein. Der populäre Politiker der Sozialrevolutionären Partei war einer der Anführer des Sowjets sowie Kriegsminister der Regierung gewesen.

Doch die Radikalisierung der Arbeiter konnte auch dieser Wechsel nur kurz dämpfen.

Die Mitgliederzahl der bolschewis-tischen Partei, die ein sofortiges Ende des Krieges forderte, wuchs um das Vierfache auf etwa 350 000 an. Zudem nahm ihr Stimmenanteil bei Wahlen zu Stadtsowjets etwa in Moskau drama-

tisch zu – auf Kosten der gemäßigten Sozialisten: der Sozialrevolutionäre sowie der Menschewiki. In der Hauptstadt Petrograd übernahmen die Bolschewiki im September die Führung des Arbeiter- und Soldatenrats. Vorsitzender des Exekutivkomitees wurde Leo Trotzki.

Als das Gerücht aufkam, Kerenskij wolle die Petrograder Soldaten zum Kampf an die Front schicken und die Hauptstadt gar den Deutschen überlassen, erklärten die dortigen Soldatenräte, sie würden nicht mehr der regulären Armeeführung und dem Ministerpräsidenten folgen, sondern nur noch dem Militärischen Revolutionskomitee des Petrograder Sowjets. Einflussreichster Führer dieses Gremiums: Trotzki.

Angesichts dieser Erfolge waren die meisten Bolschewiki überzeugt: Im All-

russischen Kongress der Sowjets, zu dem sich mehr als 400 Vertreter örtlicher Räte am 25. Oktober in Petrograd versammeln sollten, würde die Mehrheit alle Macht den Räten zubilligen – und damit die Machtausübung durch die Bolschewiki demokratisch legitimieren.

Doch Lenin, der immer noch eine Verhaftung fürchtete und sich nicht traute, in die Hauptstadt zurückzukehren, beschimpfte seine zaudernden Genossen in Briefen als „erbärmliche Verräter an der Sache des Proletariats“. Man befindet sich unzweifelhaft „am Vorabend der Revolution im Weltmaßstab“.

Einen solchen Augenblick zu verpassen, um auf den Sovjetkongress zu warten, sei „vollendete Idiotie“. Denn

LENIN BE SCHIMPFT ZAUDERNDEN GENOSSEN



Nach dem Februarumsturz bewaffneten sich viele Petrograder Arbeiter und bilden Kampfverbände zur Verteidigung ihrer Fabriken gegen eine mögliche Konterrevolution – so auch die Beschäftigten des Maschinenbauers Vulkan. Im Oktober stellen sich die politisch radikalsten Truppen der Hauptstadt, die Roten Garden, unter das Kommando der Bolschewiki

jede Verzögerung gebe Kerenskij die Gelegenheit, in die Offensive zu gehen.

Tatsächlich begann der Ministerpräsident am 24. Oktober den Kampf gegen die Bolschewiki: Er schloss zwei ihrer Zeitungen und versuchte, möglichst viele regierungstreue Truppen in Petrograd zu sammeln. Noch immer war Kerenskij siegesgewiss. Er verfüge über mehr Kräfte als nötig, erklärte er einem befreundeten Politiker. Die Bolschewiki würden „endgültig zermalmt“.

Doch er überschätzte seine militärische Macht: Nur ein Bataillon von etwa 200 Frauen stellte sich zur Verfügung, dazu ein Regiment Kriegsversehrter unter dem Befehl eines einbeinigen Stabsrittmeisters sowie 134 Offiziere und knapp 2000 Offiziersschüler, die meist Dienst im Winterpalast absolvierten, dem Regierungssitz.

Dagegen hatte das Militärische Revolutionskomitee Tausende Rotgardisten und Matrosen aus der nahe gelegenen Marinestation Kronstadt sowie 20 Infanteriekompanien aus der Petrograder Garnison hinter sich – mehrere Zehntausend Kämpfer.

ZENTRUM PETROGRAD, 25.10., 6.00 UHR

Die Machtübernahme der Bolschewiki kommt rasch voran; eine Abteilung von 40 revolutionären Matrosen stürmt die Staatsbank. Die regulären Wachen wehren sich nicht.

Eine Stunde später übernehmen Truppen auf Befehl des Militärischen Revolutionskomitees das Fernsprechamt; auch hier fällt kein Schuss.

Die Telefonverbindungen der Regierung im Winterpalast werden ausgeschaltet, ebenso die Stromversorgung – das Elektrizitätswerk ist schon vorher in die Hand der Aufständischen gefallen, die bis 8.00 Uhr zudem die wichtigsten Brücken und Bahnhöfe besetzen.

Bis zum Mittag sollen die Kommandos jetzt den Marienpalast einnehmen und das dort tagende Parlament auflösen, das



Das Smolnyj-Institut, einst eine Schule für Adelstöchter, ist während des Oktoberputsches das Hauptquartier der Bolschewiki und wird von Rotgardisten und revolutionären Soldaten bewacht

die Wahl zur Verfassunggebenden Versammlung vorbereitet. Anschließend, so lautet der Plan, sollen die Minister des Kabinetts Kerenskij aufgefordert werden, sich zu ergeben. Weigern sie sich, folgt der Sturm des Winterpalastes und die Verhaftung der Regierung.

Doch es wird etwas dazwischenkommen.

SMOLNYJ-INSTITUT, 10.00 UHR.

Lenin erwartet einen schnellen Sieg und vollendet ein Manifest, das den Sturz der Regierung verkündet: „Die Sache, für die das Volk gekämpft hat: unverzüglicher Abschluss eines demokratischen Friedens, Abschaffung des Eigentumsrechts der Gutsbesitzer am Land, Arbeiterkontrolle über die Produktion, Schaffung einer Sowjetregierung – dies alles ist gesichert.“

Die Erklärung wird per Telegramm ins ganze Land gesendet; Parteiaktivisten verteilen die elends gedruckte Version ab etwa 11.00 Uhr an die Bewohner der Hauptstadt.

WINTERPALAST, 11.00 UHR.

Während die Bevölkerung der Hauptstadt Lenins Flugblatt vom Sturz der Regierung liest, verlässt Ministerpräsident Kerenskij seinen Amtssitz. Er will sich außerhalb Petrograds mit loyalen Truppen treffen, die auf die Kapitale zumschieren; in der Stadt ist die militärische Überlegenheit der Bolschewiki zu groß.

Da die Bahnhöfe besetzt sind, requirierte er zwei Wagen (einer gehört der US-Botschaft), umfährt – geschützt durch die Flagge am Fahrzeug – die Wachen des Militärischen Revolutionskomitees, die sich um den Palast postieren, und verlässt die Stadt Richtung Südwesten. Er wird nie mehr zurückkehren.

Kurz nachdem er den Marienpalast passiert, bezieht ein Panzerwagen Stellung vor dem Gebäude, das von Soldaten und Matrosen umzingelt wird. Um kurz vor 12.00 Uhr jagen die Putschisten die vollkommen verängstigten Deputierten des Vorparlaments auseinander.

WINTERPALAST, 12.00 UHR.

Im Malachit-Saal im ersten Stock, dessen Säulen mit dem grünen Stein verziert sind, eröffnet Handelsminister

Alexander Iwanowitsch Konowalow eine Kabinettssitzung und informiert seine Kollegen über die Situation in der Hauptstadt. Der Marineminister bemerkt: „Wir haben praktisch keine Truppen mehr; daher können wir auch absolut nichts mehr unternehmen.“

Die meisten Regierungsmitglieder, von denen etliche später über ihre Erlebnisse berichten werden, sind indessen weniger pessimistisch: Sie glauben, irgendwoher Soldaten mobilisieren zu können, und wollen aus ihren Reihen einen Diktator bestimmen, der unbegrenzte Macht erhalten und die Ordnung wiederherstellen soll.

Doch hektische Versuche, über das letzte funktionierende Telefon, das über eine Geheimleitung mit einem Apparat auf dem Dachboden des Kriegsministeriums verbunden ist, Hilfe herbeizurufen, scheitern.

Und als sich das Kabinett nach stundenlanger Diskussion auf einen Diktator einigt (den Wohlfahrtsminister, einen ausgebildeten Arzt), kann der kaum mehr tun, als den Kommandeur des Petrograder Militärdistrikts zu entlassen – was mehrere noch verbliebene Generäle zum Anlass nehmen, ihren Dienst zu quittieren und nach Hause zu gehen.

SMOLNYJ-INSTITUT, 14.35 UHR.

Trotzki triumphiert. Er hat den Petrograder Arbeiter- und Soldatenrat zu einer Dringlichkeitssitzung in den ehemaligen Ballsaal im ersten Stock des Südflügels geladen und berichtet von dem Staatsstreich, erklärt, dass das Vorparlament aufgelöst sei, die Regierung nicht mehr existiere und man einzelne Minister verhaftet habe, der Winterpalast sei auch bald eingenommen.

Als Lenin den Saal betritt, springen die Zuhörer auf und applaudieren; seine Stimme kommt kaum an gegen den Lärm: „Dies ist der Beginn einer neuen Ära in der russischen Geschichte.“

Nun werde man den Krieg sofort beenden, den Arbeitern die Kontrolle über die Fabriken und den Bauern über das Land geben – und eine Regierung bilden, der kein Bourgeois angehört. „Lang lebe die sozialistische Weltrevolution!“

VOR DEM WINTERPALAST, 18.00 UHR.

Schon zweimal ist der Sturm auf die einstige Zarenresidenz verschoben worden. Doch obwohl mittlerweile rund 10 000 Soldaten das Bauwerk eingeschlossen haben, schwere Waffen wie Maschinengewehre zum Kampf bereitstehen und auf der Newa sogar der



25. Oktober 1917: Die Bolschewiki haben die Macht an sich gerissen. Die Eroberung des Winterpalastes, des Regierungssitzes, soll den Staatsstreich vollenden. Dort warten die Verteidiger stundenlang auf den Sturm

Panzerkreuzer „Aurora“ ankert, dessen mächtige Artillerie auf das Palais zielt: Das Signal zum Angriff bleibt aus.

Denn der Sturm soll mit den Kanonen der Peter-und-Pauls-Festung an der Newa beginnen; aber die Geschütze sind nicht betriebsbereit. Und für eilig herbeigeholten Ersatz lässt sich so schnell keine Munition auftreiben.

Ohne dieses Signal, das anzeigen soll, dass der Palast vollständig eingekreist ist, will Wladimir Antonow-Owsejenko die Attacke nicht beginnen. Wahrscheinlich hofft der Kommandeur der bolschewistischen Truppen, einst Offizier unter dem Zaren, so unnötiges Blutvergießen zu vermeiden.

Es ist dunkel und kalt, nasser Schnee beginnt zu fallen. Die Verteidiger haben vor dem Haupteingang des Palastes eine Barrikade aus Brennholz errichtet – doch es gibt kaum noch Soldaten, um sie zu besetzen: Angesichts der Überlegenheit des Gegners und der schlechten Lebensmittelversorgung haben sich bis auf etwa 300 Mann alle Kämpfer abgesetzt.

Wer es sich trotz der stark gestiegenen Preise leisten kann, ist einfach in Kneipen und Restaurants geflüchtet.

Denn die haben nach wie vor geöffnet, wie auch Geschäfte, Kinos und Schauspielhäuser; im Marientheater wird die Oper „Boris Godunow“ aufgeführt, der weltberühmte Bass Fjodor Schaljapin singt im Narodny Dom vor voll besetztem Haus in „Don Carlos“.

Die meisten Petrograder verleben einen normalen Abend. Überfüllte Straßenbahnen rattern wie immer durch die Innenstadt, auf dem prächtigen Newskij-Prospekt bummeln Menschenmenge, wenige Hundert Meter vom Winterpalast entfernt. Als ein US-Journalist in einem Café in einer Seitenstraße des Schlossplatzes speist, bitten ihn die Kellner nur, in den hinteren Essraum zu gehen, da man eine Schießerei erwarte und vorn das Licht löschen wolle.

WINTERPALAST, 18.30 UHR.

Die Regierungsmitglieder ziehen sich in Kerenskijs privaten Speisesaal im

zweiten Stock zurück; noch aus zaristischer Zeit verbliebene Diener in blauer Livree servieren ihnen Suppe, gedämpften Fisch und Artischocken. Da meldet der Generalstab ein Ultimatum des Militärischen Revolutionskomitees: Wenn das Kabinett nicht bis 19.10 Uhr kapituliert, werde das Feuer eröffnet.

Auf die Frage eines Kollegen, was geschehe, wenn die „Aurora“ den Palast beschließe, antwortet der Marineminister: „Er wird sich in einen Trümmerhaufen verwandeln.“

Dennoch beschließen die Regierungsmitglieder, das Ultimatum zu ignorieren. Obwohl sie keine Hoffnung mehr auf rechtzeitige Hilfe haben, wollen sie ausharren. Die Öffentlichkeit soll erkennen, dass sie nur in höchster Not einer überlegenen Macht gewichen sind, wie ein Minister später berichtet.

Doch vorerst geschieht – nichts.

UFER DER NEWA, 21.40 UHR.

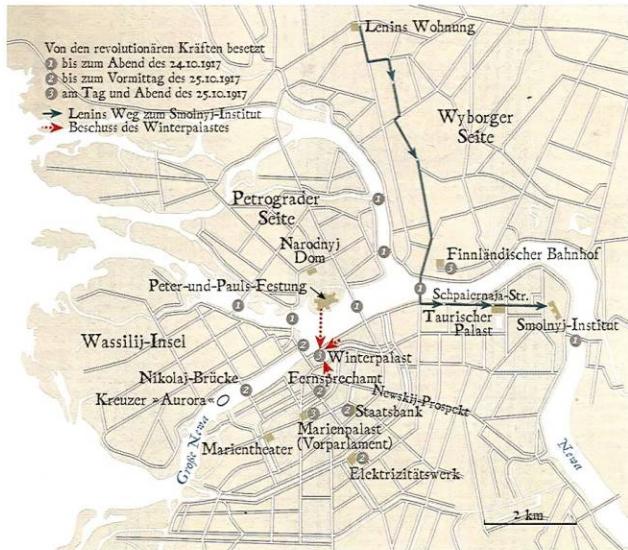
Endlich hat die Besatzung der Peter-und-Pauls-Festung passende Munition gefunden und einen Schuss abgegeben. Eine Kanone auf dem Vorschiff des Panzerkreuzers „Aurora“ antwortet – mit einem Salutschuss.

Dessen Knall ist viel lauter als der gewöhnlicher Geschosse, und so werfen sich Passanten am Kai in Panik auf den Boden. Auch die Minister im Winterpalast gehen in Deckung. Und etliche der noch verbliebenen Verteidiger der Regierung desertieren.

Nach einer kurzen Pause feuern die Geschütze von der Festung und vom Schlossplatz auf den Palast. Allerdings sind die Schäden gering: nur Spuren von drei Schrapnelln sind am nächsten Morgen an der Flusseite zu erkennen. Die Flanke zur Stadt hingegen ist von Tausenden Maschinengewehrkugeln durchsiebt, wie der britische Botschafter schreiben wird.

SMOLNYI-INSTITUT, 22.40 UHR.

Der Ballsaal der ehemaligen Mädchenschule ist überfüllt; mit mehr als achtstündiger Verspätung beginnt die Sitzung des Allrussischen Rätekon-



Am Abend des 24. Oktober verlässt Lenin seinen Unterschlupf im Norden Petrograds, um im Smolnyi-Institut (Mitte rechts) die Führung des bolschewistischen Putsches zu übernehmen. Dessen Hauptziel: die Eroberung des Winterpalastes an der Newa



Nach stundenlangem Beschuss mit Artillerie und Maschinengewehren nehmen die bolschewistischen Angreifer am frühen Morgen des 26. Oktober den Winterpalast fast ohne Gegenwehr ein. Ein Fotodokument jenes Angriffs gibt es nicht: Der hier gezeigte »Sturm« auf das Gebäude ist eine Propaganda-Inszenierung von 1920

gresses. Sie lässt sich nicht noch weiter hinauszögern, obwohl Lenin die Abgeordneten eigentlich nach einem glücklichen Sturm auf den Winterpalast vor vollendete Tatsachen stellen wollte.

Unter den 670 Delegierten sind 300 Bolschewiki: Die Partei Lenins hat nicht die absolute Mehrheit, muss unter den Menschewiki und Sozialrevolutionären Verbündete finden.

Obwohl nicht geheizt wird, ist die Luft im Saal stickig; die schwitzenden Delegierten sitzen sogar auf den Fensterbänken und dem Bühnenrand. Über der Menge hängt Zigarettenqualm.

Während im Hintergrund immer wieder Geschützdonner zu hören ist, plädieren die Gemäßigten für eine Koalition aller sozialistischen Parteien, fordern eine Waffenpause im Straßenkampf. Und erklären den Staatsstreich der bolschewistischen Führung zu ei-

nem „kriminellen Unternehmen“, für das sie nicht bereit seien, Verantwortung zu tragen. Deshalb wollten sie nun die Sitzung verlassen.

Unter Pfeifen, Trampeln und „Deserteure“-Rufen der Bolschewiki gehen die Menschewiki und viele der Sozialrevolutionäre aus dem Saal. Trotzki ruft ihnen nach: „Ihr seid elende Bankrotteure, ihr habt ausgespielt; schert euch hin, wohin ihr von nun an gehört: auf den Kehrichthaufen der Geschichte.“

Jetzt haben die Bolschewiki die Mehrheit im Kongress. Sie werden sie noch in dieser Nacht nutzen.

WINTERPALAST, 26. 10., 2.00 UHR.

Nach stundenlangem Beschuss ist der Kanonendonner verstummt. Kaum noch ein Verteidiger steht auf seinem

Posten. Durch unbewachte Fenster im Ostflügel gelangen immer mehr Belagerer in das Gebäude. Doch sie haben Schwierigkeiten, sich in den mehr als 400 Räumen und Dutzenden Treppenaufgängen zurechtzufinden, deren Stromzufuhr immer wieder unterbrochen wird und die dann weitgehend im Dunkeln liegen.

Orientierungslos streifen Rotgardisten und Soldaten durch endlose Korridore und Zimmer, deren Parkettböden mit schmutzigen Matratzen bedeckt sind – den Schlafstätten der geflüchteten Besatzung. In prunkvollen Sälen mit goldverzierten Decken sind Abfälle verteilt, Zigarettenstummel, Essensreste, leere Weinfaschen.

DER REGIERUNGSSITZ FÄLLT

Die Minister und ihre engsten Mitarbeiter, insgesamt 18 Mann, haben sich in einem Büro in der ersten Etage versteckt, dessen Fenster auf den Schlosshof weisen. Wohl um Scharfschützen kein Ziel zu bieten, sind alle Lichter gelöscht; nur auf einem Tisch brennt eine Lampe, mit Zeitungspapier gegen die Scheibe abgeschirmt.

Die Politiker liegen auf Sesseln und Sofas – und warten auf das Ende. Handelsminister Konowalow geht nervös auf und ab, raucht eine Zigarette nach der anderen, verlässt wieder und wieder den Raum, um zu telefonieren.

Das letzte Gespräch führt er mit dem Bürgermeister: „Das Militärische Revolutionskomitee ist ins Gebäude eingedrungen. Wir haben nur noch eine kleine Truppe Offiziersschüler. Unsere Verhaftung steht unmittelbar bevor.“

Aus dem darunterliegenden Stockwerk sind Rufe und vereinzelte Schüsse der Eindringlinge zu hören. Die Geräusche werden lauter; die Angreifer kommen die Treppe hoch, nähern sich der Tür. Die Minister ziehen ihre Mäntel an, setzen sich an einen Konferenztisch, einer befiehlt den Wachen am Eingang, keinen Widerstand zu leisten.

Hereingeschoben von einer Menge Soldaten, betritt ein Mann in unordentlicher Kleidung und einem breitkrempligen Hut den Raum – der Kommandeur der Attacke auf die ehemalige Zarenresidenz, Wladimir Antonow-Owsejenko.

Konowalow fragt ihn: „Die Regierung ist hier – was wollen Sie?“

Antonow-Owsejenko (der 1938 dem von Stalin entfesselten Terror zum Opfer fallen wird, siehe Seite 102) entgegnet: „Sie sind alle verhaftet.“

SMOLNYJ-INSTITUT, 3.10 UHR.

Noch einmal tritt der Allrussische Sowjetkongress zusammen, bejubelt die Nachricht von der Verhaftung der Regierung. Danach verliest ein Bolschewik ein Manifest Lenins „An alle Arbeiter, Soldaten und Bauern“, in dem die Machtübernahme des Sowjetkongresses bekannt gemacht und die gerechte Verteilung des Bodens sowie Brot und sofortiger Frieden versprochen werden.

Immer wieder unterbricht lauter Beifall den Sprecher. Dann wird die Prokla-

mation verabschiedet, bei nur zwei Gegenstimmen. Damit erklärt der Kongress den Staatsstreich für rechtmäßig.

Es ist nach 5.00 Uhr am 26. Oktober. Die Bolschewiki haben gesiegt.

Der Putsch aber ist nur der Auftakt der wirklichen russischen Revolution – die radikaler und tiefgreifender ist als je ein Umsturz in der Geschichte. Und deren Vollerden nach Lenins Tod, nach etlichen Machtkämpfen in der Partei Josef Stalin sein wird.

Wenige Stunden nach ihrer Machtübernahme formen die Bolschewiki eine neue Regierung, den Rat der Volkskommissare, ausschließlich gebildet von Mitgliedern ihrer Partei. Vorsitzender wird Lenin; Trotzki ist verantwortlich für die Außenpolitik. Stalin, der beim Staatsstreich keine Rolle spielte, wird Kommissar für Nationalitätenfragen.

Tatsächlich vorbereitet ist keiner auf seinen Posten; so besteht die einzige Qualifikation des Finanzkommissars darin, früher einmal Buchhalter in einer Bank gewesen zu sein.

Noch in derselben Nacht stimmt der Sowjetkongress Lenins Agrarprogramm zu: Um sich die Unterstützung der Landbevölkerung zu sichern, erklären die Bolschewiki sämtliches Grundeigentum des Adels, der Kirche und der Krone für beschlagnahmt und übergeben es an die Bauern.

Und so geht es weiter: In den Fabriken übernehmen Betriebskomitee und Ältestenräte die Kontrolle; ein Oberster Volkswirtschaftsrat, der das Recht hat, Waren zu beschlagnahmen und Firmen zu enteignen, überwacht die Ökonomie; alle Banken werden verstaatlicht; Kirchen und Klöster verlieren ihren Besitz.

Doch vorerst werden diese Gesetze nur in einigen Teilen des Landes befolgt – so in den Industriezentren mit einem hohen Arbeiteranteil an der Bevölkerung; in den Millionenmetropolen Petrograd und Moskau; an der Front.

In ländlichen Gebieten und nicht-russischen Regionen aber – etwa der Ukraine, dem Baltikum oder dem muslimischen Süden – regieren weiterhin lokale Räte, in denen zumeist Vertreter mehrerer sozialistischer oder regionaler Parteien sitzen.

Nachdem der Allrussische Sowjetkongress, in dem die Bolschewiki durch den Rückzug der anderen Sozialisten ja die Mehrheit halten, diesen Dekreten zugestimmt hat, ist er für die neue Führung entbehrliech. Am 4. November gibt sich der Rat der Volkskommissare das Recht, Gesetze ohne die Bestätigung der Sowjets zu erlassen – aus der Rätherherrschaft ist nach nur neun Tagen eine Einparteidiktatur geworden.

Und ein Polizeistaat: Denn einen Monat später wird die „Allrussische Außerordentliche Kommission beim Rat der Volkskommissare zur Bekämpfung von Konterrevolution, Spekulation und Sabotage“ gegründet, abgekürzt Tscheka.

Als „Krieg“ und „Kampf bis zum Ende“ beschreibt deren erster Leiter, der 40-jährige Pole Felix Derschinskij, die Aufgaben dieser Geheimpolizei. In deren Vernehmungsräumen steht „Tod der Bourgeoisie!“ an den Wänden.

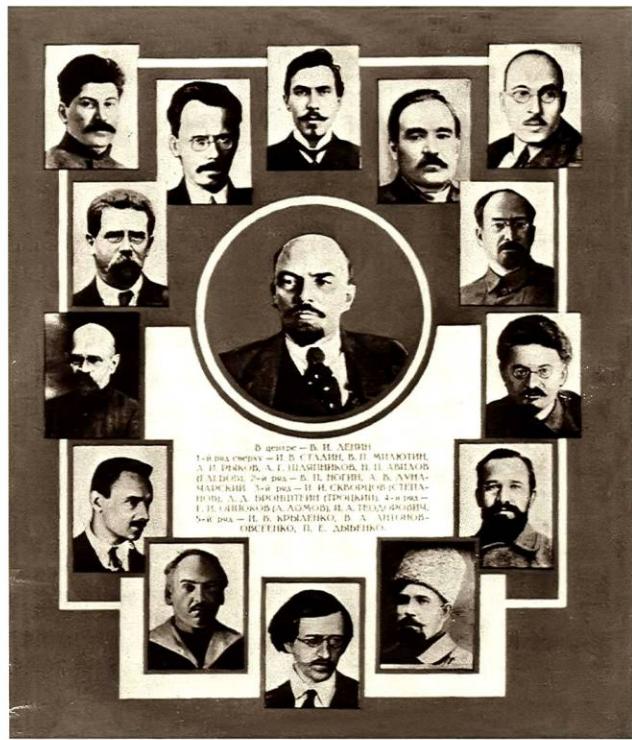
Kaum irgendwo in Russland gibt es im Herbst 1917 noch kampfbereite Gegner der Bolschewiki. Kerenskijs Versuch, Truppen gegen Petrograd zu führen, scheitert nach wenigen Tagen: Die meisten Soldaten weigern sich zu kämpfen; eine Einheit loyaler Kosaken wird von revolutionären Soldaten besiegt.

In Moskau kommt es zu Straßenkämpfen mit Offiziersschülern und Studenten, die jedoch nach einer Woche mit dem Sieg der Bolschewiki enden. Kaum länger dauern die Auseinandersetzungen in den größeren Provinzstädten, wo die Garnisonen fest auf der Seite der extremen Linken stehen.

Die meisten bürgerlichen oder sozialistischen Gegner der Bolschewiki gehen zunächst davon aus, dass es nicht notwendig ist, zu den Waffen zu greifen; sie sind davon überzeugt, dass das neue Regime nach wenigen Tagen von selbst untergehen werde. „Kalif für eine Stunde“, schreiben viele Zeitungen – bis sie noch im Oktober verboten werden.

Doch die Oppositionellen haben eine weitere Hoffnung: die Versammlung, die dem Land eine Verfassung geben soll. Die Wahlen beginnen am 12. November.

Das Ergebnis ist eine Katastrophe für die Bolschewiki: Sie gewinnen nur etwa 24 Prozent der rund 44 Millionen



Nach dem Staatsstreich formen die Bolschewiki eine Revolutionsregierung unter Lenins Führung: den Rat der Volkskommissare. Einer von ihnen ist Josef Stalin (o. l.), der später zehn seiner damaligen Ministerkollegen ermorden lassen wird

Wählerstimmen. Die Sozialrevolutionäre hingegen, die vor allem von den Bauern gewählt werden, erreichen etwa 38 Prozent; gemeinsam mit ihren ukrainischen Parteigenossen halten sie 380 der insgesamt 703 Sitze in der Verfassunggebenden Versammlung – und damit die absolute Mehrheit.

Sofort erklären die Bolschewiki die Wahl für gefälscht. Schon zuvor hat Trotzki vor der konterrevolutionären

Gefahr gewarnt, die angeblich von einer anderen Partei ausgehe, den Konstitutionellen Demokraten (die nach ihren Anfangsbuchstaben auch „Kadetten“ genannt werden und schließlich 15 Mandate erhalten): „Wenn die Kadetten die Mehrheit bekommen, wird die Verfassunggebende Versammlung natürlich keine Macht erhalten.“

Nach einer friedlichen Massendemonstration der oppositionellen Parteien in Petrograd verbieten die Bolschewiki die Kadettenpartei und lassen viele ihrer Führer verhaften. Auch Politiker sozialistischer Gruppen werden festgenommen. Ende Dezember sind die Gefängnisse so überfüllt, dass die Regierung Kriminelle entlässt, um Platz für politische Häftlinge zu schaffen.

Literatur: Orlando Figes, „Die Tragödie eines Volkes. Die Epoche der russischen Revolution 1891–1924“, Berlin Verlag; ausführlich, detailliert und sehr spannend; das Standardwerk von einem der besten Kenner der russischen Geschichte. Leo Trotzki, „Geschichte der russischen Revolution“, Fischer Taschenbuch: dreibändige Darstellung, geschrieben vom Organisator des bolschewistischen Umsturzes; subjektiv und höchst interessant.

Am 5. Januar 1918, dem Eröffnungstag der Verfassunggebenden Versammlung, verhängt der Rat der Volkskommissare das Kriegsrecht für Petrograd, öffentliche Versammlungen sind verboten. Als eine große Menge dennoch protestierend durch die Straßen zieht, wird sie ohne Vorwarnung von Anhängern der Bolschewiki beschossen, mindestens zehn Menschen sterben, mehrere Dutzend werden verwundet.

Überall in der Stadt sind Truppen stationiert. Der Vorhof des Taurischen Palasts, in dem die Abgeordneten tagen sollen, ist voller Soldaten, Maschinengewehre und Kanonen, im Sitzungssaal warten bewaffnete Rotgardisten. Viele Delegierte sind davon überzeugt, nicht mehr lebendig nach Hause zu kommen, wie ein Parlamentarier später in seiner Autobiografie schreiben wird.

Die Beratungen beginnen am Nachmittag. Gegen Mitternacht beantragen die Bolschewiki, die Versammlung dürfe nur Gesetze beschließen, die zu einer sozialistischen Gesellschaft führen. Als dieser Antrag abgelehnt wird, verlassen die Bolschewiki und einige Sozialrevolutionäre das Plenum. Lenin befiehlt: „Die Situation ist jetzt klar, und wir können die anderen loswerden.“

Immer drohender wird das Verhalten der Rotgardisten, die Wodka trinken, Deputierte beschimpfen und mit Gewehren auf die Redner zielen. Nach einigen Stunden ergebnisloser Diskussionen tritt der Befehlshaber der Rotgardisten auf die Tribüne, tippt dem Vorsitzenden auf die Schulter und verkündet, alle Anwesenden hätten den Saal zu verlassen: „Die Garde ist müde.“ Um 4.40 Uhr wird die Versammlung unter Zwang beendet.

Etwa mehr als zwölf Stunden hat das erste demokratische Parlament der russischen Geschichte getagt. Als die Deputierten am Tag darauf wiederkehren, sind die Türen des Palasts verschlossen und von Rotgardisten bewacht. Ein Dekret erklärt die Verfassunggebende Versammlung für aufgelöst.

Die letzte Hoffnung der Opposition ist gescheitert.

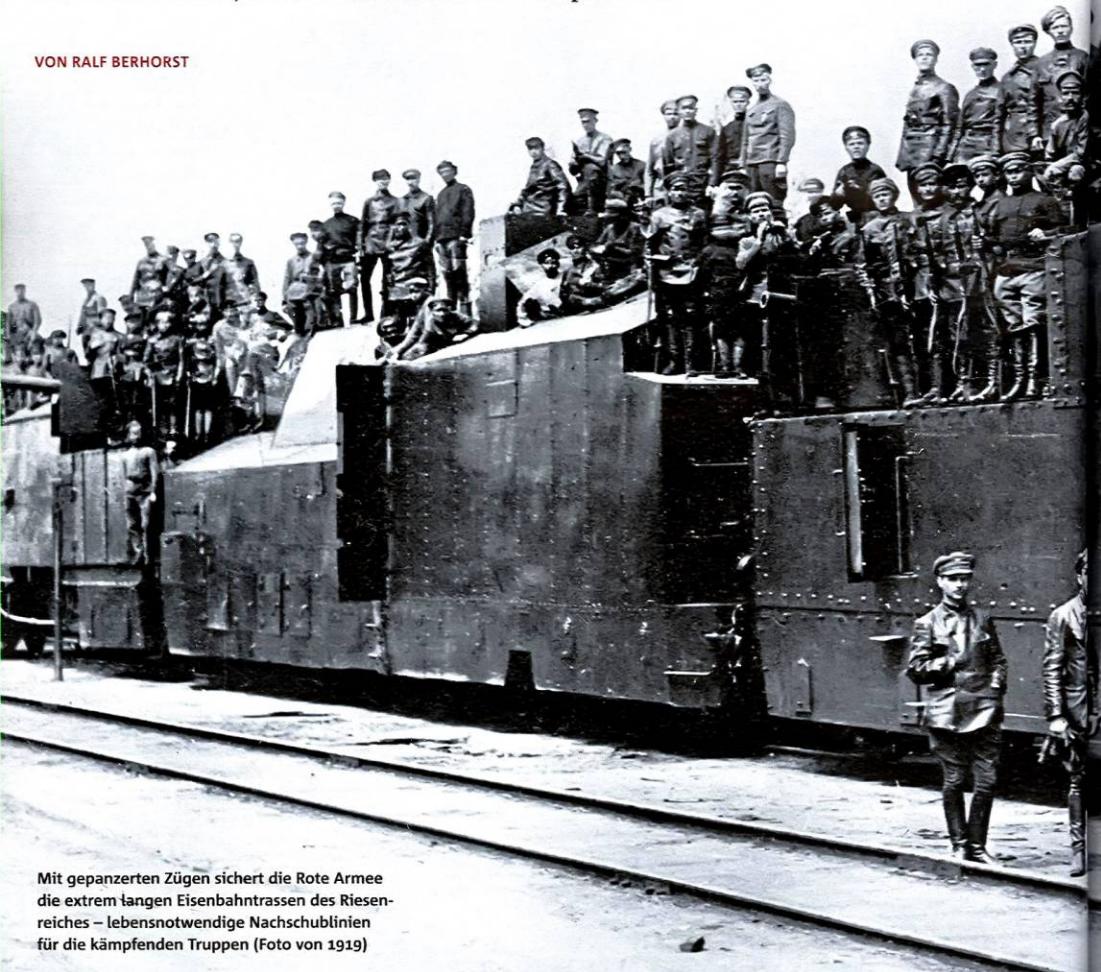
Nun droht der Bürgerkrieg. □

Dr. Frank Otto, 41, ist Textredakteur im Team von GEOPOCHE.

KAMPF UM RUSS

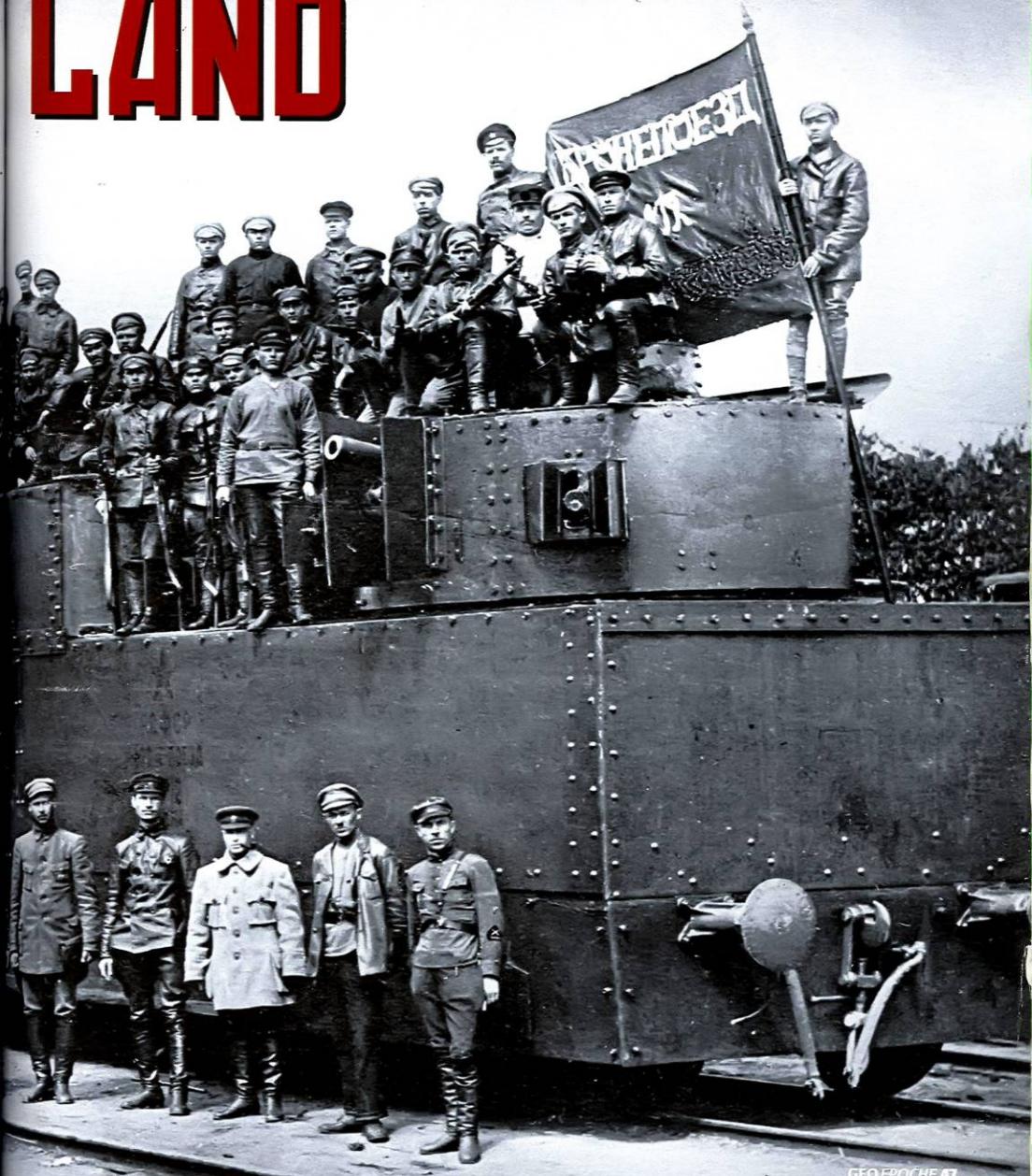
Nach dem Staatsstreich der Bolschewiki im Oktober 1917 sammeln Anhänger der abgesetzten Regierung Truppen. Mit Hilfe ausländischer Mächte wollen sie Lenins Diktatur beseitigen – und so stürzt das zerfallende Imperium in einen drei Jahre dauernden Konflikt, dem Millionen Menschen zum Opfer fallen

VON RALF BERHORST



Mit gepanzerten Zügen sichert die Rote Armee die extrem langen Eisenbahntrassen des Rieserreiches – lebensnotwendige Nachschublinien für die kämpfenden Truppen (Foto von 1919)

LAND



G

in ungewöhnlicher Frachtkahn liegt im Juli 1918 auf der Wolga, 900 Kilometer südlich von Moskau. Dutzende Offiziere sind auf dem Schiff eingepfercht, ihr schwimmendes Gefängnis ankert mitten im dahinfließenden Strom – wie zur Demonstration. Das westliche Ufer, an dem sich die Hafenanlagen der alten Handelsstadt Zarizyn (heute Wolgograd) erheben, liegt einige Hundert Meter entfernt. Jeder Fluchtversuch wäre lebensgefährlich.

Die auf dem Fluss Ausgesetzten sind Offiziere der Roten Armee. Und der Mann, der sie verhafteten ließ, ist ein Bolshevik: Sonderkommissar Josef Stalin. Er hat die Soldaten wegen angeblicher Sabotage einsperren lassen.

Plötzlich versinkt der Kahn in den Fluten und reißt wohl alle Offiziere mit sich in die Tiefe. Niemand kann bis heute sagen, ob dieser Untergang ein Unfall war: die Havarie eines morschen Kahns. Oder ein politischer Mord.

Doch allein schon Stalins rigoroseres Vorgehen gegen die vermeintlichen Verräter verleiht ihm die Aura eines Mannes, der keinerlei Skrupel kennt.

Dabei ist die Geschichte der Ertrunkenen von Zarizyn nur eine von vielen



Leo Trotzki, der Volkskommissar für das Kriegswesen (hier in Moskau), organisiert den Aufbau der Roten Armee. Er verpflichtet für die undisziplinierte Revolutionstruppe auch ehemals zaristische Offiziere

DIE ROTE ARMEE

IST IHREN GEGNERN

düsteren Episoden im Epos des Russischen Bürgerkrieges: einige Tote mehr unter Millionen von Opfern.

Und doch ist ihr Schicksal bezeichnend für den selbsterstörerischen Kampf, der in Russland wütet, bis die Bolschewiki ihre Macht festgestellt haben.

Nach dem Putsch vom 25. Oktober 1917 gewinnen die Männer um Lenin rasch die Oberhand in der Kapitale Petrograd und den anderen großen Städten. Die Mitglieder der gestürzten Regierung werden verhaftet oder fliehen.

Bereits einen Tag nach dem Umsturz bildet Lenin ein eigenes Kabinett, den Rat der Volkskommissare (der im Frühjahr darauf aus Sicherheitsgründen von Petrograd nach Moskau zieht). Auch Politiker der einflussreichen Linken Sozialrevolutionäre, deren Basis vor allem Bauern sind, treten bald dem Kabinett der Bolschewiki bei.

Doch die bestimmende Figur im neuen Russland bleibt der Vorsitzende der Revolutionsregierung: Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin.

Denn er beherrscht jene Organisation, die zum entscheidenden Machtfaktor im Staat wird: die bolschewistische

Partei. Lenin lenkt das Zentralkomitee (das zunächst fünf-, ab 1921 mehr als 20-köpfige Leitungsorgan der Partei). Und er ist der Kopf eines informellen Viererbundes, der von November 1917 an de facto alle wichtigen Entscheidungen für den Parteiaufbau trifft.

Zu dieser engsten Machtelite zählt auch Leo Trotzki, zunächst als Volkskommissar für Äußere Angelegenheiten. Er ist es, der ab 1918 – in seiner neuen Funktion als Volkskommissar für das Kriegswesen – der Revolutionsregierung eine Streitmacht formt. Denn in den ersten Monaten gebieten die Bolschewiki nur über die Roten Garde, Arbeitermilizen, die einzelne Fabriken vor den Feinden des neuen Regimes, den „Konturrevolutionären“, schützen.

Am 15. Januar 1918 dekretiert die Revolutionsregierung die Gründung einer Freiwilligenarmee. In den ersten Monaten melden sich wohl weit weniger als 100 000 Mann zur Roten Armee. Vor allem Arbeitslose und Vagabunden folgen dem Werben der Bolschewiki. So



Trotz verheerender militärischer Fehlentscheidungen kann Josef Stalin (Foto von 1919) während des Bürgerkrieges seine Macht in der bolschewistischen Partei ausbauen – Lenin braucht ihn als skrupellosen Gehilfen



Schnelle Truppenverlegungen und Angriffe im Gefecht sind im Russischen Bürgerkrieg entscheidend. Deshalb kämpfen in der Roten Armee auch Kavallerieeinheiten

ANFÄNGS NICHT GEWACHSEN

wächst eine dilettantische Truppe heran, undiszipliniert, oft alkoholisiert.

Die Soldaten wählen ihre Offiziere selbst. Doch die Befehle der Vorgesetzten sind nicht verbindlich und werden oft von den Mannschaften diskutiert; erst nach einigen Monaten verpflichtet Trotzki Offiziere der ehemaligen zaristischen Armee als „Militärspezialisten“ für das Revolutionsheer.

Die schlecht ausgestattete Truppe ist den Armeen der Deutschen und ihrer Verbündeten, die während des Weltkrieges tief in das russische Territorium vorgedrungen sind, ebenso wenig gewachsen wie zuvor die Roten Garden.

Deshalb – und weil sie die Armee zur Festigung ihrer noch unsicheren Macht position im Inneren benötigen – führen die Bolschewiki seit Ende 1917 Friedensverhandlungen mit den Besatzern. Und müssen einen hohen Preis zahlen: Sie verzichten auf die ehemals von Russland beherrschten Territorien Polen, Kurland, Finnland, Estland und Litauen, die fortan deutschem Protektorat unter-

stehen, und erkennen zudem die Unabhängigkeit der Ukraine an (die nun von Deutschland und seinem Verbündeten Österreich besetzt wird).

Insgesamt verliert Russland ein Drittel seiner Bevölkerung – 55 Millionen Menschen – sowie einen ebenso großen Anteil seines Agrarlandes, mehr als die Hälfte aller Industriebetriebe und fast 90 Prozent der Kohlenbergwerke.

Zur Unterzeichnung des in ganz Russland als „schmachvoll“ kritisierten Abkommens entsendet die Staatsführung lediglich zweitrangige Funktionäre. Denn kein Regierungsmittel will seine Signatur unter den Vertrag setzen. Die Vertreter der Linken Sozialrevolutionäre verlassen aus Protest Lenins Regierung. Und Leo Trotzki, der Verhandlungsführer der russischen Regierung, entzieht sich der Verantwortung, indem er als Volkskommissar für Äußere Angelegenheiten zurücktritt.

Doch für die Bolschewiki, die bislang kaum mehr als das Zentrum des europäischen Russland beherrschen, ist der Friedensvertrag ohne Alternative. Seit Ende 1917 erheben sich in vielen Teilen des ehemaligen Zarenreichs die Gegner

der Revolutionsregierung: Monarchisten, Liberale, Anarchisten, Separatisten.

Und ihr Widerstand wird stärker.

Östlich von Moskau, im mehr als 800 Kilometer entfernten Samara, rufen im Juni 1918 Rechte Sozialrevolutionäre eine Gegenregierung aus.

Ein historischer Zufall hat dieser im Vergleich zu den Bolschewiki und Linken Sozialrevolutionären gemäßigten Gruppierung einen starken Verbündeten zugespielt: Noch immer sind 20 000 Soldaten der Tschechischen Legion im Land – einer Streitmacht, die unter anderem von in Russland lebenden Tschechen gegründet worden ist und im Weltkrieg als unabhängiges Korps in der Armee des Zaren gekämpft hat (in der Hoffnung auf einen Nationalstaat in Böhmen, das zur österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie gehörte).

Als lokale Funktionäre der Bolschewiki im Mai 1918 versuchen, die Waffen der Tschechen zu konfiszieren, erobern die Legionäre im Gegenzug binnen Wochen die mittlere Wolgaregion, den



Die Tschechische Legion, ein Kampfverband, der während des Ersten Weltkriegs in Russland gegen die Österreicher gekämpft hat, erobert große Gebiete von den Bolschewiki – darunter die Trasse der Transsibirischen Eisenbahn, die sie mit bewaffneten Zügen sichert. Kurz Zeit später unterstützen die Tschechen den Aufstand der »Weißen«, wie die Gegenrevolutionäre genannt werden

südlichen Ural, Teile Südwestsibiriens und die Bahntrasse bis Wladiwostok – ein Territorium so groß wie Italien. Während der Kämpfe bitten Führer der Rechten Sozialrevolutionäre aus dem Untergrund in Samara die Tschechen um Unterstützung. Mit Erfolg: Am 8. Juni fällt die Stadt an die neuen Partner.

Dieses Bündnis ist nur eines von vielen Bedrohungen für die Revolutionsregierung. So gründen schon Ende 1917 Kosaken – zumeist frühere Grenzsoldaten des Zaren, deren Siedlungen zuvor schon einen teilautonomen Status hatten – unabhängige Republiken.

In der Region um die Stadt Nowotscherkassk, 900 Kilometer südlich von Moskau, sammeln sich Donkosaken von Russland los. Dorthin flüchten zahlreiche hochrangige Konterrevolutionäre, darunter Michail Alexejew, der ehemalige Generalstabschef der zaristischen Streitkräfte, der eine Freiwilligenarmee zum Sturz der Bolschewiki aufbaut.

Ihm schließen sich zahlreiche junge Offiziere an – Gutsbesitzersöhne zu meist, deren Erbe die Kommunisten im Oktober 1917 enteignet und bäuerlichen Dorfgemeinschaften übergeben haben, aber auch ehemalige Studenten.

Sie alle sind konservative Vertreter des zaristischen Russlands. Doch einigen sie weniger gemeinsame politische Ziele, als vielmehr die Wut auf die Revolutionäre um Lenin.

Nicht einmal das Schicksal des Zaren bewegt alle konterrevolutionären Kämpfer gleichermaßen. Alexejew etwa hat Nikolaus II. schon während der Februarrevolution 1917 die Gefolgschaft versagt. Der ehemalige Herrscher – Bürger Nikolai Romanow, wie er jetzt heißt – wird von den Bolschewiki inzwischen zusammen mit seiner Familie in Jekaterinburg festgehalten.

Im Sommer 1918 zählt die Truppe der „Weißen“ (wie Konterrevolutionäre seit der Französischen Revolution genannt werden, weil sie damals weiße königliche Kokarden trugen) in Nowotscherkassk schon 40 000 Mann.

Und sie gewinnen einen mächtigen Verbündeten: Deutschland versorgt die Weißen im Don-Gebiet von der besetzten Ukraine aus mit Waffen; im Gegenzug erhalten die Deutschen Weizen.

Auch andere Weltkriegsmächte greifen in den Bürgerkrieg ein. So landen britische und amerikanische Soldaten im Nordwesten und Südosten des Landes. Zwar beteiligen sie sich kaum an den Kämpfen, unterstützen die Weißen aber mit Geld und Waffen.

Am gefährlichsten für die Bolschewiki ist die im Frühjahr 1918 gebildete Gegenregierung in der sibirischen Stadt Omsk. Sie will „das einzige und unteilbare Russland“ wiederherstellen. Und sie rekrutiert ein gewaltiges Heer, um Moskau zu erobern. Was, wenn sich die Armeen der Revolutionsgegner vereinigen?

So ringt das Regime im Sommer 1918 um sein Überleben. Es ist ein Flächenbrand, mit vielen Fronten, wechselnden Koalitionen und extremer Brutalität auf allen Seiten. Immer weiter eskaliert der Bürgerkrieg, der Russland schließlich verwüstet wird wie der Mongolensturm des 13. Jahrhunderts.

Die Kommunisten sehen sich von Widersachern bedrängt und reagieren mit Terror. In einem Abwehrkampf, der ihre Herrschaft von Anfang an prägt.

Mitte 1918 reicht die Macht der Bolschewiki im Osten nur bis etwa an die Wolga und erstreckt sich von Petrograd im Norden bis kurz vor Kiew im Süden. Mit kaum verminderter Härte attackieren die Feinde Stellungen der Roten Armee;



Offiziere der früheren kaiserlichen Armee, Adelige und konservative Gutsbesitzersöhne verbünden sich 1918 mit Kosaken und planen den gemeinsamen Kampf gegen das bolschewistische Regime (oben). In Nowotscherkassk gründen sie eine Armee, die nach wenigen Wochen schon 40 000 Mann zählt

die Lage wird für die Revolutionäre immer verzweifelter.

Inzwischen ist der Eisenbahnbetrieb fast völlig zusammengebrochen; viele Lokomotiven sind defekt, Brennstoff ist knapp, und Kämpfer der Weißen zerstören immer wieder die Gleise. Kein Obst, kein Fleisch und kaum noch Mehl können in die Metropolen geliefert werden. Die Preise für Lebensmittel steigen rapide an.

Bäckereien und Gemüseläden werden geschlossen, Restaurants mit Brettern vernagelt. Vor allem in Petrograd hungern die Menschen, manche sinken erschöpft auf offener Straße zusammen. In ihrer Not schlachten die Städter Droschenpferde, Hunde, Katzen, Vögel, sogar Tiere aus dem Zoo.

Tausende fahren regelmäßig aufs Land, um ihre Habseligkeiten gegen Lebensmittel einzutauschen, denn wegen der zunehmenden Inflation verkaufen viele Bauern ihre Ernte nicht mehr.

Andere Städter schicken ihre Söhne zum Betteln und ihre Töchter in die Prostitution. Zudem sind viele Arbeiter ins Umland geflohen, weil sie hoffen, sie könnten sich und ihre Familien dort leichter ernähren. Auch deshalb droht

der Zusammenbruch der russischen Industrieproduktion.

Nun, im Sommer 1918, reagieren die Bolschewiki – auf ihre Weise. Sie machen das Land zu einer Art Militärlager: verhängen das Kriegsrecht, gründen einen Revolutionären Kriegsrat der Republik mit Trotzki an der Spitze und übertragen ihm diktatorische Vollmacht.

Schon zuvor ist die gesamte Großindustrie verstaatlicht und alles Getreide zum Staatsbesitz erklärt worden. „Komitees der Dorfarmut“ sollen jeden Kornsack in den Scheunen der Bauern ausfindig machen. Jetzt gilt der „Kriegskommunismus“, wie die Bolschewiki dieses System später nennen werden – ein permanenter Ausnahmezustand.

Doch wie soll das requirierte Getreide nach Moskau oder Petrograd gelangen, wenn kaum Eisenbahnen fahren? Eines jedenfalls ist klar: Ohne regelmäßige Lieferungen aus den Kornkammern Russlands, etwa der Wolgaregion, ist das Regime kaum überlebensfähig.

Deshalb schickt Lenin einen bewährten Mistreiter in den Süden. Josef Stalin, seit Ende Mai Sonderkommissar für die Lebensmittelversorgung, erhält den Auftrag, nach Zarizyn zu reisen – die Stadt in der umkämpften Wolgaregion ist ein wichtiger Umschlagplatz für Getreide und Fleisch.

Stalin, 39 Jahre alt, ist schon vor der Revolution ins Zentralkomitee der bolschewistischen Partei berufen worden und zählte später zum engstem Machtzirkel um Lenin. Doch außerhalb der Partei ist er fast völlig unbekannt: Während der Oktobertage ist er nicht öffentlich in Erscheinung getreten, er ist kein sonderlich guter Redner, beeindruckt auch nicht durch geschliffene theoretische Abhandlungen.

Als Lenin im Oktober 1917 seine Regierung bildete, übertrug er Stalin die Zuständigkeit für Nationalitätenfragen. Der Georgier sollte ethnische Minderheiten für die Sache der Bolschewiki gewinnen. Seit November gehört Stalin zudem jenem informellen Viererbund an, der die eigentliche Macht ausübt.

Unter den Genossen gilt Stalin zwar als schwieriger Charakter, als Eigenbrötler und Einzelgänger. Und wohl nichts kränkt den empfindlichen Mann mehr als die Vorstellung, andere könnten ihn gering schätzen. Aber Lenin hält viel auf seinen Arbeitseifer, seine Loyalität – und seine Skrupellosigkeit. Denn für Stalin ist staatlicher Terror ein selbstverständliches Mittel im Kampf um die Macht.

Am 2. Juni 1918 bahnt sich Stalin seinen Weg durch den Kasaner Bahnhof in Moskau, eskortiert von einer Leibwache aus Rotarmisten; er führt Dokumente mit sich, die ihm Vorrang vor allen anderen Reisenden garantieren, die sich in der Schalterhalle und auf den Bahnsteigen drängen.

Manche warten schon seit Tagen auf einen Zug in ihre Heimatstadt oder zu Verwandten aufs Land. Viele sitzen, zwischen Bettlern und Obdachlosen, lethargisch auf dem Boden.

Sobald aber die Abfahrt eines Zuges angekündigt wird, stürmen Menschen zu den Waggons, zwängen sich auf Trittbretter, Puffer, Dächer. Viele haben Säcke geschultert, mit einem Winterpelz oder einem anderen Tauschobjekt gegen etwas Essbares.

Vorbei an all den Wartenden eilt Stalin zu einem der Bahnsteige, wo ein Sonderzug auf ihn wartet. Nach vier Tagen erreicht er Zarizyn. Bald nach seiner Ankunft ändert der Kommissar sein

Äußeres: Er lässt einen Schuhmacher rufen, der ihm Militärstiefel näht. Zudem trägt er fortan einen schwarzen Uniformrock, eine Waffe, nimmt die knappen Umgangsformen eines Kommandeurs an. Und er residiert in einem Eisenbahnwaggon – so wie ein Feldherr in der Schlacht.

Nach dieser Wandlung zum Kriegsherrn wird er nie wieder öffentlich in Zivilkleidung auftreten.

Dabei hat Stalin auf seiner Mission gar keine militärischen Befugnisse. Doch genau die maßt er sich nun an. In einem Telegramm an Lenin verlangt er am 7. Juli die volle Befehlsgewalt über die Truppen der Roten Armee in der Region: Die Soldaten sollen ihm bei der Lebensmittelbeschaffung helfen. Als keine Antwort kommt, kabelt Stalin, er werde „ohne Formalitäten“ unzuverlässige Offiziere und Militärexpererten absetzen.

Dann beginnt er einen drakonischen Feldzug nach innen. Er lässt den erfahrensten Militärexpererten verhaften, einen adeligen Ex-Offizier der Zarenarmee, der angeblich eine Verschwörung plant. Zudem werden zahlreiche Mitarbeiter aus dem Hauptquartier inhafiert; Stalin hält sie für illoyal.

Die meisten Gefangenen kommen auf jenen Frachtkahn, der in der Wolga vor Anker geht. Dort bleiben sie ihrem Schicksal überlassen. Und sterben schließlich einen schrecklichen Tod, als ihr schwimmendes Gefängnis auf den Grund des Stroms sinkt.

Hat Stalin das Schiff versenken lassen? Wer könnte schon beweisen, dass es kein Unfall war? Und drängt nicht Lenin höchstselbst darauf, schonungslos vorzugehen?

„Seien Sie versichert, dass unsere Hand nicht zittert“, schreibt ihm Stalin. An Skrupellosigkeit und Härte soll ihn niemand übertreffen – weder Trotzki (der nicht zögert, Offiziere, die eigenmächtig einen Rückzug befehlen, erschießen zu lassen) noch Lenin (der sich anschickt, seine politischen Gegner rücksichtslos zu verfolgen und in Konzentrationslagern zu internieren).

Stalin kennt keine Gnade. Vor allem nicht in Zeiten wie diesen, in denen das ganze Land in einem Bürgerkrieg zugrunde zu gehen droht.



Weisse Truppen beschießen 1919 die Stadt Schalinskoje in Zentralsibirien. Wichtige Schlachten des Bürgerkriegs werden dort, jenseits des Ural, geschlagen, wo sich der antibolschewistische Widerstand noch bis Ende 1922 hält

MILLIONEN WERDEN

Inzwischen hat sich die militärische Lage weiter zugespitzt. Im Ural etwa stürmen tschechische Einheiten auf Jekaterinburg zu. Als die bedrängten Rotarmisten erkennen, dass sie die Industriestadt nicht mehr lange halten können, organisieren sie ihre Flucht.

Und sie ermorden den Zaren und seine Familie in der Nacht zum 17. Juli, weil sie fürchten, dass die Weißen Nikolaus befreien und zur Integrationsfigur des antibolschewistischen Widerstands machen könnten.

Doch es sind sinnlose Morde. Denn der ehemalige Monarch wäre kaum in der Lage gewesen, die Opposition zu einen – galt er doch vielen als schwach und zögerlich.

Auch auf Stalins Basis Zarizyn wächst um diese Zeit der Druck: Von Süden marschiert die weiße Kosakenarmee vom Don auf die Wolgametropole zu; Konterrevolutionäre haben bereits eine wichtige Eisenbahnstrecke zerstört.

Kurz darauf kabelt Stalin nach Moskau, er werde das gesamte militärische

Kommando der Truppen neu strukturieren. Tags darauf, am 19. Juli segnet der Revolutionäre Kriegsrat das Vorhaben des Georgiers ab. Ein persönlicher Erfolg.

Der Sonderkommissar für Lebensmittelbeschaffung geht nun ganz auf in seiner neuen militärischen Rolle, mischt sich in so gut wie alles ein. Fast übermäßig wirft er Soldaten in die Kämpfe um Zarizyn – so als reiche die bloße numerische Überlegenheit für einen Sieg aus. Es kümmert ihn kaum, dass die Rotarmisten weitaus mehr Verluste erleiden als die Weißen.

In Moskau ist selbst Lenin verärgert über die hohen Opferzahlen, die ihm von der Wolga gemeldet werden.

Stalin aber drängt seine Untergebenen, „absolut gnadenlos vorzugehen“. Überall wo Weiße und andere Aufständische Getreidezüge plündern, lässt er Ansiedlungen niederbrennen.

Die wohl grausamsten Helfer des nun uneingeschränkten Herrschers über Zarizyn sind die Mitarbeiter der Tscheka,



Rotarmisten sind bei der Bevölkerung verhasst, weil sie gewaltsam Proviant requirieren, Strafgelder abpressen, Geiseln erschießen und – wie hier Anfang der 1920er Jahre im Moskauer Simonow-Kloster – Kirchenschätze plündern



Um sich der in Sibirien vordringenden Roten Armee zu entziehen, überschreiten ganze Einheiten der Weißen die Grenze nach China – wo sie in einem Felsen tempel interniert werden

ZWANGSWEISE EINGEZOGEN

der von Lenin geschaffenen Geheimpolizei. Mit gnadenloser Brutalität erpressen deren Schergen Geständnisse – oder foltern ihre Opfer zu Tode. Sie zersägen vermeintlichen Verschwörern Arme und Beine, lassen sie langsam in Behälter mit siedendem Wasser gleiten, zertrümmern ihre Schädel mit bolzenbewehrten Lederriemen.

Und Stalin wähnt überall Verschwörungen. Jeder Fehlschlag an der Front, jeder ausgebliebene Munitionstransport: das Werk von Verrätern. Mit rastloser Energie führt er den Kampf gegen die vermeintlichen inneren Feinde – auch um den Preis der eigenen militärischen Schwächung. Er schürt die Angst der unteren Mannschaftsgrade wie der Offiziere.

Doch im September sieht er seine Machtposition von Moskau aus bedroht: Der Revolutionäre Kriegsrat hat einen hochrangigen Ex-Offizier der Zarenarmee an seine Front entsandt. Und der ist nicht gewillt, sich der Willkür des Bolschewiken zu beugen: Er bean-

spricht gar die höchste militärische Entscheidungsgewalt für sich allein. Eine Provokation, die Stalin mit der Absetzung des Generals beantwortet.

Doch diesmal ist er zu weit gegangen. Lenin deckt jetzt nicht mehr die Eigenmächtigkeiten des Georgiers. Mitte Oktober 1918 lässt er ihn von der Front abberufen; Stalin muss nach nur vier Monaten in Zarizyn nach Moskau zurückkehren. Eine Demütigung.

Er hat durch seine Befehle die Lage für die kämpfende Truppe oftmals schwieriger gemacht. Weil er seinen Sektor bevorzugt mit den besten Waffen beliefern ließ, hat er zudem andere Frontabschnitte massiv geschwächelt.

Vor allem aber: Seine Mission, die Großstädte mit genügend Lebensmitteln zu versorgen, ist misslungen.

Doch dieses Versagen schadet nicht seiner politischen Karriere. Im Gegenteil: Noch im Oktober lässt Lenin ihn zum Mitglied des Revolutionären Kriegsrats ernennen – offenbar auch als Ausgleich für die demütigende Abberufung.

Gewiss, Stalin hat sich in Zarizyn selbstherrlich verhalten, hat ein fast

krankhaftes Bedürfnis nach Anerkennung gezeigt. Doch Lenin gegenüber ist er stets ergeben – hofft er doch auf die Protektion des mächtigen Parteiführers. Lenin, in dessen engstem Kreis kaum einer über bessere organisatorische Fähigkeiten verfügt als Stalin, schätzt dessen Loyalität und Durchsetzungskraft. Selbst Stalins Brutalität und Rücksichtslosigkeit sind im revolutionären Kampf von Vorteil.

So erhält der gerade Gescheiterte dank Lenins Unterstützung zahlreiche neue Ämter – und wird immer mächtiger. Zusätzlich zu seinem Sitz im ZK der kommunistischen Partei und im Revolutionären Kriegsrat sowie seinem Amt als Volkskommissar für Nationalitätenfragen übernimmt er ab November 1918 den Vorsitz der Arbeiter- und Bauerninspektion, einer mächtigen Institution zur Bekämpfung der Korruption.

Im März 1919 wird Stalin eines von fünf Vollmitgliedern des neu geschaffenen Politbüros. Das Gremium soll alle „Fragen, die keinen Aufschub dulden“,



Auf jeden aktiven Soldaten der Roten Armee kommen weitere acht, die nicht diensttauglich sind: Ihnen fehlen Schuhe, Waffen und Munition. Viele sind krank, 1920 infizieren sich mehr als eine Million Männer mit Typhus – etwa jeder fünfte Kämpfer der bolschewistischen Truppen

entscheiden sowie die politische Linie der Partei festlegen.

Und schließlich wird er vom Zentralkomitee in das – ebenfalls mit fünf Mitgliedern besetzte – Organisationsbüro gewählt, das unter anderem den Kontakt zu den regionalen und lokalen Parteiorganisationen herstellen soll.

Kaum ein Bolschewik merkt, dass die politischen Führer auf diese Weise mittin im Bürgerkrieg die Ziele der Partei verraten: Nicht mehr die Diktatur des Proletariats streben sie an, sondern die Diktatur der Parteileitung.

Es ist eine Entwicklung, welche die Karriere des eisigen und mächtigbewussten Stalin weiter befördert.

Zum Jahresbeginn 1919 wendet sich die militärische Lage allmählich zugunsten der Bolschewiki. Einen ersten großen Sieg hat die Rote Armee bereits am 7. Oktober 1918 errungen, als sie Samara eroberte und die Republik der Rechten Sozialrevolutionäre zerschlug.

Trotzki ist das Wunder gelungen, aus der versprengten, disziplinlosen Roten Armee binnen kurzer Zeit ein schlag-

kräftiges Massenheer zu schmieden. Der Volkskommissar für Kriegswesen hat begriffen, dass die Bolschewiki ihre zumeist besser gedrillten Gegner nur dann besiegen können, wenn sie sie an Zahl übertreffen – und wenn sie geordneter als bisher kämpfen. Deshalb schaffte er im März 1918 die Offizierswahl ab – gegen den Widerstand der Mannschaften. Im Monat darauf führte er die allgemeine Wehrpflicht ein. Mit Zwangsmobilisierungen wurden erst Arbeiter in den Städten, dann Bauern zum Waffendienst verpflichtet.

Im Mai 1919 gebietet Trotzki über 1,5 Millionen Rotarmisten (1920 werden es fünf Millionen sein).

Doch vor allem die Bauern wehren sich gegen ihre Rekrutierung, weil sie ihre Höfe nicht im Stich lassen wollen und weil bolschewistische Soldaten vielerorts plündern, willkürlich Geiseln nehmen und erschießen, Kirchen schänden und Priester ermorden. Viele Landwirte müssen deshalb mit Gewalt an die Front gezwungen werden. Und viele desertieren bald wieder. Besonders zur Erntezeit.

Schon seit Herbst 1918 formiert sich auf dem Land allmählich Widerstand – er richtet sich gegen die Bolschewiki, aber auch gegen die Weißen, die ebenfalls Bauern in ihr Heer zwingen. Immer

mehr Dorfgemeinschaften organisieren sich und fordern, den Bürgerkrieg zu beenden. Als ihre Appelle ungehört bleiben, rufen sie „neutrale Republiken“ aus, bilden Milizen, die Kriegsarmeenvon ihren Territorien vertreiben sollen.

Ganze Regionen, sogar Teile von Moskau werden von Baueraufständen erschüttert. Im zentralrussischen Tula verwüsten 500 mit Äxten, Hacken und Spaten bewaffnete Männer das Rekrutierungsbüro. Die Partei lässt die Aufstände vielerorts von Fabrikarbeitern niederschlagen, die rebellierenden Bauern misshandeln und öffentlich hängen.

Aber der Terror der Weißen ist ebenso unerbittlich. Deren Offiziere gehen oft noch grausamer gegen die Landbevölkerung vor als die Roten. Gewaltsam treiben sie Verpflegung ein, zwingen Männer zum Waffendienst.

Und sie nehmen Rache für das geraubte Land ihrer Väter, das nun den Dorfgemeinschaften gehört.

In einer Ortschaft, in der viele Bewohner mit Lenins Regierung sympathisieren, ermorden Weiße 60 Menschen, darunter Frauen und Greise. Andernorts zwingen sie Bauern, sich zu entkleiden, und lassen sie dann auspeitschen.



Vor allem in der Ukraine ermorden Soldaten der konterrevolutionären Armeen während des Bürgerkriegs Tausende Juden – aus Rache für den Putsch der Bolschewiki, den die antisemitische weiße Propaganda als «jüdische Verschwörung» bezeichnet (Foto aus dem ukrainischen Proskurov, um 1919)

Der Weiße Terror richtet sich aber auch gegen städtische Arbeiter, die sich nicht für die konterrevolutionäre Sache gewinnen lassen, gegen Intellektuelle, die vermeintlich oder tatsächlich die Bevölkerung gegen die alten Eliten aufgewiegt haben. Und gegen Juden. Denn die antisemitische weiße Propaganda stellt den bolschewistischen Umsturz als „jüdische Verschwörung“ dar.

„Selbst wenn wir halb Russland niederbrennen und das Blut von drei Vierteln der Bevölkerung vergießen müssen, wir werden es tun, wenn es zu Russlands Rettung notwendig sein sollte“, erklärt einer der Generäle der Weissen.

Doch während die Roten erstarken, verlieren die Weissen ihre Verbündeten: Schon im August 1918 haben die Deutschen der Moskauer Regierung vertraglich zugesichert, die Aufständischen nicht mehr zu unterstützen (im Gegenzug mussten die Bolschewiki unter anderem weitere Gebiete abtreten).

Zudem tritt bald ein seit Langem im Verborgenen schwelender Konflikt zwischen russischen Weissen und Kosaken auf. Vor allem junge Kosaken, die schon während des Weltkrieges in der zaristischen Armee gekämpft haben, lehnen es

ab, weiterhin für einen russischen Zentralstaat zu kämpfen. „Russland geht uns nichts an“, ist ihre Parole.

In einer anderen Kosakenrepublik im nördlichen Kaukasus, die zeitweise ebenfalls mit den Weissen paktiert, erwächst für die Konterrevolutionäre ein weiterer Konflikt: Die dortige Regierung lässt die nichtkosakische Bevölkerung gezielt attackieren und verjagen.

Die Weissen müssen für die Drangsalierten Partei ergreifen – schon weil die Gefahr besteht, dass die Bevölkerung massenhaft zu den Roten überläuft. Die Einmischung der russischen Offiziere verschlechtert das Verhältnis zu den Kosaken weiter und stachelt den Hass noch mehr an.

Im Mai 1919 beginnt die Rote Armee eine Großoffensive gegen die sibirischen Konterrevolutionäre aus Omsk, die mittlerweile bis zur Wolga vorgedrungen sind. Unaufhaltsam treibt sie die Weissen vor sich her – bis in ihre Hauptstadt, wo die Roten im November deren Regierung stürzen.

Im Süden nehmen Weisse im Sommer 1919 zwar große Gebiete ein, auch Zarizyn fällt nach schweren Kämpfen Ende Juni in ihre Hände. Aber die Revolutionsgegner übernehmen ihre Front, ihnen fehlt es an Nachschub gegen die zahlenmäßig überlegene Rote Armee.

Die drängt ihre Feinde im Frühjahr 1920 bis auf die Krim ab. Im Norden schlagen die Bolschewiki zwei Angriffe auf Petrograd zurück und erobern die Vorposten der Weißen, etwa den Hafen von Murmansk.

Schon bald darauf sind die Konterrevolutionäre keine akute Bedrohung mehr, ihre Truppen sind aufgerieben oder haben sich an einen Außenposten an der Pazifikküste zurückgezogen, viele ihrer Führer sind ins Exil geflohen.

Das Regime in Moskau regiert zwar nicht unangefochten – auch in den folgenden Jahren flammen immer wieder Unruhen auf, etwa in Sibirien –, dennoch kann die bolschewistische Partei ihre Macht im Inneren festigen.

Die Streitkräfte werden nun zunehmend zu einer politischen Bildungsanstalt, die Funktionäre für den Arbeiterraum ausbildet. Bis 1920 hat Trotzki bereits 3000 Schulen in den Kasernen gründen lassen, in denen bäuerliche Rekruten Lesen und Schreiben lernen und von den Zielen der Partei überzeugt werden sollen. Eisenbahnzüge, ausgestattet mit Bibliotheken und Kinos, fahren während des Krieges an den Fronten entlang. Theatergruppen unterhielten die Kämpfenden.

Eine halbe Million Soldaten traten in dieser Zeit der bolschewistischen Partei bei – nun sind sie glühende Verteidiger der Revolution und eine künftige Führungselite.

So hat sich der Parteapparat militarisirt, ist die zentralistische Organisation von Trotzkis Armee zum Vorbild für den gesamten Staat geworden.

D

och der Krieg ist noch nicht vorbei. Am 7. Mai 1920 besetzen polnische Truppen Kiew, die Hauptstadt der im Jahr zuvor von Moskau etablierten Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik. Polen, seit der deutschen Kapitulation wieder ein eigenständiger Staat, will seine Grenze weiter nach Osten verschieben. Doch die Rotarmisten können die Angreifer zurückdrängen.

Jetzt sieht Lenin eine Chance, die Revolution nach Westen zu exportieren. Die Rote Armee soll Warschau nehmen.

Von dort aus könne sie das deutsche Proletariat unterstützen, das, so Lenin, bald dem russischen Beispiel folgen und eine Revolution beginnen werde.

Der sonst so skrupellose Stalin hält das Unternehmen für gefährlich. Als die Mehrheit der Parteiführung aber Lenins Plan zustimmt, stellt er seine Bedenken zurück. Er selbst, seit Anfang Mai Politischer Kommissar in der Ukraine, will nicht mit nach Warschau ziehen, sondern das 350 Kilometer südöstlich gelegene Lemberg einnehmen. Dort will der Georgier militärischen Ruhm als Eroberer ernten.

Doch als bald darauf der russische Vormarsch auf Warschau ins Stocken gerät, entscheidet das Politäbüro in Moskau am 2. August, dass ein Großteil von Stalins Truppen den Angreifern auf die polnische Hauptstadt zu Hilfe eilen soll. Der Georgier ist erbost über die Direktive aus der Zentrale, die seinen Plan durchkreuzt, und verweigert die Unterschrift unter den Verlegungsbefehl.

So bleibt die Verstärkung zunächst aus. Am 16. August muss sich die Rote Armee vor Warschau geschlagen zurückziehen – die große Vision Lenins, die Revolution in den Westen zu tragen, ist gescheitert. Einen Tag später wird Stalin nach Moskau zurückgerufen.

Auf dem 9. Parteikongress, der im September 1920 in Moskau tagt, werfen ihm Delegierte Befehlsverweigerung vor, übertriebenen persönlichen Ehrgeiz und militärische Inkompetenz; Trotzki kritisiert offen „strategische Fehler“. Stalin murmelt nur ein paar Worte zu seiner Verteidigung. Wieder endet ein militärisches Abenteuer als Demütigung.

Dennoch: Lenin hält an dem Gescholtenen fest. Zu dringend braucht er Stalins Dienste.

Denn die prominenten Bolschewiki sind sich durchaus nicht einig, wie der Arbeiterstaat zu führen ist. So bricht unter ihnen etwa eine Kontroverse über die Frage aus, welche Freiheiten die Gewerkschaften haben sollen. □

Literatur: Evan Mawdsley, „The Russian Civil War“, Pegasus; übersichtliche Darstellung, Schwerpunkte sind die militärischen Operationen.
Robert Service, „Stalin. A Biography“, Harvard University Press; gute Biografie, die auch Stalins Rolle im Bürgerkrieg behandelt.

Trotzki will sie in den Staatsapparat integrieren, sie also dem Rat der Volkskommissare und der Partei unterstellen, und provoziert so Proteste in Fabriken und Bergwerken.

Lenin dagegen will die Unabhängigkeit der Arbeiterorganisationen formal erhalten (in der Praxis sollen sie freilich den Anordnungen von Partei- und Staatsgrenzen folgen).

Jetzt zeigt sich, wie gut Stalin mittlerweile in der Partei vernetzt ist. Er hat seine neuen Ämter im Polit- und Organisationsbüro sowie die vielen Missionen und Reisen während des Bürgerkrieges genutzt, um persönliche Verbindungen aufzubauen.

Wenn es sein muss, kann der Egomane Stalin durchaus gewinnend sein. Und er hat einen Blick für die Stärken und Schwächen anderer Menschen, teilt sie sofort in Freunde oder Gegner, weiß sie geschickt für seine Zwecke zu instrumentalisieren.

In der Gewerkschaftsfrage steht Stalin an Lenins Seite. Und der Revolutionsführer schafft es tatsächlich, sich auf dem Parteitag im März 1921 gegen seine Widersacher durchzusetzen. Zahlreiche Funktionäre verlieren ihre Positionen, auch die drei Parteisekretäre.

Stalin dagegen wird für seine Loyalität belohnt. Denn Lenin macht ihn bald zum neuen Cheforganisator der Partei. Im Frühjahr 1922 wird er in das dreiköpfige Sekretariat gewählt und erhält das neu geschaffene Amt des Generalsekretärs der Partei.

Damit kontrolliert er die personelle Besetzung der regionalen Parteiorganisationen. Ein Geflecht, das auch im Chaos des Bürgerkrieges weiter gewuchert ist.

Auf verschwiegene Weise macht sich Stalin jetzt daran, sein neues Amt zur entscheidenden Schaltstelle der Macht auszubauen. Diese Position ist ideal, um Loyalitäten und Abhängigkeiten zu schaffen, ein persönliches Imperium innerhalb der Partei zu errichten: Allein im Jahr 1922 ernennt das Parteisekretariat zusammen mit dem Orgbüro mehr als 10 000 Provinzfunktionäre – die wichtigsten Positionen besetzt Josef Stalin persönlich.

Nun steigt nur noch auf, wer ihm nützlich ist.

Es ist der vorläufige Höhepunkt in der Karriere eines Mannes, der im Bür-

gerkrieg an Einfluss gewinnt, obwohl er Fehler begeht und als Militärführer letztlich scheitert.

Als Lenin am 25. Mai 1922 einen Schlaganfall erleidet, ist Stalin einer der mächtigsten Männer im Staat.

Spätestens in dieser Zeit erkennt Lenin, dass sein vielleicht wichtigster Weggefährte zu undiplomatisch, „zu grob“ ist für einen führenden Politiker (siehe Seite 58). „Dieser Makel“, schreibt er in seinem politischen Testament, „der in unserer Mitte und im Verkehr zwischen uns Kommunisten erträglich ist, kann in der Funktion des Generalsekretärs nicht geduldet werden.“

D

ie Wunden des Bürgerkrieges sind auch jetzt, zwei Jahre nach dessen Ende, noch nicht verheilt. Auf den Schlachtfeldern und bei den folgenden Aufständen sind von 1917 bis 1922 wahrscheinlich 300 000 Soldaten gefallen: 125 000 Rotarmisten sowie 175 000 Angehörige der Weißen und der Polnischen Armee. Zudem sind 500 000 Militärangehörige an Seuchen, Krankheiten oder Verletzungen gestorben.

Wie viele Zivilisten dem Roten und Weißen Terror zum Opfer gefallen oder durch Unterernährung und Seuchen zu Tode gekommen sind, weiß niemand genau. Sicher ist nur: Es sind Millionen; allein bei den Pogromen der Weißen sind mehr als 150 000 Juden ermordet worden.

Die enthemmte Zeit, der Existenzkampf des jungen Regimes, prägt dessen Regierungsweise von Anfang an. In jenen Jahren bauen die herausgeforderten Bolschewiki einen Repressionsapparat auf und formen die Partei zum diktatorischen Machtinstrument.

Einer der Schauplätze dieses so wirkungsmächtigen Bürgerkrieges war die Handelsmetropole Zarizyn – jene Stadt an der Wolga, in der Stalin Offiziere der Roten Armee im Fluss ertrinken ließ.

24 Jahre später wird der gleiche Ort, inzwischen umbenannt, zur Bühne einer noch viel grausameren Tragödie: zum Schauplatz der Schlacht um Stalingrad. □

Dr. Ralf Berhorst, 42, ist Journalist in Berlin.

Messerset, 3-tlg.

Damit machen Sie immer einen guten Schnitt! 3 Messer im japanischen Stil für Gemüse und Fleisch, Obst und Käse. Klingen aus rostfreiem Stahl, Griffe aus Holz. Im Geschenkkarton.

Gratis

Ihr GEO Favorit kommt frei Haus,
mit bis zu 13% Ersparnis + Messerset gratis!



GEO berichtet in exklusiven und aktuellen Reportagen über die wichtigsten Themen unserer Zeit. 12x im Jahr.



GEO WISSEN zu lesen heißt, die Welt besser zu verstehen. Mit den neuesten Erkenntnissen aus Wissenschaft und Gesellschaft. 2x im Jahr.



GEO SAISON zeigt die schönsten Reiseziele rund um den Globus. 12x im Jahr.



GEO Special berichtet jeweils über ein Land, eine Region oder eine Stadt. 6x im Jahr.



GEO lino ist das Erlebnisheft für Kinder von 8 bis 14 Jahren. 12x im Jahr.



GEO kompakt ist monothematisch und widmet sich den großen Fragen der Allgemeineinbildung in außergewöhnlicher visueller Opulenz. 4x im Jahr.

Ja, ich bestelle die unten angekreuzten Zeitschriften und nutze alle meine Vorteile:

- Ich spare bis zu 13%!
- Ich erhalte das Messer-Set gratis!
- Ich erhalte alle Hefte frei Haus!
- Nach der Bezugsdauer kann ich jederzeit kündigen!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!

GEO EPOCHE (6 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 656890, als Geschenk 656891
Erscheint 6x jährlich zum Preis von ztt. € 8,00 (D)/€ 8,95 (A) pro Heft.
GEO EPOCHE mit DVD für mich, Bestell-Nr. 656892, als Geschenk 656893
Erscheint 6x jährlich zum Preis von ztt. € 14,25 (D)/€ 15,70 (A) pro Heft.

GEO (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 656894, als Geschenk 656895
Erscheint 12x jährlich zum Preis von ztt. € 5,65 (D)/€ 6,40 (A) pro Heft.

GEO WISSEN (2 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 656903, als Geschenk 656902
Erscheint 2x jährlich zum Preis von ztt. € 8,15 (A) pro Heft.

GEO SAISON (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 656900, als Geschenk 656901
Erscheint 12x jährlich zum Preis von ztt. € 4,40 (D)/€ 5,10 (A) pro Heft.

GEO Special (6 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 656904, als Geschenk 656905
Erscheint 6x jährlich zum Preis von ztt. € 6,95 (D)/€ 8,10 (A) pro Heft.

GEOline (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 656898, als Geschenk 656899
Erscheint 12x jährlich zum Preis von ztt. € 3,05 (D)/€ 3,25 (A) pro Heft.

GEO kompakt (4 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 656896, als Geschenk 656897
Erscheint 4x jährlich zum Preis von ztt. € 7,50 (D)/€ 8,95 (A) pro Heft.

Die Preise gelten in Deutschland und Österreich. Auslandspreise auf Anfrage.

Meine Adresse: (Bitte auf jeden Fall ausfüllen.)

Name, Vorname	19
Strasse/Nr.	Geburtsdatum
PLZ	Wohnort
Telefonnummer	E-Mail-Adresse
Ich zahle bequem per Banküberzug:	
Bankleitzahl	Kontonummer

Anschrift des Geschenkempfängers: (Nur ausfüllen, wenn Sie einen GEO Titel verschenken möchten.)

Name, Vorname	19
Strasse/Nr.	Geburtsdatum
PLZ	Wohnort
Dauer der Geschenklieferung:	
<input type="checkbox"/> unbefristet (mindestens 1 Jahr*) <input type="checkbox"/> 1 Jahr**	

Ja, ich bin damit einverstanden, dass GEO und Gruner+Jahr mich künftig per Telefon oder E-Mail über interessante Angebote informieren.

Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung beim GEO EPOCHE Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z.B. Brief oder E-Mail) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

X
Datum Unterschrift

Vorteilscoupon einsenden an:
GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg

Oder anrufen unter: 0180/861 80 00*

@ Einfach per E-Mail: GeoEpoche-Service@guj.de
In Österreich per Tel.: 0820/000 10 85
E-Mail: Geo-Epoche@abo-service.at

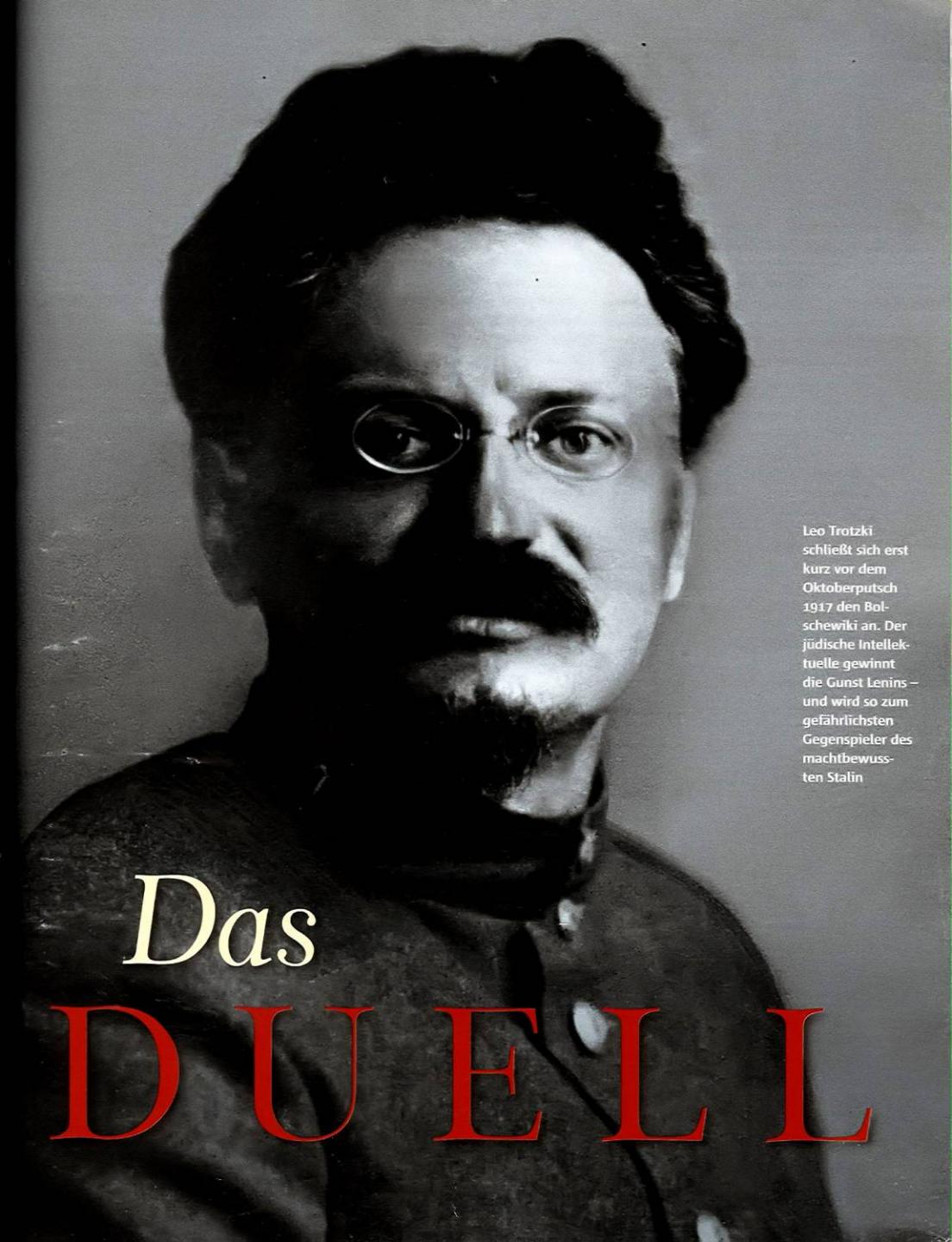
In der Schweiz per Tel.: 041/329 22 20
E-Mail: Geo-Epoche@esservice.ch

GEO EPOCHE erscheint im Verlag Gruner+Jahr AG & Co KG, Dr. Gerd Bräuer, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, AG Hamburg, HRA 10225, Vertrieb: DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH, Dr. Olaf Conrad, Dösestr. 1, 20359 Hamburg, AG Hamburg, HRB 95/725.



Schon vor Lenins Tod 1924 entbrennt ein Kampf um die Nachfolge des kommunistischen Parteiführers. Leo Trotzki, Organisator der Oktoberrevolution und Gründer der Roten Armee, steht gegen Josef Stalin, den Generalsekretär der Bolschewiki. Trotzki verliert – und wird schließlich in Stalins Auftrag ermordet.

VON JÖRG-UWE ALBIG

A high-contrast, black and white portrait of Leon Trotsky. He is shown from the chest up, wearing round-rimmed glasses and a dark, wavy mustache. His hair is dark and messy. He has a serious, intense expression. The lighting is dramatic, with strong shadows on one side of his face.

Leo Trotzki
schließt sich erst
kurz vor dem
Oktoberputsch
1917 den Bol-
schenwiki an. Der
jüdische Intellek-
tuelle gewinnt
die Gunst Lenins –
und wird so zum
gefährlichsten
Gegenspieler des
machtbewus-
ten Stalin

Das DUELL

Es ist ein Kampf um die Erstgeburt, ein Kampf um die Liebe eines Vaters. Es ist ein Kampf um die Gnade eines Gottes. Es ist ein urzeitlicher, ein exemplarischer Streit; ein Streit voller Eifersucht und verletztem Stolz. Ein Streit, an dessen Ende ein Mord steht und ein Staat.

Es ist nicht einfach ein Machtkampf – es ist ein Bruderkrieg. Es ist der Streit zwischen Kain und Abel: der Ackerbauer gegen den umherschweifenden Hirten, der Sesshafte gegen den Nomaden.

In der Rolle des Kain: Iossif Wissarionowitsch Dschugaschwili alias Stalin, der zum russischen Nationalisten mutierte Georgier, der sein Leben auf der Scholle verbringt und das Land nur im Notfall für ein paar Tage verlässt.

Den Abel gibt Lew Dawidowitsch Bronschtein, genannt Trotzki, der Internationalist und Weltenbummler, der bis zur Revolution zwölf Jahre in der Emigration verbringt, in London, Paris, München, Wien, Zürich, New York, und sich als „Nomadensee“ charakterisiert.

Während der Georgier 1912 das russische Pseudonym Stalin (sinngemäß „der Stählerne“) gewählt hat, um sein Russentum zu unterstreichen, ist der Name Trotzki ein Ausweis der Mobilität: Er entstammt dem falschen Pass, der ihm 1902 zur Flucht aus der sibirischen Verbannung ins Londoner Exil verhalf. Und wenn Stalin ein Ackergaul ist, dann ist Trotzki ein nervöses, labiles Rennpferd.

Seelische Spannungen stürzen ihn bisweilen in Ohnmachtsanfälle. Er ist eigensinnig, wechselt von heute auf morgen die Fraktion, düpiert ohne Reue seine Bündnispartner. Wie Abel, dessen Name „Hauch“ bedeutet, erscheint auch Trotzki vielen als flüchtiger Geist: Mit seiner Eloquenz, seiner Weltläufigkeit, seiner eitlen Erscheinung stößt er die Genossen vor den Kopf; auch Lenin sieht in ihm zunächst nur einen „Poseur“.

Seine „Vornehmheit sowie seine nonchalante, herablassende Art, mit Men-

schen zu sprechen, gleich wer sie waren, versetzte mir einen unangenehmen Schock“, erinnert sich Anatolij Lunatscharskij, später Volkskommissar für Bildung, an seinen ersten Eindruck: „Ich betrachtete diesen jungen Dandy mit äußerstem Missfallen.“ Diese „kolossale Arroganz“ ist es, wie Lunatscharskij feststellt, die Trotzki „zu einer gewissen Einsamkeit“ verurteilt.

Zwar stammt auch Trotzki aus ländlichem Milieu. Zwar gehört auch sein Vater zu jenen Großbauern, die der Sohn später als „Kulaken“ beargwöhnt. Doch gerade dessen geldgierige Engstirnigkeit hat Trotzki in die Arme der Revolution getrieben. Der Umzug nach Odessa, wo er die Realschule besuchte, war für ihn eine Befreiung – und bereits das Jahr 1885, in dem der Sechsjährige in der Kreisstadt Jelisawetgrad zum ersten Mal „mit weit geöffneten Augen der Zivilisation ins Gesicht“ blickte, wurde ihm geradezu zum „Beginn meiner Ära“.

Den Bauern, den Menschen vom Schlag Kains, misstraut Trotzki zutiefst. Schon 1906 hat er gewarnt, „die Primitivität der Bauernschaft“ könnte nach der Revolution „dem Proletariat ihr feindseliges Gesicht zuwenden“.

Stalin hingegen ist, wie 1918 ein Delegierter zur Verfassunggebenden Versammlung feststellt, „ein typischer Kulak, der ungern behauptet, er sei kein Kulak“. Auch für Trotzki ist der Mann mit der niedrigen Stirn der ewige Provinzler: „die hervorragendste Mittelmäßigkeit unserer Partei“.

Er verachtet Stalins „Unwissenheit“ und „Enge“, seine „psychologische Plumpheit“ und den „Zynismus des Kleinstädters“. Stalins Theorie niveau, so Trotzki, sei „vollkommen primitiv“ – und tatsächlich nimmt der Georgier noch mit Mitte 40 Nachhilfestunden in marxistischer Philosophie.

Trotzki dagegen ist ein Mann der Schrift, der sich bei Versammlungen der Bolschewiki gern in einen französischen Roman versenkt, gelangweilt von der Inkompetenz der Versammelten.

Stalin und Trotzki, Kain und Abel – das ist auch der biblische Streit zwischen älterem und jüngerem Sohn. Zwar ist Stalin nur gut 13 Monate älter als Trotzki. Doch es gibt einen weiteren Grund, weshalb Stalin sich als Erstgeborener fühlt: seine Liebe zu Lenin.

Von Anfang an hat Stalin den gut zehn Jahre älteren Lenin mit Inbrust verehrt. Bis zur Vermischung hat er sich mit

Mit eiserner
Kälte regiert
der militärische
Laie Trotzki die
Rote Armee

Auf dem Roten Platz
in Moskau verfolgt Trotzki
1918 eine Militärparade.
Der Volkskommissar für Kriegs-
wesen stellt die Streitmacht
der Bolschewiki im Bürgerkrieg
auf und organisiert ihren
Kampfeinsatz – mit brutalen
Methoden: Meuterer und
Deserteure werden erschossen,
ebenso Kommandeure, die
ihren Truppen eigenmächtig
den Rückzug befehlen

ihm identifiziert, hat zu ihm, wie ein Biograf vermutet, die größte Zuneigung seines erwachsenen Lebens entwickelt: „Ich liebe ihn mit meinem ganzen Herzen“, vertraut er Lenins Schwester an.

Trotzki dagegen hadert lange mit dem Übervater. Kaum ein Jahr nach seinem Entschluss, Lenin 1902 nach London zu folgen, beginnt er, mit ihm über die Parteiorganisation zu streiten, unterstützt die Menschewiki, die gemäßigtere Fraktion der russischen Sozialdemokratie, und verdammt die „entsetzliche, verkommene und demagogische Schreibweise Lenins“.

Erst Ende Juli 1917 tritt Trotzki der bolschewistischen Partei bei. Doch später wird er sich damit brüsten, dass Lenin „keinen besseren Bolschewiken“ kannte als ihn; dass Lenin seine Loyalität lobte, die „über jeden Zweifel erhaben“ sei; dass Lenin ihm Blankovollmachten ausstelle – kurz, „sein moralisches Vertrauen in so unbeschränktem Maße“ zeigte, „wie es größer kein Mensch einem anderen geben“ könnte.

Der mobile Trotzki nutzt Lenins Theorien als Reibungsfläche – sozusagen als Fortbewegungsmittel. Stalin hingegen erhebt Lenins Theorie zum Glaubensgebäude, zum Dogma, zu seinem Besitz. Trotzkis dialektische Abschweifungen sind ihm ein Graus: „Habt ihr etwas verstanden?“, wird er später vor Parteifreunden über Trotzkis Lenin-Exegesen höhnen. Das Gelächter seiner Zuhörer gibt ihm recht.

Doch dieser Bücherwurm Trotzki ist es, der den Staatsstreich am 25. Oktober 1917 orchestriert. Er ist es, der 1918 als Volkskommissar für Äußere Angelegenheiten mit den Deutschen den Frieden aushandelt. Dieser militärische Dilettant ist es, der die Rote Armee aufbaut und zum Sieg im Bürgerkrieg führt – ohne jede Erfahrung als Soldat.

Das Wort Mobilmachung nimmt der Rastlose dabei wörtlich: Sein Rezept heißt beständige Bewegung. Zwei- bis drei Jahre lang lebt Trotzki in einem zum Teil gepanzerten Eisenbahnzug, seinem „fliegenden Verwaltungsapparat“, eilt von Front zu Front, legt mehr als 100 000 Kilometer zurück.

Zwei Lokomotiven müssen die rollende Festung durch Russlands Weiten ziehen, müssen ein Sekretariat schleppen, eine Druckerei, ein Telegraphenamt, eine Bibliothek, eine Garage mit mehreren Automobilen und ein Badehaus, müssen Stiefel transportieren, Lederjoppen, Medikamente und Maschinengewehre – sowie 200 Soldaten, um Lücken in der Front zu stopfen.

Eine eigene Zugzeitung kündet vom Ruhm dieser Reise. An jeder Station hält Trotzki Hof, mindestens sechs Stunden am Tag, sammelt Soldaten und Parteileute um sich, Kommissare und Gewerkschafter, Fabrikarbeiter und Ärzte.

Manchmal blockieren oder beschließen Feinde den Zug, einmal kreist ein Bomber der Weißen über seinen Dächern, wirft seine Ladung ab – ohne die Kommandozentrale aber gefährlich zu treffen.

Es ist die eiserne Kälte des Kopfmeisters, mit der Trotzki seine Armee regiert. Mit Befehlsverweigerern macht er kurzen Prozess: „Falls irgendein



Truppenteil sich selbstständig zurückzieht, wird als Erster der Kommissar des Truppenteils, als Zweiter der Kommandeur erschossen", lautet sein Befehl. „Feiglinge, Selbstsüchtige und Verräter werden der Kugel nicht entgehen.“ Und: „Falsche Meldungen werden wie Verrat bestraft.“

Deutsche Sozialisten wie Karl Kautsky und Rosa Luxemburg protestieren gegen die brutalen Methoden des Kriegskommissars. Doch der verteidigt gegen „unsere humanen Freunde von der Art derer, die weder heiß noch kalt sind“ auch Erschießungen und Repressalien: Die Revolution sei nun einmal „ein Kampf auf Leben und Tod“.

Als im März 1921 die Matrosen der Garnison Kronstadt, einst „Stolz und Ruhm der Revolution“, meutern und demokratische Rechte verlangen, schickt Trotzki Truppen in weißen Tarnkleidern über die zugefrorene Ostsee und lässt den Aufstand blutig niederschlagen.

Ohne Rücksicht auf revolutionäre Sentimentalitäten professionalisiert er

die Rote Armee. Er schafft die Soldatenkomitees ab und die Wahl der Kommandeure durch die Truppe, führt wieder Orden und harte Disziplinarstrafen ein. Und übernimmt Offiziere aus der Streitkraft des Zaren als „Spezialisten“ – für Stalin ein Sakrileg.

Der Georgier erinnert Lenin an Trotzkis verdächtig späte Bekehrung zum Bolschewismus und fordert, „Trotzki zu entfernen und ihm feste Grenzen zu setzen“.

Doch der irrlichtert weiter durch das geschundene Land. 1920 wird der Chef der Roten Armee auch noch zum Kommissar für Transportwesen ernannt – für einen Heimatlosen der passende Job.

Per „Order 1042“ befiehlt er, mit Hilfe großer Reparaturanstrengungen den Anteil einsatzbereiter Lokomotiven innerhalb der folgenden fünf Jahre zu verdoppeln. Er requirierte die besten Arbeiter zur Sanierung von Strecken und Fuhrpark und vergärtelt sie zu unbezahlter Wochenendarbeit.

Wenn es um Mobilität geht, kennt er kein Pardon: Als sein Zug auf dem Weg nach Jekaterinburg im Schnee stecken

bleibt und freigeschaufelt werden muss, lässt er den örtlichen Sowjet verhaften.

Die Proletarier protestieren gegen das drakonische Regime. „Gib uns erst zu essen, dann verlange Arbeit“, schreibt eine Eisenbahnerzeitung. Doch Trotzki will die Arbeit organisieren wie seine Armee – mit gnadenloser Effizienz.

Erfahrene Ingenieure und Methoden wie das Fleißband sollen der Industrie auf die Sprünge helfen, Arbeiter genau dorthin zwangsrekrutiert werden, wo man sie braucht.

Gewerkschaften sollen nicht mehr unabhängig sein, so erklärt er – Lenin an Radikalität überbietet –, sondern sich in den Dienst staatlicher Planung stellen. Doch nicht Parteileute sollen diese Planung gewährleisten, sondern, wie in der Kriegsführung, die Experten.

Während Trotzki sich so Feinde macht, sammelt Stalin seine Bataillone. Der Georgier ist wie sein Rivale Mitglied des Politbüros. Aber er bestellt auch das Haus der Partei: Als Leiter des „Orgbüros“ ist er bereits seit 1919 Fachmann für



Für Trotzki ist die Revolution ein »Kampf auf Leben und Tod«

Zum vierten Jahrestag
der bolschewistischen Macht-
übernahme spricht Trotzki
1921 auf dem Roten Platz in
Moskau vor Tausenden
Zivilisten sowie Soldaten der
Roten Armee. Er ist einer
der mächtigsten Männer Sowjet-
russlands – während Stalin
vielen noch als provinzieller
Apparatschik gilt. Doch der
Rivale fördert systematisch die
eigenen Anhänger in der
Partei – und isoliert so nach
und nach Trotzki

deren personelle und organisatorische Angelegenheiten und verfügt über gute Verbindungen zu regionalen Führern.

Am 3. April 1922 wählt das Zentralkomitee, das oberste Gremium der Partei, Stalin zum Generalsekretär. Lenin hat ihn für das Amt vorgeschlagen.

Jetzt hat Stalin die Macht, im ganzen Land Parteiposten zu verteilen und seine Günstlinge zu einer dankbaren Nomenklatura-Armee zu verschweißen, die ihm auf ewig verpflichtet bleibt.

Und nach Bauernart vermisst er nun sein Grundstück, sein unteilbares Russland. Der Leninismus ist für ihn keine abstrakte Idee, sondern „die höchste Errungenschaft der russischen Kultur“. Und die einzige Sünde, die er Lenin vorzuwerfen wagt, ist dessen Missachtung des Territoriums: sein übergrößer „Liberalismus in der nationalen Frage“.

Schon im Februar 1921 hat Stalin Sowjettruppen in das unabhängige Georgien geschickt. Als im Jahr darauf einer seiner Satrapen einen Tifliser Kommunisten, der für eine größere Autonomie Georgiens eintritt, mit einer Ohrfeige zur Ordnung ruft, ist Lenin empört. Er setzt ein Memorandum auf, in dem er das „chauvinistische großfrösische Gesindel“ verdammt, und Stalin die Mitschuld an dem Eklat gibt.

Doch im Mai 1922 erleidet Lenin einen Schlaganfall; im Dezember trifft ihn der zweite. Alarmiert von Stalins Selbsttherlichkeit, schreibt er noch im selben Monat einen Brief an den Parteitag, sein „Testament“: „Genosse Stalin hat als Generalsekretär grenzenlose Macht in seinen Händen konzentriert, und ich bin nicht davon überzeugt, dass es ihm gelingen wird, diese Macht immer mit angemessener Sorgfalt zu nutzen.“

Und als Lenin bald darauf erfährt, dass Stalin seine Frau beschimpft hat, platzt ihm der Kragen: Er schreibt einen Brief an den Georgier, in dem er droht, alle Beziehungen zu ihm abzubrechen – und fügt seinem Brief an den Parteitag, der nach seinem Tod vor den Delegierten verlesen werden soll, einen Zusatz an: „Stalin ist zu roh.“ Und: „Ich schlage den Genossen deshalb vor, über einen Weg nachzudenken, Stalin abzusetzen.“

Einst war es Stalin, der Parteisoldat, den Lenin protegiert und beschützt hat. Jetzt scheint dessen Segen auf Trotzki

zu liegen – zweimal bietet er ihm den Posten seines Stellvertreters an.

Stalin fühlt sich gedemütigt. Doch wie in seiner Kindheit ist es nicht der grausame Vater, dem Stalin den Liebesentzug anlastet, sondern die Welt.

Vor allem ist es: Trotzki.

Am 10. März 1923 erleidet Lenin, aufgewöhlt von den Querelen, einen dritten Schlaganfall. Die Berichte der Geheimpolizei, die Stalin empfängt, sind eindeutig: Lenins Tod ist nur noch eine Frage der Zeit.

Aber Trotzki, Favorit für die Nachfolge, verpasst seine Chance. Er wagt nicht, Lenins Stimmungswandel zum offenen Kampf gegen den Rivalen zu nutzen: Jeder Angriff auf ein Politbüromitglied, fürchtet er, könnte ihm als Griff nach der Macht ausgelegt werden.

Allerdings wirft er Stalin und dessen Verbündeten Lew Kamenev und Georgij Sinowjew vor, für die Krise der Wirtschaft, die Abschaffung der innerparteilichen Demokratie und die Verknöcherung der Partei verantwortlich zu sein, und mobilisiert seine Anhänger.

Als im Januar 1924 eine Parteikonferenz stattfindet, liegt Trotzki, von einem Fieber befallen, im Bett. Das Triumvirat um Stalin nutzt die Situation und holt zum Gegenschlag aus: Trotzki wird der Fraktionstätigkeit und der „kleinbürgerlichen Abweichung“ angeklagt. Er und seine Anhänger gelten bald als „Linke Opposition“.

Am 21. Januar 1924 stirbt Lenin. Trotzki, noch immer krank, ist auf Erholungsurlaub in Kaukasus; Stalin rät ihm ab, zum Begräbnis zu kommen: Er solle sich lieber um seine Gesundheit kümmern. Am 27. Januar, als Lenin in Moskau bei minus 40 Grad beigesetzt wird, schmort Trotzki im abchasischen Sonnenschein, auf einem Balkon im Kurort Suchumi. Er starrt aufs Schwarze Meer, hört von fern die Salutschüsse und grübelt über Lenins Tod nach.

Stalin aber, der einstige Priesterseminarist, nutzt den Tod des Idols zur Gründung einer Volksreligion – eines Kults, der geeignet ist, auch die spirituellen Bedürfnisse der Bauernmassen zu erfüllen. Auch wenn sich Lenins Witwe anfangs sperrt, inszeniert der Generalsekretär nun eine Heiligenverehrung

ihres toten Mannes: Petrograd wird in Leningrad umbenannt, in vielen Städten entstehen Lenin-Denkämler, den Leichnam lässt Stalin zur Mumie balsamieren und in einem Mausoleum verwahren.

Jetzt hat Stalin ein Opfer dargebracht, das sein Gott nicht mehr ablehnen kann.

Lenin ist tot, jetzt schlägt die Stunde der „Epigonen“, wie Stalin, Sinowjew und Kamenew von Trotzki genannt werden. Sie hoffen nun, sich im Kampf um die Nachfolge des Revolutionsführers durchsetzen zu können – gegen Trotzki.

Der kehrt erst im Mai 1924 nach Moskau zurück – rechtzeitig zum 13. Parteitag. Stalin erleicht, als Lenins für ihn so vernichtendes „Testament“ am Vortag der Versammlung den 57 Partei-führern des Zentralkomitees vorgele- sen wird.

Aber die erwartete Attacke der Ge- nossen gegen Stalin bleibt aus. Das Zentralkomitee fürchtet sich vor dem ehrgeizigen Trotzki mehr als vor dem Georgier, den es als Bollwerk gegen die Ambitionen des Überfliegers einzusetzen hofft. Schließlich hätten sich Lenins Befürchtungen bis dahin nicht bestätigt.

Per Handzeichen beschließt die Ver- sammlung, Stalin im Amt zu belassen und das „Testament“ nicht, wie Lenin es wollte, vor dem Parteitag zu verlesen. Trotzki bleibt stumm. Auch hier spielt er seinen Trumpf nicht aus – vermutlich, um eine Spaltung der Partei zu vermeiden.

Stalin selbst aber verfasst nun ein Buch über die „Grundlagen des Leninis- mus“. Denn bei allem Kalkül geht es ihm nicht nur um die Macht – sondern darum, Lenins legitimer Sohn zu werden.

Gleichzeitig festigt er seine Seil- schaften. 1925 beherrscht er nicht nur das Sekretariat und das Orgbüro, die sich mit Personalfragen beschäftigen und die regionalen Parteiorganisationen



Nachdem Lenin 1922 mehrere Schlaganfälle erlitten hat, kann er kaum noch sprechen und schreiben. Der schwerkranken Führer der Bolschewiki misstraut Stalin, den er für roh und mächtbesessen hält. Trotzki dagegen ist in seinen Augen der fähigste Mann im Zentralkomitee. Doch als Lenin gut ein Jahr später stirbt, hat Stalin bereits genügend Verbündete in der Partei gewonnen, um alle Rivalen zu bezwingen

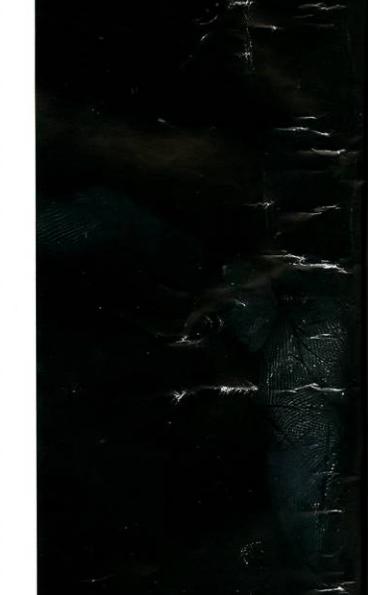
koordinieren, sondern, gemeinsam mit seinem Verbündeten Nikolaj Bucharin (siehe Seite 82), auch das Politbüro, das die politische Linie vorgibt und alle wichtigen Entscheidungen fällt.

Gegen dieses Spinnennetz aus per- sönlichen Beziehungen hat der Einzelgänger Trotzki keine Chance. Stalin befördert lokale Provinz-Apparatschiks an die Stellen, wo er sie braucht, schwächt die Opposition, deren Einflussbasis ständig schwindet. Der „Apparat“, navigeert von Stalins Generalsekretariat, entledigt sich seiner Gegner auf dem Dienstweg, drängt Anhänger der Oppo- sition aus Partei, Armee und Polizei.

Nach jeder Sitzung des Politbüros fällt Trotzki mit Fieber ins Bett. Er meint die geselligen Trinkgelage, stellt fest, dass bei seinem Eintreten die Gespräche verstummen: „Dies bedeutete“, wird er später erinnern, „dass ich begann, die Macht zu verlieren.“

Jetzt gerät der Einzelgänger auch zum Außenseiter. In seiner Autobiografie wird er bedauern, dass er „mit den Ellenbogen“ alle aus dem Weg geräumt habe, die seinen Plänen nicht folgen wollten. Und er fährt fort: „Die Beleidigten fanden leicht den Weg zu Stalin“.

1925 verliert Trotzki seine wichtigste Machtposition als Chef der Roten Armee. Aber inzwischen haben Kamenew und Trotzkis Intimfeind Sinowjew die Seiten gewechselt und sich mit Trotzki zur „Vereinigten Opposition“ zusammengeschlossen. Auch ihnen ist der General- sekretär zu mächtig geworden.



Literatur: Leo Trotzki, „Mein Leben. Versuch einer Autobiographie“, unter www.marxists.org/deutsch/archiv/trotzki/1929/leben/index.htm; sehr einseitig, dennoch eine wichtige Quelle. Geoffrey Swain, „Trotsky. Profiles in Power“, Pearson Longman; akribische Biografie der Kronprinzen der Russischen Revolution.

Am 20. August 1940 versucht sich ein Agent des sowjetischen Geheimdienstes Zutritt zu Trotzki

Haus im mexikanischen Exil. Der gedungene Mörder schlägt mit einem Eisenpickel auf sein Opfer ein. Einen Tag später stirbt der ehemalige Revolutionsheld – getötet im Auftrag seines einstigen Parteigenossen Josef Stalin

Der zieht nun gegen alle drei die Strippen – und treibt seine Gegner in den Untergrund. Im ganzen Land versammeln sich bald Unzufriedene, treffen sich illegal in Privatwohnungen.

Sie fordern innerparteiliche Demokratie und ein radikales Industrialisierungsprogramm. Und im Gegensatz zu Stalin, der sich beschränkt und den „Sozialismus in einem Land“ aufbauen will, setzt Trotzki nach alter bolschewistischer Tradition auf einen weltweiten Aufstand des Proletariats.

In den Zeitungen liest er nun täglich neue Angriffe gegen sich; schließlich wirft er die Blätter weg, ohne sie studiert zu haben. Bei einem Plenum des Zentralkomitees im Oktober 1926 verliert er die Nerven, zeigt mit dem Finger auf Stalin: „Der Erste Sekretär meldet seine Kandidatur für den Posten des Totengräbers der Revolution an.“ Stalin wird bleich, dann rot, rauscht aus dem Saal.

Doch Trotzkis Vorstoß gilt den Anwesenden nur als weiterer Beweis für seine Arroganz, seine spalterische Fraktions-tätigkeit. Die Weltrevolution halten viele für utopisch. Und die Forderung nach innerparteilicher Demokratie könnte ihre Posten gefährden. Deren Garant ist nämlich: Stalin.

Am Tag darauf wird Trotzki aus dem Politbüro ausgeschlossen.

Am 7. November 1927, zum zehnten Jahrestag der Revolution, schmuggeln sich Oppositionelle mit Plakaten in die Menge der Jubilanten: „Wir wollen das Feuer gegen rechts richten“ und „Wir wollen das Testament Lenins erfüllen“.

Einsatzkommandos reißen den Protestlern die Plakate aus den Händen; ein Milizsoldat schießt auf Trotzkis Auto.

Eine Woche später schließt das Plenum des Zentralkomitees Trotzki und

Sinowjew aus (die Zusammensetzung des Gremiums hat Stalin, Herr über die Parteibürokratie, zuvor sorgsam vorbereitet); bis auf zwei stimmen alle Delegierten für den Ausschluss.

Auf dem Parteitag im Dezember stellt Stalin ein Ultimatum: „Die Opposition muss die Waffen strecken, oder sie verlässt die Partei.“ Sinowjew und Kamewen kapitulieren. Ihnen wird eine Bewährungsfrist eingeräumt. Trotzki bleibt bei seiner Meinung.

Am 16. Januar 1928 wird er in das kasachische Alma-Ata verbannt, 250 Kilometer vom nächsten Eisenbahn-gleis und 3000 Kilometer von Moskau entfernt. Die Anklage lautet: konter-revolutionäre Aktivitäten.

Im Oktober kappt die Regierung Trotzkis Kontakte mit Moskau; Briefe und Telegramme treffen nicht mehr ein. Am 16. Dezember erscheint bei ihm ein Agent der Geheimpolizei OGPU mit dem Befehl, die politische Arbeit einzustellen, den Kontakt zu seinen Anhängern endgültig abzubrechen.

Trotzki weigert sich: Nur korrupte Bürokraten könnten so etwas von einem Revolutionär verlangen. Darauf lässt Stalin ihn aus der Sowjetunion ausspielen. Die Begründung: Der Bürger Trotzki habe die Organisation einer illegalen sowjetfeindlichen Partei betrieben, deren Tätigkeit auf die Vorbereitung des bewaffneten Kampfs gegen die Sowjetmacht gerichtet sei.

Am 21. Dezember 1929 feiert Stalin seinen 50. Geburtstag. „Du hast dich als der getreue und beste Schüler Lenins erwiesen“, heißt es in der Botschaft des Zentralkomitees: Nachträglich hat Stalin die Gnade seines Gottes erzwungen.

Trotzki aber wird wieder zum Nomaden. Wochenlang wird er in Begleitung von OGPU-Agenten in Bussen, Pferdeschlitten und mit der Eisenbahn bei eisiger Kälte und Schneegestöber durch die kasachischen Berge und Steppen gefahren. Deutschland weigert sich, den Revolutionsführer aufzunehmen.

Der Zug fährt weiter nach Westen. Trotzki soll nun über Odessa in die Türkei gebracht werden. Mit dem Dampfer „Ilijtsch“, benannt nach Vladimir Ilijtsch Lenin, fährt er in den Bosphorus ein. An Bord sind weder Fracht noch Passagiere – nur der Revolutionär, dessen Familie und Agenten der OGPU.

Trotzki kommt nach Istanbul, wandert in den nächsten Jahren weiter nach Frankreich, Norwegen, Mexiko. Von Ort zu Ort flüchtend, agitiert er für die „Sowjetdemokratie“ und gegen Stalins Politik, die „zum totalen Zusammenbruch“ führen müsse. Schreibt ein Buch über „Die verratene Revolution“.

Im März 1939 befiehlt Stalin Trotzkis Ermordung, weil er befürchtet, dass sich Unzufriedene dem einstigen Rivalen anschließen werden.

Am 24. Mai 1940, um vier Uhr morgens, feuern Unbekannte 60 Kugeln in Trotzkis Schlafzimmer in einem Vorort von Mexiko-Stadt; doch nur sein Enkel Sewa ist am Fuß verletzt. Daraufhin wird die Flucht zur Festung gemacht.

Am 17. August erscheint ein Agent namens Ramón Mercader, der sich als Liebhaber einer Mitarbeiterin Trotzkis Zutritt zum Haus verschafft hat, mit einem selbst verfassten Artikel und der Bitte um Kritik. Zögernd willigt Trotzki ein, liest, schlägt Änderungen vor.

Am 20. August kommt Mercader mit dem korrigierten Text zurück.

„Ihr Aussehen gefällt mir gar nicht“, sagt Trotzki. „Sie müssen mehr auf Ihre Gesundheit achten.“

Im Arbeitszimmer beginnt Trotzki zu lesen; Mercader schaut ihm über die Schulter. Dann zieht er unter seinem Regenmantel einen Eispickel hervor und erschlägt Stalins Feind.

Am Abend darauf erliegt Trotzki um 19.25 Uhr seinen Verletzungen.

Doch wie dem biblischen Kain, der nach dem Mord sein Leben verwirkt sieht („So wird's mir gehen, dass mich totschlage, wer mich findet“), ereilt auch den Massenmörder Stalin der Fluch der Angst. Ständig fürchtet er um sein Leben; sein Verfolgungswahn nimmt schließlich pathologische Formen an.

Trotzkis Nomadentum aber findet ein Ende. Die Bitte amerikanischer Trotzkisten, den Leichnam aus Mexiko in die USA überführen zu dürfen, wird abgeschlagen: Das State Department verweigert dem Toten das Visum.

So bleibt Trotzki dort, wo er gestorben ist. Man begräbt ihn im Garten seines Hauses. □

Jörg-Uwe Albig, 49, ist Autor („Land voller Liebe“, Tropen Verlag) und Journalist in Berlin.



DER KRIEG

Als die Getreideversorgung immer schwieriger wird, befiehlt Stalin 1929 die völlige Umstrukturierung



Jeden Morgen umwickeln die drei Männer ihre Beine mit Säcken gegen die Kälte, spannen die ausgezehrten Pferde vor die Schlitten und machen die Runde durch das Dorf. Sie kommen vorbei an Häusern, deren Fenster eingeschlagen oder mit Brettern zugenagelt sind, deren Türen lose in den Angeln hängen. Tote Hütten.

Bei den wenigen Behausungen, deren Schornsteine noch rauchen, klopfen die Männer. Wenn sie hereingebeten werden, kommen sie kurz darauf mit einem abgemagerten, in Laken gehüllten Körper wieder heraus. Die Angehörigen stehen auf der Schwelle und bekreuzigen sich.

Manchmal sind es zehn Leichen am Tag, die die Männer auf ihren Schlitten hinter das Dorf ziehen. Dort, wo der

Friedhof an den Waldrand grenzt, haben sie eine lange Grube ausgehoben: ein Massengrab, wie in so vielen Dörfern im Winter 1932/33.

Satan sei auf die Erde gekommen, sagen die Menschen, der Weltuntergang stehe bevor. Auch in dem Dorf nahe der ukrainischen Stadt Mirgorod herrscht eine Hungersnot, wie sie hier keiner je erlebt hat. Eine menschengemachte Apokalypse.

Der Hunger kam, als Stalin den Bauern den Kommunismus bringen wollte. Mit Enteignung und Verstaatlichung wollte der Herrscher ein neues Zeitalter beginnen. Er fegte damit Jahrhundertealte Traditionen hinweg. Und löste die größte europäische Hungerkatastrophe des 20. Jahrhunderts aus.

Noch sechs Winter zuvor haben die sowjetischen Bauern guten Grund, sich eine ertragliche Zukunft auszumalen. Seit der Revolution von 1917 gehört ihnen erstmals der Boden, den sie bestellen. 1921 und 1922 haben die Bolschewiki ihnen sogar

gegen die Bauern

der Landwirtschaft. Und beschwört damit eine apokalyptische Hungersnot herauf **VON NICOLAS BÜCHSE**



Die Sowjetführung zwingt ab 1929 die Bauern, sich in Kollektiven zusammenzuschließen. Die Propaganda feiert diese »Kolchose« als Ideal einer sozialistischen Zukunft (ganz links). Tatsächlich aber sinken die Ernteerträge: Vielen Familien bleibt bald zu wenig, um zu überleben. Bereits 1921/22 ist es nach dem Bürgerkrieg zu einer Hungersnot gekommen (links)

Zugeständnisse gemacht. Nach Bürgerkrieg, Inflation, Arbeiterstreiks und Baueraufständen beschlossen die Machthaber eine „Neue Ökonomische Politik“. Von nun an durften die Landwirte das, was nach der Abgabe der Steuer von ihrer Ernte übrig blieb, frei verkaufen. Die Zustände der Revolutions- und Bürgerkriegszeit, in der das Getreide beschlagnahmt wurde, waren endgültig vorbei, so glaubten sie.

Fast 80 Prozent der 147 Millionen Sowjetbürger leben 1926 auf dem Land; die meisten Bauern besitzen nicht viel: ein Pferd, ein oder zwei Kühe, ein paar Schafe, einen Pflug, eine Ecke. Das, was sie ernten, reicht in vielen Regionen gerade, um die Familie zu ernähren.

Ihre Angelegenheiten regeln die Bauern noch wie ihre Vorfahren in der Dorfversammlung. Jahreszeiten und Religion bestimmen das Leben – es ist ein Leben, in dem die Bolschewiki so gut wie keine Rolle spielen.

Die Kommunisten sind den Bauern suspekt. Für viele sind sie nur eine neue Obrigkeit, die man mit Gleichmut erträgt. Ein Kommunist, erzählen sie sich, ist ein Gottloser, der ein Amt hat und nicht hinter dem Pflug gehen will. Solange die Bauern auf ihrer Scholle leben können, arrangieren sie sich mit den Machthabern, wie in den Jahrhundertern zuvor.

Doch der Frieden zwischen Staat und Bauern ist brüchig. Schlechte Witterung sorgt 1927 dafür, dass die Ernte nur mäßig ausfällt. Zwar lässt sich damit noch die Bevölkerung versorgen, doch die Regierung beschwört eine Getreidekrise herauf: Jene staatlichen Handelsagenturen, die große Mengen der Ernten aufzukaufen und die städtischen Geschäfte beliefern, haben den Preis immer weiter gedrückt – vor allem,

weil sich so mehr Geld mit dem Export des Getreides ins Ausland verdienen lässt. Deshalb horten die Bauern ihr Korn lieber oder verfüttern es an das Vieh. Im Herbst 1927 verkaufen sie halb so viel Getreide wie im Vorjahr an die staatlichen Händler – und schlagen den Rest zu freien Preisen auf privaten Märkten los.

Stalin ist alarmiert. In den Industriezentren stehen Arbeiter für Brot Schlange, der Geheimdienst vermeldet Unmut wegen der Versorgungskrise, schon prophezeien Berater eine Hungersnot in Moskau. Stalin sieht zudem sein Projekt der massiven Industrialisierung in Gefahr (siehe Seite 72). Wenn nicht genügend Getreide exportiert wird, fehlen jene Devisen, die die Führung bereits zur Finanzierung all der neuen Kraftwerke, Fabriken und Eisenbahnen eingeplant hat. Und für die Aufrüstung der Armee zum Schutz gegen die kapitalistischen Feinde.

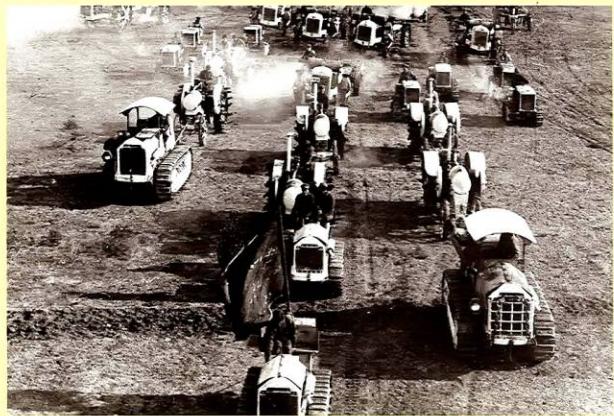
Eine Erhöhung der Preise für Getreide durch die Behörden könnte das Problem wohl lösen. Doch für Stalin liegt dessen Ursache nicht in staatlicher Fehlplanung, sondern bei den Bauern: Manche spekulieren, um den Staat zu sabotieren.

Die Schuldigen sind schnell ausgemacht: die „Kulaken“, jene wohlhabenden Bauern, die größere Höfe bewirtschaften und sich Angestellte leisten. Der Kremlchef sieht in ihnen Repräsentanten der verhassten feudalistischen Landbesitzer.

Im Januar 1928 ordnet er „außerordentliche Maßnahmen“ an, spricht von einer „neuen Front“ auf dem Land, von der Getreidebeschaffung als einer „Festung, die um jeden Preis eingenommen werden muss“. Nach dem gewonnenen Bürgerkrieg gegen die Gegner der Revolution mobilisiert das Regime nun für einen weiteren Kampf gegen einen inneren Feind.

Schon bald schickt die Führung Einsatzgruppen aus Parteifunktionären, Geheimpolizisten und Mitarbeitern der Staatsanwaltschaft aufs Land, um gehortetes Getreide in Staatsbesitz zu bringen. Unterstützt werden sie von Fabrikarbeitern aus den Städten, die mit proletarischem Stolz den Sozialismus zu den Bauern bringen wollen.

Die Beschaffungsbrigaden ziehen durch die Dörfer, schließen Märkte, versperren Straßen, damit die Landwirte ihre Waren nicht zu privaten Händlern bringen, durchsuchen Scheunen, verhaften „Kulaken“, beschlagnahmen Weizen und Hafer. Zahlreiche Bauern werden der Spekulation oder des Hortens der Ernte angeklagt. Landbewohner sind aufgefordert, Nachbarn anzusegnen, die Getreide verstecken: Der Klas-



senkampf soll ins Dorf getragen werden und den Zusammenhalt der Gemeinschaft schwächen.

Und die Brigaden werden zunehmend aggressiver. Als 1928 und 1929 die Ernten erneut geringer ausfallen, als vom Staat geplant, drangsalieren die Trupps aus den Städten im Sommer 1929 ganze Dörfer, wenn sie die gewünschte Getreidequote nicht erfüllen. Vor allem dort, wo wohlhabende Bauern leben, verbreiten sie Furcht. Mit schwarzen Fahnen und Parolen wie „Tod dem Dorf“ marschieren die Männer etwa durch den Ort Grjasnoje in der Wolga-Region: Sie blockieren die Zufahrtswege, durchsuchen alle Häuser nach Getreide und sperren einige der Bauern für Tage in die Gemeindeschneue. Dann verschwinden sie wieder.

Mit den Brigaden kommen die Agitatoren. Noch setzt das Regime auch auf Überzeugungsarbeit, um die Welt auf dem Land umzuformen. Die Agitatoren werben vor allem bei den armen Bauern dafür, dass die sich zu Kolchose („Kollektivwirtschaften“) zusammenschließen. Sie sollen dafür ihr Land, Vieh und Erntegerät an diese „Festungen des Sozialismus“ abtreten und den Boden fortan im Kollektiv mit anderen Bauern bestellen, gleichsam als staatliche Lohnarbeiter.

Die Idee der Kolchose ist nicht neu: Schon nach der Revolution haben Funktionäre und Bauern einige freiwillige Kooperativen eingerichtet, oft auf Klostergütern und Adelshöfen. Aber Mitte 1928 sind nach wie vor weniger als zwei Prozent der bürgerlichen Haushalte in Kollektiven organisiert. Diese Kolchose bestehen oft aus nur zehn Familien, haben kaum Zugvieh oder Maschinen und häufig wenig Kenntnis von Landwirtschaft – denn zumeist sind es Tagelöhner und verarmte Bauern, die sich zusammenschließen.

Die meisten Menschen auf dem Land jedoch wollen nicht von ihrer Scholle weichen, ihren nach Revolution und Bürgerkrieg hart erarbeiteten geringen Wohlstand aufzugeben. Und so



Traktoren und andere Maschinen sollen die Kollektive effizienter machen. Doch werden die Geräte nur in geringen Stückzahlen ausgeliefert. Zudem rebelliert ein Großteil der Landbevölkerung gegen die erzwungenen Veränderungen. Selbst arme Bauern, die in einfachsten Behausungen leben (links ein Paar während der Hungersnot 1921/22), töten ihr Vieh, um es dem Staat vorzuhalten. Wohlhabende Landwirte lässt Stalin als Klassenfeinde verfolgen, deportieren – und häufig hinrichten

begehrten viele Bauern gegen die Propaganda auf. Mancherorts verprügeln sie die Agitatoren oder jagen sie nackt davon.

Das Regime erklärt den Bauern nun offen den Krieg: Stalin will die völlige Umstrukturierung der Landwirtschaft erzwingen. Die Kolchosen sollen die kleinen Höfe ersetzen und – ausgestattet mit modernen Traktoren und Maschinen – nach neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen wirtschaften.

Vor allem aber soll der Staat durch die Kollektive unabhängig werden von den so eigensinnigen freien Bauern.

Im November 1929 veröffentlichte Stalin in der „Prawda“ einen Artikel über „Das Jahr des großen Umschwungs“. Nicht nur die armen, sondern auch die mittelständischen Bauern, schreibt er darin in völliger Verkehrung der Verhältnisse, würden geradezu in die Kolchosen stürmen. Nur die „Kulaken“ widersetzen sich noch. Sie müssten, so erklärt der Diktator Ende 1929, als Klasse liquidiert werden.

Nach willkürlichen Kriterien unterteilt das Regime die nun Verfolgten in drei Kategorien: „Konterrevolutionäre Kulaken“ – 60 000 Familienvorstände – sollen verhaftet, hingerichtet oder ins Arbeitslager geschickt werden; 150 000 Haushalte von „Halbkulaken“ will man in die unwirtlichen Regionen des Landes verbannen; eine halbe Million „regimetreue Kulaken“ schließlich sollen auf schlechtere Böden innerhalb ihres Kreises umgesiedelt werden. Und noch etwas wird jetzt zum Ziel erklärt: die vollständige Kollektivierung der wichtigsten Getreideregionen innerhalb der nächsten ein bis zwei Jahre.

Mit aller Macht ziehen im Winter 1929/30 Einheiten der Geheimpolizei aufs Land, um die Bauern in Kolchosen zu treiben und die alte bäuerliche Welt zu zertrümmern.

Rigoros wird die Kollektivierung nun vielerorts durchgesetzt, etwa im Dorf Ochotschaja nahe der ukrainischen Grenze.

Ohne Rücksicht durchsuchen die Truppen die Höfe, beschlagsnahmen Kühe und Pferde, sammeln Pflüge und Sämaschinen für die neue Kolchose. Zu deren Vorsitzendem bestimmt die Partei einen Schlosser aus der Stadt.

Mancherorts klopfen die Brigaden mitten in der Nacht an Türen und Fenster und treiben vermeintliche Kulakenfamilien halb angezogen aus den Häusern, nehmen ihnen bisweilen alles, sogar die Unterwäsche der Kinder und die Ohrringe der Frauen. Mit Gewalt treiben sie die Familien zu den Bahnhöfen. Hier warten Züge, die sie nach Sibirien oder in andere ferne Regionen bringen.

Aus Ochotschaja meldet der Kolchosvorsitzende nach nur einer Woche: Das Dorf ist vollständig kollektiviert.

Häufig zerstören die Eindringlinge gleich alles, was für die alte Ordnung steht: Sie hängen Kirchenglocken ab, um sie einzuschmelzen, entweihen Kirchen als Getreidespeicher, verbrennen Ikonen der Bauern auf dem Dorfplatz. Sie setzen die Einheimischen bei nächtelangen Versammlungen unter Druck. Kollektivieren Dörfer mit gezückter Pistole.

Vom Regime angestachelt, ziehen die Brigaden oft wie entfesselt übers Land, enteignen, plündern und deportieren im Akkord. Jeder Bauer ist nun in Gefahr, als angeblicher Kulak aus dem Dorf verbannt zu werden. Es sind Monate von Gesetzlosigkeit und Willkür.

Die Menschen leben in panischer Angst. Gerüchte gehen um: Leibeigene wollten die Kommunisten aus ihnen machen, wie einst unter den Zaren. Kinder würden den Eltern weggenommen und die Ehen aufgelöst.

Priester warnen ihre Gläubigen: Wer sich einer Kolchose anschließe, begebe sich in die Hand des Teufels.

Viele Bauern schlachten lieber ihre Tiere, als sie den Kolchosen zu übergeben. In einigen Distrikten halbiert sich innerhalb von drei Monaten fast der Viehbestand. In der besonders fruchtbaren Schwarzerde-Region im Südwesten Russlands schlachten die Bauern in solchem Umfang, dass sie sogar die Schweine mit Fleisch füttern.

Der Protest wächst. Bauern demonstrieren tausendfach, rufen „Nieder mit den Sowjets“ und singen Kirchenlieder. In einem Dorf attackieren Landfrauen die neuen Kolchosbauern mit Äxten und Mistgabeln, zerstören zwölf Pflüge und schlagen einem Pferd ein Auge aus. Anderswo zünden Bauern die Häuser von Kolchosvorstehern an, lauern Offiziellen auf und erschießen sie.

So massiv ist der Widerstand, dass Stalin vorübergehend gezwungen ist, seine Politik zu ändern – zumindest öffentlich. In einem Artikel, der Anfang März 1930 in allen Tageszeitungen erscheint, verurteilt er unter dem Titel „Vor Erfolgen von Schwindel befallen“ die harten Zwangsmaßnahmen beim Aufbau der Kolchosen.

Bauern zahlen viel Geld, um an den Zeitungsartikel zu gelangen. Für sie scheint er das Pfand ihrer Freiheit zu sein. In Ochotschaja belagern Frauen die Pferdeställe und Scheunen der Kolchose. Sie haben gehört, dass die Bauern der Nachbardörfer nach dem Erscheinen des Artikels ihre Kühe zurückhalten hätten und sogar aus der Kolchose austreten konnten. Nun verlangen auch sie Freiheit.

Überall auf dem Land befeuert der Artikel die Flucht aus den Kolchosen. Waren im März 1930 nach Angaben des Regimes fast 60 Prozent der bäuerlichen Haushalte in einem Kollektiv organisiert, sind es im Juli nur noch 20 Prozent.

Einen Moment lang sieht es so aus, als hätten die Bauern gesiegt. Doch dann beginnt das Regime, den Widerstand endgültig zu brechen. Schonungsloser denn je geht die Führung gegen „Quertreiber“ und „Aufwiegler“ vor. Tausende rebellierende Bauern werden 1930 durch Sondergerichte der Geheimpolizei zum Tod verurteilt. Fast 300 000 „Kulaken“ kommen in Arbeitslager, 700 000 werden gemeinsam mit ihren Familien in entlegene Regionen verbannt. Bis Ende 1931 lässt Stalin fast zwei Millionen Menschen aus ihren Dörfern deportieren.

Den noch freien Landwirten nimmt der Staat mithilfe immer weiter steigender Abgaben Haus und Hof, da ihnen wegen

der hohen Steuerlast keine andere Wahl bleibt, als ihren Besitz zu verkaufen. 1932 sind drei von vier Bauernhaushalten einer Kolchose angeschlossen. Wer kann, flüchtet in die Städte.

Das Regime hat gewonnen. Es ist ein Sieg, der Millionen Menschen das Leben kosten wird.

Denn der Kampf um ihr Land hat die Bauern zermürbt und ausgezehrt. Viele sind zudem kaum daran interessiert, Boden zu bewirtschaften, der nicht mehr ihnen gehört. Im ukrainischen Dorf Archangelka etwa dreschen mitten in der Erntesaison gerade mal acht Männer das Getreide, während die meisten Arbeiter im Schatten liegen – so die Beschreibung eines Militärs, der den Ort im Sommer 1930 besucht. Im Bezirk Dnjepropetrowsk weigern sich Kolchosbauern, überhaupt Getreide auszusäen. „Die werden uns das Korn sowieso wegnehmen“, zitiert sie ein Funktionär.

Gefährlich schnell sinken landwirtschaftliche Produktivität und Erntemengen. Zwar erhalten die Kolchosen Tausende Traktoren, aber den Verlust der Millionen Rinder und Pferde, die die Bauern aus Protest gegen die Kollektivierung geschlachtet haben, kann die neue Technik nicht ausgleichen.

Zudem werden die Maschinen nicht im erhofften Tempo ausgeliefert, viele sind defekt. Gleichzeitig erhöht der Staat 1932 das Plansoll für die Erntelieferungen. Das Getreide, das die Kolchosbauern für das eigene Leben erhalten, reicht nicht aus, um ihre Familien zu ernähren. In einigen Kolchosen gibt es als Lohn für einen Tag 200 Gramm schlechten Korns.

Viele Bauern stehlen aus Hunger, wo immer sie können. Sie lassen Rüben, Kartoffeln oder Kohl von den Feldern in ihren Taschen verschwinden. Manche schleichen nachts zum Dreschhaus, sammeln Spreu und Halme vom Boden. Und sie stehlen aus Wut: Spaten, Räder, sogar Nägel.



Literatur: Sheila Fitzpatrick, „Stalin's Peasants. Resistance and Survival in the Russian Village after Collectivization“, Oxford University Press; gute Studie über die Bauernschaft und die Kollektivierung, Lynne Viola (Hg.), „The Tragedy of the Soviet Countryside“, Yale University Press; hervorragend kommentierte Quellsammlung.



Im Winter 1932/33 ist die Not auf dem Land so groß, dass einige Familien das Fleisch von Verstorbenen verzehren. Das Regime aber vertuscht die Katastrophe, sorgt dafür, dass keine Bilder davon in Umlauf geraten (hier ein Foto von Bauern mit menschlichen Leichenteilen aus dem Winter 1921/22). Etwa fünf bis sechs Millionen Sowjetbürger sterben beim Großen Hunger Anfang der 1930er Jahre. Stalin prahlt damit, durch die Kollektivierung – ganz links Frauen der Kolchose »Lenins Weg« in der Ukraine – die alte bäuerliche Lebenswelt zerstört zu haben

Am 7. August 1932 verabschiedet das Politbüro einen – wahrscheinlich von Stalin verfassten – Erlass. Danach wird jeder Diebstahl von Kolchosegentum, gleich wie gering, mit Todesstrafe oder zehn Jahren Arbeitslager geahndet.

Doch trotz der Repression bleiben die Getreidelieferungen hinter den Vorgaben zurück. Und wieder schickt Moskau die Brigaden. In den Dörfern, die ihr Plansoll nicht erfüllen, beschlagnahmen sie alle Nahrungsmittel. Gräben nach Verstecken, konfiszieren selbst das Saatgut für das nächste Jahr.

Hinweise auf eine drohende Hungersnot ignoriert die Führung. Sie spekuliert darauf, dass die Entbehrungen den Widerstand der Bauern endgültig brechen werden. Dem Regime geht es nicht zuletzt um Bestrafung. Und für viele wird die mit dem Tod enden. Der apokalyptische Winter 1932/33 beginnt.

Hundertausende Bauern haben nun zu wenig, um ihre Familien zu ernähren. Ausgemergelte Landbewohner schlachten Hunde und Katzen, kochen Unkraut, Knochen, Häute zu einem schleimigen Brei. Die ersten verhungern. Hunderte, Tausende, Zehntausende. Manche Orte sterben ganz aus.

Die Bahnhöfe sind überfüllt mit Kindern, die auf der Suche nach Essbarem umherziehen. Die Geheimpolizei registriert im März 1933 im Raum Kiew täglich Fälle von Kannibalismus. Mütter töten fremde Kinder, um den eigenen Nachwuchs durchzubringen. In einem Dorf in der Nähe von Dniproptrowsk stirbt der Dorfschuhmacher an einer Vergiftung, nachdem er Fleisch von den Körpern seiner Mutter und seines Bruders gegessen hat, die verhungert waren. Im gleichen Bezirk wird das Fleisch von zwei ermordeten Menschen feilgeboten.

Insgesamt kommen bei dieser letzten großen Hungersnot in Europa fünf bis sechs Millionen Menschen ums Leben –

doch kaum jemand außerhalb der betroffenen Gebiete nimmt davon Notiz. Im Westen wird das Massensterben so gut wie nicht bemerkt. Das Regime in Moskau setzt alles daran, es zu vertuschen.

Erst 1935 erlaubt die Parteiführung den Bauern in den Kolchosen, Landflächen bis zu einem Hektar selbst zu bewirtschaften; zudem dürfen sie jeweils eine Kuh und ein Schwein sowie Geflügel halten. Ein geringes Zugeständnis, aber es reicht, um eine Grundversorgung zu ermöglichen: Ende der 1930er Jahre bringen die kleinen Privatparzellen, die lediglich vier Prozent des gesamten Ackerlandes ausmachen, 45 Prozent der sowjetischen Agrarproduktion ein.

Für den Großteil der Bauern bleibt die Kollektivierung als „zweite Leibeigenschaft“ verhasst. Für Stalin aber bedeutet sie einen Sieg: 1935 sind 98 Prozent der bäuerlichen Haushalte in Kolchosen eingegliedert. Der Staat kontrolliert die Getreideproduktion, die „sozialistische Umwandlung“ der ländlichen Gesellschaft scheint vollzogen.

Noch 1945 wird der Kremchef vor Winston Churchill damit prahlen, dass das Kräftemessen mit den Bauern ein erfolgreicher Krieg gewesen sei – „hart, wenn nicht härter“ als der gegen die Deutschen.

Stalins Sieg aber ist nicht nur durch Millionen Menschenleben erkauft, er ist auch ökonomisch vergifft, denn er stürzt die sowjetische Landwirtschaft in eine fundamentale Krise. Erst zu Beginn der 1950er Jahre werden die sowjetischen Bauern wieder mehr produzieren als Ende der 1920er Jahre.

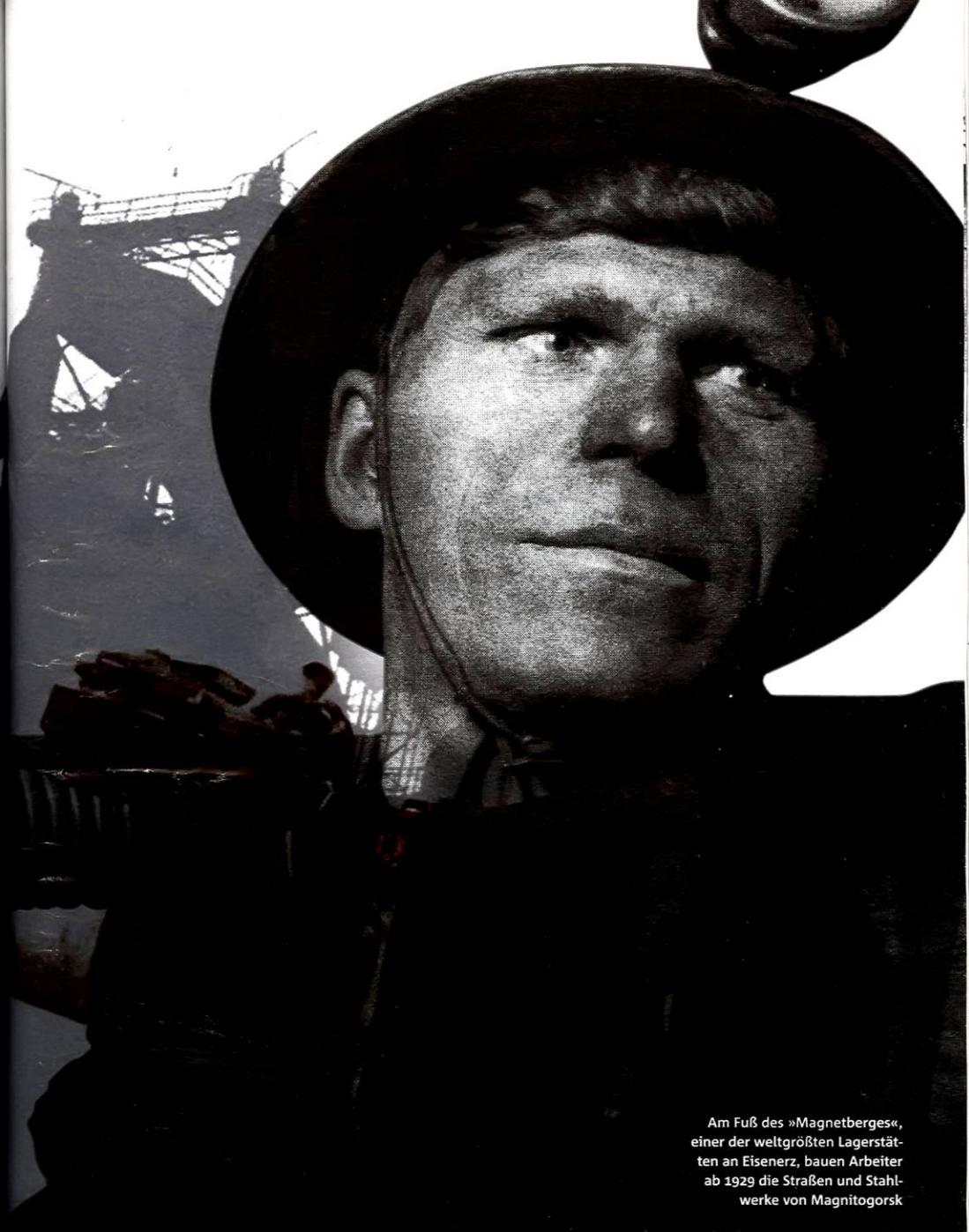
Vor der Kollektivierung. □



STADT AUS STAHL

Mit allen Mitteln will Stalin sein Land zur industriellen Großmacht entwickeln. 1929 fordert ein erster Fünfjahresplan gewaltige Steigerungsraten in der Eisen- und Stahlproduktion. Deshalb erbauen Freiwillige und Zwangsarbeiter in der Nähe eines Erzvorkommens im Südural eine komplette Industriestadt: Magnitogorsk

VON WALTER SALLER



Am Fuß des »Magnetberges«,
einer der weltgrößten Lagerstätten an Eisenerz, bauen Arbeiter
ab 1929 die Straßen und Stahlwerke von Magnitogorsk

Die ersten Arbeiter erreichen den Bauplatz im März 1929 noch per Pferd. Drei Monate später ist Magnitogorsk bereits an das Eisenbahnnetz angeschlossen. Mit den Zügen treffen Freiwillige ein, die Brot und Lohn suchen oder mit-helfen wollen beim Aufbau des Sozialismus. Es kommen aber auch Zwangsarbeiter, darunter deportierte Bauern, die am Stadtrand interniert werden



Diese Stadt ist eine Anmaßung. Und eine Kriegserklä- rung an die Natur, an den russi- schen Winter, an die Weite Asiens. Denn inmitten ei- ner leeren Steppe haben Freiwillige und Zwangsarbeiter in nicht einmal zehn Jahren eine Industriemetropole erschaffen. Ein Kraft- zentrum, das gemeinsam mit anderen gigantomanischen Vorhaben den Agrar- staat Sowjetunion ins Industriezeitalter katapultieren soll.

Stalins Schmiede des Stahls und des Kommunismus heißt Magnitogorsk. Das bedeutet: „Stadt am Magnetberg“.

Mit dem Stahl soll aus deren Hoch- öfen auch eine neue sowjetische Kraft fließen. Sie soll erst den sozialistischen Menschen formen. Und dann die klas- senlose Gesellschaft des Kommunismus hervorbringen.

Magnitogorsk liegt im Südural. Auf der asiatischen Seite des Gebirges und in einer Steppe, die beinahe so lebens- feindlich ist wie eine Wüste. Im Osten erstreckt sich Sibirien, im Süden Kas- sachstan und im Westen das Land der

Baschkiren und der Tataren. Mehr als 1500 Kilometer sind es bis Moskau.

1938 leben rund 200 000 Menschen in der Stadt.

Magnitogorsk ist ein Ort der Frag- mente. Kaum verbunden stehen sich seine Viertel gegenüber. Arbeiterquar- tiere liegen neben Siedlungen der Parteielite, Baracken und Miethäuser neben Villen mit Gärten. Dazwischen große, von Trampelpfaden durchzogene Brachflächen. Bäume gibt es kaum.

Schlote und Hochöfen überragen die Stadt wie Kirchtürme. Der Lärm der Walzwerke und der Gestank brennender Chemikalien füllen die Luft. Schwere Wolken aus Dampf und Rauch verhän- gen den Himmel über der Stahlstadt.

Etwa 20 Kilometer misst Magnito- gorsk von Nord nach Süd, bis zu acht Kilometer von West nach Ost. Im Nor- den der Stadt liegt der Bahnhof. Von dort führt die Zentrale Chaussee 15 Kilo- meter nach Süden. Bis zum Kirow- Distrikt. Einer Mustersiedlung, die zum Teil nach Entwürfen des deutschen Architekten Ernst May entstanden ist.

Die Zentrale Chaussee ist die einzige vollständig gepflasterte Durchgangs- straße. Östlich davon liegen ausgedehnte Arbeitersiedlungen, das Villenviertel



Ein Agitator der Kommunistischen Partei begrüßt Neuankömmlinge in der Zeltstadt von Magnitogorsk. Der Bau der Fabrikanlagen hat Vorrang vor den Unterkünften der Arbeiter. So leben viele Männer und Frauen noch jahrelang in Zelten, Hütten oder Baracken

der sowjetischen Elite und die Erzminen des Magnetbergs. Westlich der Chaussee reihen sich auf einer Länge von mehr als drei Kilometern die gewaltigen Anlagen der Stahlfabrik aneinander. Die vier Batterien der Kokerei mit ihren je 69 Öfen, die Siemens-Martin-Öfen für die eigentliche Stahlherstellung, die Walwerke. Und die vier Türme der Hochöfen. Sie zählen zu den größten weltweit.

Zwischen der Stahlfabrik und dem „Park der Metallarbeiter“ faltet sich im Süden der Chaussee das Zentrum von Magnitogorsk aus. Und die Stadt wächst und wächst. Denn die Direktive aus Moskau lautet: mehr Eisen, mehr Stahl!

Dass es Eisen gibt im Südural, viel Eisen, ist schon seit Mitte des 18. Jahrhunderts bekannt. Zu jener Zeit steht hier nur ein kleines Kosakenfort, dessen Soldaten immer wieder bemerken, dass sich die Nadel ihres Kompasses seltsam verhält, wenn sie sich einer Gruppe von fünf Erhebungen nähern. Zwei der Hügel ragen etwa 250 Meter hoch auf – und bestehen zu einem Großteil aus Eisenerz.

„Magnitnaja Gora“ taufen die Siedler die Hügel: „Magnetberg“.

Auf 228 Millionen Tonnen schätzt man später die Erzmenge. Es ist eines der weltweit größten Vorkommen. Und zudem weist das Erz einen hohen Eisengehalt auf: bis zu 60 Prozent.

Wann Stalin erstmals von einer Stahlstadt am Magnetberg spricht, ist nicht bekannt. Schon auf dem 14. Parteikongress im Dezember 1925 jedenfalls for-

dern die Delegierten die rasche Industrialisierung der UdSSR.

Das noch immer agrarisch geprägte Land der Sowjets soll innerhalb weniger Jahre zur industriellen und militärischen Großmacht werden. Auch um Angriffe des kapitalistischen Auslands abwehren zu können, mit denen die Parteführer rechnen.

Denn die kommunistische Weltrevolution, noch von Lenin fest eingeplant, ist in weite Ferne gerückt; die UdSSR, so glaubt Stalin, wird noch lange von feindlichen Mächten umgeben sein. Der Aufbau und die Sicherung des Sozialismus in dem Riesenreich sind daher sein erstes Ziel.

Nicht um die Verbesserung des Lebensstandards der Sowjetbürger geht es den Bolschewiki dabei in erster Linie. Nicht um den Bau neuer Wohnhäuser, nicht um die Produktion von Kleidung und Medikamenten – sondern um die Stärkung der Infrastruktur und der



Schwerindustrie: Kanäle, Kraftwerke, Eisenbahntrassen, Staudämme. Stahlwerke und Kohlenminen. Dazu Fabriken für Panzer, Geschütze, Flugzeuge, für Traktoren, Lokomotiven, Lastwagen.

Diese Modernisierung wird zentral organisiert wie ein Feldzug, durchgeführt wie ein Krieg – um ehrgeizige, ja wahnwitzige Ziele zu erreichen.

Mehrere Planungsbehörden entstehen, und 1929 wird der erste Fünfjahresplan verkündet, der für die nächste Halbdokade utopische Steigerungen vorsieht: Die Kohleproduktion soll vervierfacht werden! Die Eisenproduktion versechsfacht! Die Ölförderung verbiebenfacht! Die Traktorenproduktion verzehnfacht!

Zu den großen Projekten des Fünfjahresplans zählen das Wasserkraftwerk am Dnjepr, eine Eisenbahlinie von Westsibirien nach Zentralasien, die Kohlengruben des Kusnezker Beckens.

Und die Stahlstadt Magnitogorsk – obwohl zu diesem Zeitpunkt in der Einöde des Urals nur wenige Hütten stehen.

Bereits im Februar 1926 ist das „Staatsinstitut für den Entwurf von Fabriken der Metallurgie“ gegründet worden. Diese Behörde ist zuständig für die Stahlstadt im Ural. Für die Pläne, die Konstruktionszeichnungen.

Aber die Aufgabe erweist sich als kaum lösbar. Weil in der UdSSR nicht genügend Ingenieure und Architekten zu finden sind, die diese Herausforderung bewältigen könnten: eine nie

**Binnen
eines Jahres
vervierfacht
sich das Plansoll**



Das Bürogebäude der Stahlwerke beherrscht 1931 den Platz der Fabrikverwaltung im Zentrum. Die sowjetische Elite der Stadt residiert in einem Villenviertel im Osten

gesehene Riesenfabrik zu konstruieren, gleichsam die Kathedrale des sowjetischen Stahls, mit gigantischen Hochöfen und Walzwerken – und auf dem neuesten Stand. Woher aber soll das dringend benötigte technische Wissen kommen?

Es sind ausgerechnet die Technologie und das Know-how des Kapitalismus, die das Tor zum Kommunismus öffnen sollen: Im Mai 1927 verpflichtet der „Oberster Volkswirtschaftsrat“ für die Planung von Magnitogorsk führende Techniker aus den USA.

Anfang 1928 reisen Ingenieure des Chicagoer Planungsbüros Henry Freyn and Company in die Sowjetunion. Für sie ist das Land ein riesiger, ein gewinnträchtiger Markt.

Aber zunächst stehen sie vor gewaltigen Problemen. Denn im Südural gibt es weder Straßen noch Schienen, keine Kohle und auch kaum Wasser. Der örtliche Fluss führt nicht genug Wasser für das Werk und die Stadt. In der flirrenden Hitze des Sommers trocknet er fast aus. Und in der stechenden Kälte des Winters erstarrt er.

Doch die Parteiführung hält an dieser widrigen Region fest. Nicht nur wegen der Erzvorkommen, sondern auch aus strategischen Überlegungen: Magnitogorsk ist mehr als 1500 Kilometer von jeder Grenze entfernt und damit fast sicher vor feindlichen Angriffen.

Zudem finden sich im Südural auch Lagerstätten anderer Rohstoffe, die für das Projekt Magnitogorsk unerlässlich sind: Sand, Ton, Kalk, Granit, Mangan, Dolomit, Kreide.

Aber woher soll all das Wasser kommen für die Stadt und den Stahl? Und erst die Kohle? Denn zur Verhüttung derartiger Erzmassen braucht man ein ganzes Kohlengebirge.

Das Wasserproblem, sagen die Planer, sei durch einen Damm am Fluss zu lösen, der einen See aufstauen wird. Die Kohle könne man aus dem Becken von Kusnezk herantransportieren. Mehr als 2000 Zugkilometer.

So beginnt die Arbeit an der Bahntrasse zwischen dem Magnetberg und Kartaly – einem Ort, der 145 Kilometer östlich an einer Linie liegt, die zur Transsibirischen Eisenbahn führt.

Ohne Amerikaner hätte der Bau keine Chance

Der erste Planungsentwurf sieht für Magnitogorsk eine Jahresproduktion von 656 000 Tonnen Roheisen vor. Noch existiert von der Stadt keine Skizze.

Im Sommer 1929 wird das Produktionsoll auf 850 000 Tonnen im Jahr erhöht, wenig später auf 1,1 Millionen, dann auf 1,6 Millionen Tonnen. Anfang 1930: 2,5 Millionen Tonnen. Innerhalb eines Jahres lässt Stalin die Planziffern für die Eisenmenge also vervierfachen – noch ehe in Magnitogorsk auch nur ein einziger Hochofen errichtet ist.

Dann schließen die Sowjetführer einen weiteren Vertrag mit dem Klassenfeind: Die Konstrukteure der Firma McKee and Co. aus Cleveland, berühmt für den Bau der modernsten und größten Hochöfen, kassieren 2,5 Millionen Goldrubel. Dafür müssen sie Pläne für ein Stahlwerk vorlegen, für die Erzhütten, den Staudamm und ein Kraftwerk. Zudem sollen sie alle Arbeiten leiten, sowjetische Ingenieure ausbilden und den Entwurf für eine Mine am Magnetberg erstellen.

Anfang März 1929 erreichen die ersten 25 sowjetischen Arbeiter den Ort in der Steppe. Auf Pferden. Die Männer sind sozialistische Aktivisten und begeistert vom Aufbruch in den Kommunismus. Sie leben in Zelten und beginnen mit den Vorarbeiten zum großen Werk. Sie bereiten das zukünftige Fabrikgelände vor, errichten Wohnbaracken und bauen eine Bäckerei.

Drei Monate später vollenden Rotarmisten die Trasse nach Kartaly. Bald fährt die erste Lokomotive. Doch noch fehlt es am Magnetberg an Unterkünften, an Essen, an Baumaterialien. Jeder Nagel, jede Schraube muss über weite Entfernungen herangeschafft werden. Manche Fracht ist 70 Tage unterwegs, bis sie im Südural eintrifft.

Fast einen Tag braucht der Zug von Kartaly zum Magnetberg, mehr als eine Woche bis nach Moskau. Die Trasse ist ein Provisorium. Abrupt enden die Gleise an zwei rostigen Waggons, die mitten in der Steppe gestrandet zu sein scheinen. Das ist der Bahnhof von Magnitogorsk.



Mit einfachstem Gerät heben Arbeiter 1930 die Grube für einen der vier Hochöfen aus (großes Bild). Amerikanische Konstrukteure leiten den Bau, denn den sowjetischen Ingenieuren fehlt das Spezialwissen

Männer vollenden
eine Hochofenkuppel,
legen Rohrleitungen
für die Kokereien bereit.
1937 sind die Stahlwerke
weitgehend fertigge-
stellt und beschäf-
tigen
27 000 Arbeiter

Bis zum Herbst des Jahres treffen etliche Brigaden junger Arbeiter ein, Hunderte, Tausende von Menschen. Die Partei hat sie „mobilisiert“.

Ein großer Teil der jüngeren Generation, jener Menschen, die nach der Revolution aufgewachsen sind, glaubt voller Enthusiasmus an den Aufbau des Sozialismus, an den Beginn eines neuen, glänzenden Zeitalters unter Stalin.

Die Schriftstellerin Raissa Orlowa schreibt später über die Stimmung jener Zeit: „Schneller, schneller, vorwärts zum großen Ziel. Es war möglich und unausweichlich, alles zu verändern: die Straßen, die Häuser, die Städte, die soziale Ordnung und die menschliche Seele.“

Die Idealisten werden unter anderem in der kommunistischen Jugendorganisation geformt, dem Komsomol, wo 14- bis 23-Jährige gemeinsam an freiwilligen Arbeitseinsätzen oder Schulungen teilnehmen. Kinder von Arbeitern und Kleinbauern können problemlos eintreten, Jugendliche aus bürgerlichen Familien dagegen müssen eine einjährige Kandidatenfrist abwarten. Und zudem Empfehlungen von drei Mitgliedern vorweisen.

Nicht wenigen jungen Leuten ermöglicht Stalins radikales Industrialisierungsprogramm einen sozialen Aufstieg. Denn qualifizierte Arbeiter und Ingenieure sind rar. In staatlichen Abendkursen können sich Interessierte weiterbilden; das Regime baut systematisch Schulen, richtet Arbeiterfakultäten ein, auf denen Jugendliche auch ohne Schulabschluss studieren können.

Aus den Nachkommen verarmter Bauern werden so Techniker, Maschinenbauingenieure oder Architekten. Aus Proletariertöchtern gefeierte Pilotinnen, wie etwa die Moskauerin Marina Tschetschnewa, die im Zweiten Weltkrieg Bomber-Einsätze fliegt.

Die neuen Aufsteiger erhalten Privilegien: Lebensmittel wie Käse, Schokolade oder gar Kaviar in Zeiten allgemeinen Mangels, Luxusgegenstände wie Radios und Grammophone. Komfortable Wohnungen in speziellen, neu geschaffenen Anlagen und Urlaubsplätze in den Erholungsheimen am Schwarzen Meer.



Für verdiente Akkordarbeiter, Techniker und Ärzte errichten die Behörden eine Siedlung mit 70 Wohnblöcken. Dennoch lebt um 1937 nur jeder fünfte Einwohner in einem festen Haus

Staatlich organisierte Literatur- und Theaterabende bieten Zerstreuung und sollen zugleich – ganz im Sinne der sozialistischen Lehre – das Bewusstsein der Menschen schulen.

Aber auch die Grundbildung verbessert sich: Waren Anfang der 1920er Jahre noch mehr als die Hälfte der Sowjetbürger Analphabeten, können Ende der 1930er Jahre schon fast 90 Prozent von ihnen lesen und schreiben.

Vor allem junge Enthusiasten ziehen auf die Großbaustellen des Regimes, zu Zehntausenden. Getrieben von Abenteuerlust, Aufstiegswillen und Sehnsucht nach Heldentum, führen sie ein oft hartes Vagabundenleben, arbeiten etwa ein halbes Jahr beim Bau der

Metro in Moskau mit, heuern dann bei einem anderen Staatsprojekt an.

So auch in Magnitogorsk. Wie anderswo melden sich in der Lagerstadt zudem sozialistisch gesinnte Freiwillige aus dem Ausland – darunter 200 deutsche Arbeiter. Einer von ihnen: Erich Honecker, der einige Wochen hier schuftet.

Die Männer und Frauen am Magnetberg brechen Steine für den Staudamm, graben den Boden auf, heben Fundamente aus für die Kokerei, die Hochöfen, das Walzwerk. Bis Ende 1930 nehmen auch 86 amerikanische Ingenieure ihre Arbeit auf. Sie bleiben aber unter sich und wohnen in einer eigenen Siedlung: „Amerikanka“.

1931 ist die Stadt eine einzige Baustelle, gespenstisch in ihren Ausmaßen und monströs in ihrem Hunger nach Menschen. Das Jahr markiert eine dramatische Wende in Magnitogorsk. Fast 120000 Menschen transportiert die Eisenbahn innerhalb weniger Monate heran. Russen, Ukrainer, Tataren, Kasachen, Baschkiren.

Viele von ihnen kommen nicht freiwillig. Sie sind Opfer der erzwungenen Kollektivierung auf dem Land: Bauern, die als „Kulaken“ verfolgt und deportiert werden (siehe Seite 66).

Diese mehr als 30 000 „Sonderarbeiter“ sind in Lagern am Stadtrand interniert. Auch Priester sind darunter. Auf vielen Baustellen arbeiten solche „Volks-

**Tausende
kommen bei
dem Projekt
ums Leben**

feinde“ Hand in Hand mit sozialistischen Enthusiasten. Und die einen wie die anderen werden angetrieben von den Kadern der Kommunistischen Partei.

Da es an Baumaterial mangelt, müssen die meisten der Deportierten in der ersten Zeit in Zelten schlafen. Selbst im Winter bei Temperaturen von 40 Grad unter null. Viele sterben. An Kälte und Unterernährung, an Krankheiten.

Aber auch die freiwilligen Arbeiter haben es schwer. Oft haben sie keinerlei Erfahrung in der Schwerindustrie. Sie stürzen von Gerüsten, werden verstümmelt von Explosionen, getötet von Stromschlägen.

Sieben Quadratmeter Wohnfläche stehen einem Arbeiter zu, theoretisch. Tatsächlich sind es häufig nur zwei bis vier. Die Lebensmittelkarten gelten für eine Mahlzeit am Tag. Meistens Suppe und Brot.

Immerhin. Anderswo in der Sowjetunion, vor allem in der Ukraine, verhungern Menschen in diesen Jahren.

Es gibt kaum Kohle zum Heizen. Die Einwohner schlafen in Kleidern, geplagt von Wanzen und Läusen. Oft fehlen Bäder und Toiletten, sogar an sauberem Wasser mangelt es. Im Sommer erfassen Malaria- und Typhusepidemien die Stadt. Tausende, unterernährt und von bis zu zwölf Stunden langen Arbeitsschichten ausgemergelt, fallen den Seuchen zum Opfer.

Doch Magnitogorsk wächst und wächst. Der erste Damm am örtlichen Fluss wird im April 1931 fertiggestellt. Der Stausee füllt sich. Auch die Erzförderung beginnt. Und am 31. Januar 1932 wird erstmals ein Hochofen „angeblasen“. Mit dem ersten Eisen aus Magnitogorsk gießen die Arbeiter Statuen von Lenin und Stalin.

Zwar liegt alles weit hinter dem Plan, und im ersten Jahr verzeichnet der Hochofen 550 Not-Stopps. Aber schon 1932 produziert Magnitogorsk 361 500 Tonnen Roheisen (allerdings keinen Stahl – die Anlagen sind noch im Bau).

Überraschend annullieren die Behörden nach der Fertigstellung des ersten Hochofens ihre Verträge mit den Amerikanern aus Cleveland. Wohl weil ihnen die Devisen für die teuren Importe allmählich ausgehen. Vielleicht aber auch,

weil man jetzt die Technik kennt und die Fremden nicht mehr braucht.

Doch noch immer leben einige Amerikaner am Magnetberg. Wie John Scott, ein Kommunist aus Wisconsin. Als freiwilliger Arbeiter ist Scott 1932 in den Südural gereist. Um am Aufbau des Sozialismus mitzuwirken.

Er skizziert Magnitogorsk so: „Eine Viertelmillion Menschen – Kommunisten, Kulaken, Ausländer, Tataren, überführte Saboteure und eine Masse russischer Bauern – stellten die größte Anlage der Stahlindustrie in Europa her, mittendrin in der unfruchtbaren Steppe des Ural. Männer erfroren, hungrigten und litten, aber die Konstruktionsarbeit schritt mit einer Verachtung für Individuen und einem in der Geschichte selten gesehenen Massenheroismus vorwärts.“

Nach und nach errichten Arbeiter Mietshäuser aus Beton anstelle von Lehmhäusern und Holzbaracken. Stromleitungen werden verlegt und Straßenbahnschienen. Allmählich entsteht eine sowjetische Großstadt.

1938 verfügt Magnitogorsk über Kinderkrippen, Grundschulen, Hochschulen für Ingenieure, Ärzte und Lehrer. Es gibt 18 Krankenhäuser, 17 Bibliotheken, zwei große und eine Reihe kleinerer Theater sowie 22 Clubs.

Gut besucht ist immer der Zirkus im „Park der Metallarbeiter“ – auch an jenen Tagen, an denen in der Manege keine Kunststücke aufgeführt werden, sondern Schauprozesse gegen „Volksfeinde“. Und dazu kann jeder werden. Man braucht nur beim Verkauf privater

Waren ertappt zu werden. Schon ist man ein „Spekulant“. Oder man beschädigt Volkseigentum. Schon findet man sich wieder im Zirkus. Als „Saboteur“.

Die Spitzel des Innenministeriums NKWD und seiner politischen Polizei sind überall. Wie eine Zwingburg thront ihre Zentrale auf einem Hügel gleich neben dem Fabrikgelände.

Eine Kirche oder einen anderen Tempel sucht man in der Stadt vergebens. Magnitogorsk ist vielleicht die einzige Großstadt der Welt ohne religiöse Kultstätte. Aber einen Teil von „Sozgorod“, der sozialistischen Mustersiedlung von Ernst May, hat man gebaut und nach dem 1934 ermordeten Leningrader Parteichef „Kirow-Distrikt“ genannt.

70 kastenförmige Häuser aus Ziegel und Stein mit je drei bis fünf Etagen. Aufgestellt in langen Reihen. Dazwischen: breite Straßen, Bürgersteige, Bäume und zwei große Plätze mit Springbrunnen und Bänken.

Die Häuser haben Strom, Heizung und Wasser. In den „Roten Ecken“, sozialistischen Treffpunkten, wird diskutiert, hängen Wandzeitungen aus.

Jeder der Bauten hat 75 bis 200 Zimmer, in denen vor allem verdiente Akkordarbeiter, Techniker, Ärzte und Lehrer leben. Jeder der 15 bis 20 Quadratmeter großen Räume ist Heim für vier bis fünf Personen. Es gibt so gut wie keine Privatheit.

Wie alle Wohnungen der Stadt gehören auch die im Kirow-Distrikt zur Stahlfabrik. Ihr Generaldirektor, über dessen Ernennung das Politbüro in Moskau entscheidet, ist mächtiger als die Führer der städtischen Verwaltung und der lokalen Parteiorganisation.

Die Elite von Magnitogorsk wohnt inzwischen in jenem Viertel, das einst für die Amerikaner gebaut wurde. Die Villen liegen in einem Birkenhain, viele von ihnen haben einen Garten. Der Generaldirektor der Fabrik residiert in einem kleinen Palast aus roten Ziegeln. Mit Hirschkopf und Tennisplatz.

Die meisten Arbeiter dagegen wohnen auch 1938 noch in Baracken oder Hütten, so im Stadtteil „Schanghai“. Dessen Einwohner sind überwiegend Baschkiren, Tataren und Kirgisen. Und sie haben ihre Verschläge, die sie oft mit

**Am Ende
erfüllt sich
Stalins Vision
tatsächlich**

Hühnern und Schweinen teilen, meist selbst erbaut. Aus dem, was sie „organisiert“ haben: Bleche, Bretter, Steinbrocken, Grassoden und Stroh.

Zu dieser Zeit ist der metallurgische Komplex weitgehend fertiggestellt. Etwa 27000 Arbeiter beschäftigt die Stahlfabrik nun, 4000 davon an den vier Hochöfen, den Siemens-Martin-Öfen und im Stahlwalzwerk. Daneben zählt die Stadt weitere 20000 Arbeiter. In den Steinbrüchen, beim Gleis- und Straßenbau, in den Fabriken für Ziegel, Zement, Dünge- und Fleisch, auf den Baustellen oder in den Großbäckereien.

Auch die Bürokratie ist gewachsen. Denn jede Sektion der Fabrik hat ihre eigene Verwaltung. Die Mine, die Koke-

rei, die Verhüttung, das Walzwerk, die Eisenbahn.

Dem Bau der Stahlfabrik in Magnitogorsk und dem anderer gigantischer Anlagen, etwa des Ostsee-Weißmeer-Kanals, des Traktorenwerks in Stalingrad oder des Dnjepr-Wasserkraftwerks, sind jedoch landesweit Zehntausende Menschen geopfert worden: Sie sind an Hunger, Erschöpfung oder Kälte gestorben, erlagen Unfällen oder Epidemien.

Und die Ziele des ersten und des zweiten, bis 1937 geltenden Fünfjahresplans erreicht die UdSSR trotz jährlicher Wachstumsraten zwischen 17 und 22 Prozent nur gut zur Hälfte.

Doch die Schwerindustrie der Sowjetunion ist in ein neues Zeitalter eingetreten: 1938 werden zehn Millionen Tonnen Stahl produziert – fünfmal so viel wie vor dem ersten Fünfjahresplan. Die Stromproduktion hat sich auf 30 Milliarden Kilowattstunden verzehnfacht, die Kohlenförderung auf 72 Millionen Tonnen mehr als versiebenfacht.

Mit seiner Vorgabe, 100 Jahre Rückständigkeit in nur zehn Jahren aufzu-

holen, hat Stalin Veränderungen von ungeheurem Maß ausgelöst. Und: Der große Sprung in das Zeitalter der Industrialisierung gelingt tatsächlich. Bald ist die Sowjetunion nach den USA die zweitgrößte Industriemacht der Welt.

Für Lenin bedeutete Kommunismus: Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes. Stalin dagegen glaubt vor allem an die Kraft des Stahls. Für ihn führt der Weg zum Kommunismus über Magnitogorsk.

Obwohl es in den Fabriken mal an Kohle, mal an Ersatzteilen mangelt und oft improvisiert werden muss, produziert Stalins Stahlstadt bereits 1937 gut 1,6 Millionen Tonnen Roheisen. Daraus kochen und walzen die Arbeiter 1,1 Milliarden Tonnen Stahl.

Wenige Jahre später wird das Metall für viele jener Waffen, die im Kampf gegen die Truppen Hitlers eingesetzt werden, aus Magnitogorsk stammen. □

Walter Saller, 52, lässt seit Jahren längst vergangene Zeiten für **GEOPECH** wieder auferstehen – zuletzt die kurze Existenz der „Mainzer Republik“ von 1792/93 in der Ausgabe über „Die Deutsche Romantik“.

Literatur: Stephen Kotkin, „Magnetic Mountain. Stalinism as a Civilization“, University of California Press; Standardwerk, das die Geschichte von Magnitogorsk und der sowjetischen Industrialisierung anhand neu zugänglicher Quellen erzählt. John Scott, „Jenseits des Ural“, Bermann-Fischer; Augenzeugenbericht über den opferreichen Aufbau von Magnitogorsk.

ANZEIGE

Konzentrierter. Belastbarer. Ausgeglichener.

Die täglichen Aufgaben im Beruf und privat stellen mit den Jahren wachsende Anforderungen an die Konzentration und Gehirnleistung. Bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit kommt es darauf an, die Kraftwerke der Gehirnzellen zu aktivieren. **Tebonin®** aktiviert die Energieproduktion in den Gehirnzellen. Für mehr Gehirnleistung und mehr Konzentration bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit.



Tebonin®

* Bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit
infolge zunehmender Funktionseinbußen der Nervenzellen im Gehirn.

Tebonin® Konzentrat 240 mg 240 mg/Filmtablet. Für Erwachsene ab 18 Jahren. Wirkstoff: Ginkgo-biloba-Blätter-Trockenextrakt. Anwendungsgebiete: Zur Behandlung von Beschwerden bei hormonologisch bedingten mentalen Leistungsstörungen im Rahmen eines therapeutischen Gesamtkonzeptes bei Abnahme einer sexuellen Fähigkeit (Hypogonadismus-Syndrom) mit den Hauptbeschwerden: Rückgang der Gedächtnisleistung, Merkfähigkeit, Konzentration und emotionalen Ausgeglichenheit. Schwindgefühle, Ohrensausen. Bevor die Behandlung mit Ginkgo-Bilikt beginnen wird, sollte geklärt werden, ob die Krankheitsbeschwerden nicht auf einer speziell zu behandelnden Grundkrankung beruhen. Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. Dr. Willmar Schwabe GmbH & Co. KG, Karlsruhe

Tebonin®
stärkt
Gedächtnisleistung
und Konzentration.*

Ginkgo-Spezialextrakt
EGb 761®

- Pflanzlicher Wirkstoff
- Gut verträglich

Tebonin®
konzentrat 240 mg

Für Erwachsene ab 18 Jahren
Pflanzlicher Wirkstoff zur
Leistungserhöhung des Gehirns
40 Filmtabletten N2

EGb 761®

Dr. Willmar Schwabe



Mit der Natur.
Für die Menschen.

Dr. Willmar Schwabe GmbH & Co. KG

www.tebonin.de

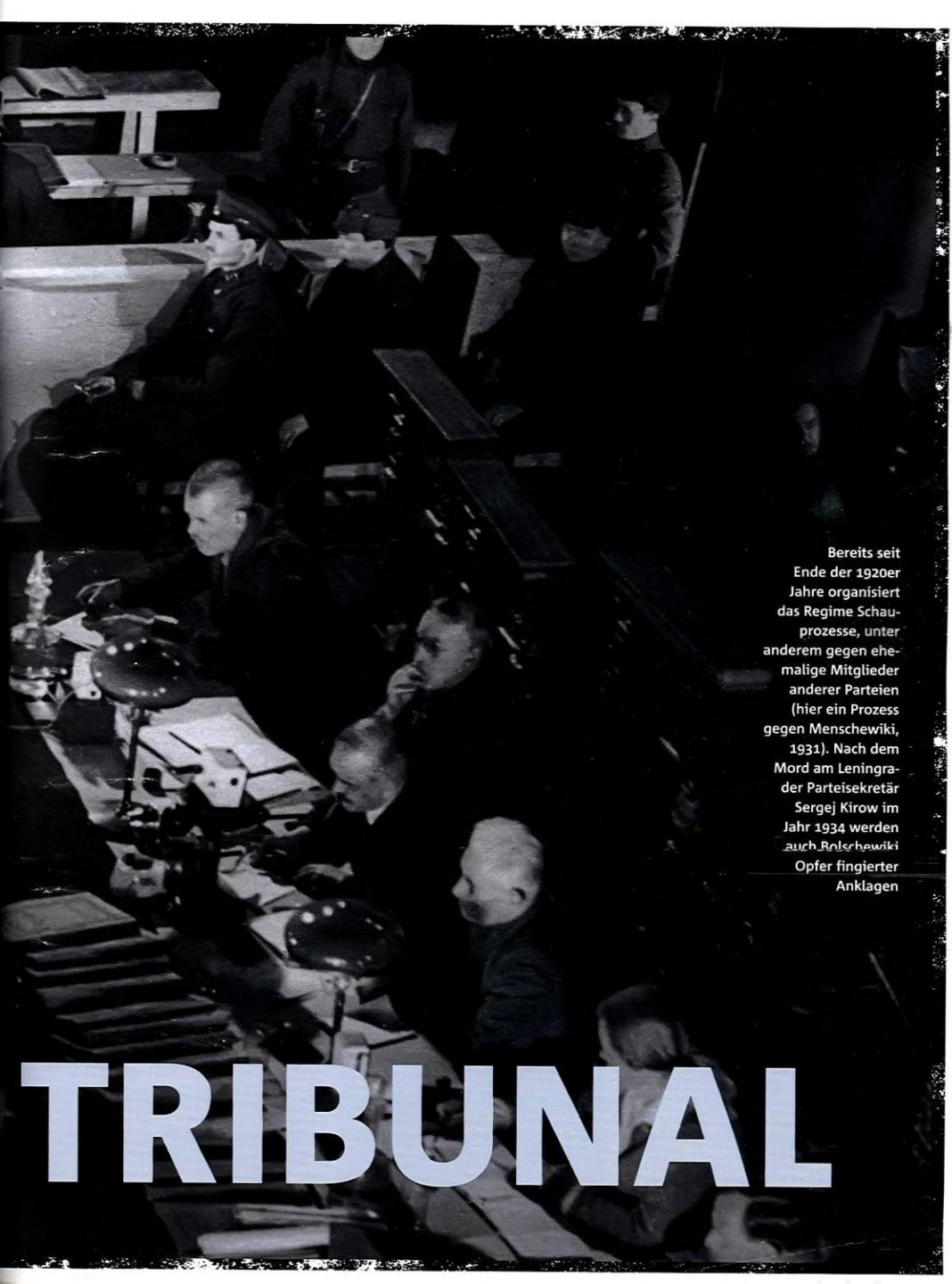
Stand: April 2009 1/04/09/1



Am 1. Dezember 1934 ermordet ein Parteimitglied einen Vertrauten Stalins.

Dies nutzt der Generalsekretär, um brutaler denn je gegen vermeintliche Kontrahenten vorzugehen. Er entfesselt einen Gewaltsturm gegen die eigene Partei, inszeniert tödliche Gerichtsverfahren gegen Spitzenfunktionäre wie seinen früheren Kampfgefährten Nikolaj Bucharin. Und terrorisiert bald auch Millionen einfache Bürger

TÖDLICHES



Bereits seit Ende der 1920er Jahre organisiert das Regime Schau- prozesse, unter anderem gegen ehemalige Mitglieder anderer Parteien (hier ein Prozess gegen Menschewiki, 1931). Nach dem Mord am Leningrader Parteisekretär Sergei Kirow im Jahr 1934 werden auch Bolschewiki Opfer fingierter Anklagen

TRIBUNAL

N

nikolaj Iwanowitsch Bucharin ist 49 Jahre alt, als er zum letzten Mal in der Öffentlichkeit gesehen wird. Aber was für eine Öffentlichkeit ist das? 300 ausgesuchte Zuschauer: Polizeibeamte, die empörte Bürger mimen, ausländische Journalisten und Diplomaten, Reporter von „Pravda“ und „Iswestija“, deren Chefredakteur er einst war und die jetzt seinen Kopf fordern. Dazu ein Kameramann, der sein Geständnis aufzeichnen soll, und drei Richter, deren Urteil bereits feststeht.

Und irgendwo über ihm, hinter einem verhängten Fenster, steht Josef Stalin, sein einstiger Freund, und nun: sein Todfeind. Vielleicht hofft Bucharin an diesem 12. März 1938 noch, wie durch ein Wunder zu überleben. Wahrscheinlich aber ahnt er, dass er sterben wird.

Es ist der dritte Schausauprozess im Oktobersaal des Moskauer Gewerkschaftshauses. Der letzte, der größte, der mit dem prominentesten Angeklagten. Ein von Stalin verfasstes Lehrstück, das den Menschen in der Sowjetunion und der Welt die Parteilinie demonstrieren soll.

Und eine persönliche Tragödie: Die Rolle des Nikolaj Bucharin in diesem Schauspiel ist festgeschrieben. Erschreit nicht auf, er beschimpft nicht den Richter. Er wagt es nur, ein wenig vom Drehbuch abzuweichen. Und kann doch den Ausgang nicht ändern: Er, einst Liebling der Partei, soll jetzt ihr größtes Opfer werden.

Dieser Prozess ist der Höhepunkt einer Selbstzerfleischung der Kommunistischen Partei. Eines von Stalin entfesselten Sturms, der sich auf das Zentrum der Sowjetmacht richtet. Und den die Führung ausweitet zu einem Terror gegen „Volksfeinde“ überall im Land.

Begonnen hat alles vier Jahre zuvor – mit einem Mord.

Am 1. Dezember 1934 erschießt das KP-Mitglied Leonid Nikolajew

den Leningrader Parteisekretär Sergej Kirow, einen engen Vertrauten Stalins und Mitglied des Politbüros. Die Umstände des Mordes sind bis heute ungeklärt. Historiker gingen sogar lange davon aus, Stalin habe die Tat befohlen.

Sicher aber nutzt er sie: Er erklärt Kirrow zum Opfer innerparteilicher Gegner und schafft sich so den perfekten Vorwand, um rücksichtsloser denn je gegen politische Kontrahenten vorzugehen.

Drei Tage nach Kirows Tod veröffentlicht Stalin ein Dekret. Danach können des „Terrorismus“ Angeklagte in einem verkürzten Verfahren verurteilt werden, ohne Recht auf Berufung, mit sofortiger Hinrichtung. Und solche „Terroristen“ gebe es auch im Schoße der Partei.

Knapp zwei Millionen Mitglieder hat die KP. Sie kontrolliert alle Organe des Staates, die Armee, die Gerichte, die Polizei. Mitglieder erhalten Privilegien für sich und ihre Kinder.

Gleichzeitig verstehen sich die Bolschewiki als Kaderpartei. Sie wollen verhindern, dass Menschen nur breitreten, um sich Vorteile zu verschaffen.

Seit 1921 überprüft die KP deshalb in *tschistki* – „Säuberungen“ – ihre Mitglieder. Wer beim Eintritt falsche Angaben gemacht hat, etwa über seine Herkunft, wer Lücken in der Kenntnis des Programms offenbart, Schwierigkeiten hat, die Geschichte der Organisation zu referieren, oder wer korrupt ist, trinkt oder seine Frau betrügt, wird verwarnt,

versetzt oder der Partei verwiesen. Immer häufiger aber sind bald auch jene von Säuberungen betroffen, die von der auf den Parteitagen vorgegebenen politischen Generallinie abweichen.

Nach dem Kirow-Mord werden die Säuberungen brutaler: Sie können für die Opfer nun auch Lagerhaft oder Hinrichtung bedeuten. Und nicht mehr nur einfache Mitglieder sind betroffen – auch die Elite ist verdächtig, ein Kreis von eingeschlossenen Tausend höheren Funktionären.

Nach der Tat hat die Geheimpolizei das Tagebuch des Attentäters gefunden. Darin schreibt Nikolajew, er sei verärgert gewesen, weil man ihn zeitweise aus der Partei ausgeschlossen habe.

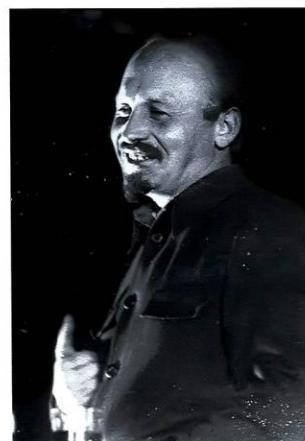
Die KP-Spitze ist alarmiert. Das Attentat lässt sie an eine Verschwörung glauben und, schlimmer noch, an eine Verschwörung von Ex-Genossen wie Nikolajew, die zurückgekehrt sind.

Stalin stößt eine Säuberung an, die sich über die nächsten Jahre in Terror verwandeln wird, die sich radikaliert und die gesamte Gesellschaft erfasst.

Im Februar 1934 schon hat er den NKWD gegründet, das Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten unter Genrich Jagoda. Ihm unterstehen Polizei, paramilitärische Einheiten, Arbeitslager und die Geheimpolizei.

Agenten des NKWD haben inzwischen Material über Abweichler gesammelt, besonders über jene linken Oppositionellen, die mit dem 1929 ins Exil getriebenen Leo Trotzki in Verbindung gebracht werden. In der ersten Hälfte des Jahres 1935 nimmt der NKWD Tausende angeblich Verdächtige fest. Viele werden unmittelbar nach ihrem Prozess erschossen.

Der Großteil der Parteielite unterstützt Stalin. Seit der Zeit, als die Bolschewiki aus dem Untergrund das Zarenreich bekämpft haben, gehören Verschwörungen zu ihrer Welt. Dass auch verdiente Mitglieder die Partei



Nikolaj Bucharin, der theoretische Kopf der Partei, steht Stalin in vielen Machtkämpfen bei, streitet mit ihm aber über Wirtschaftspolitik. Und muss deshalb später mit dem Schlimmsten rechnen



Noch 1924, bei Lenins Tod, treten die Spitzenfunktionäre gemeinsam auf und tragen den Sarg des toten Parteiführers (oben). Ein paar Jahre später aber erklärt Stalin (o. l.) einige von ihnen zu Konterrevolutionären. Lew Kamenew (2. v. l.) und Grigorij Sinowjew (6. v. l., halb verdeckt) lässt er 1936 in einem ersten großen Schauprozess zum Tode verurteilen. 1937 wird Nikolaj Bucharin (r.) verhaftet

unterwandern wollen, halten viele Funktionäre deshalb durchaus für möglich.

Oppositionelle innerhalb der Partei können sich an die Macht pustchen. Indem Stalins Anhänger gegen sie vorgehen, beseitigen sie diese Gefahr. Und schaffen zugleich ein Klima der Angst, das jede Opposition erstickt. Zudem sind die Verhafteten ideale Opfer: Verschwörer, die, als Kommunisten getarnt, gegen die Sowjetunion arbeiten – das erklärt fast alles.

Die Parteigenossen erfahren endlich, weshalb es mit der Verwirklichung der sozialistischen Utopie nicht schneller vorangeht: Verräter in den eigenen Reihen sabotieren die Bemühungen. Und die Bauern und Arbeiter verstehen, warum sie hungrig mussten.

Um diese Botschaft möglichst wirkungsvoll zu verbreiten, lässt Stalin 1936 Grigorij Sinowjew und Lew Kamenew erneut vor Gericht stellen, zwei ehemalige Spitzenfunktionäre, die 1927 aus der Partei ausgeschlossen und nach dem

Kirow-Mord bereits zu Haftstrafen verurteilt worden waren.

Im August 1936 inszeniert er mit ihnen und 14 weiteren Angeklagten das erste politische Lehrstück: den Schauprozess gegen ein „trotzkistisch-sinowjetisches terroristisches Zentrum“.

Der Prozess gegen Sinowjew und die anderen gibt das Muster vor für alle folgenden Verfahren. Der Staatsanwalt konstruiert mit Hilfe des NKWD eine weitgehend fiktive Verschwörung. Demnach haben die Angeklagten unter Trotzkis Anleitung ab 1932 eine terroristische Gruppe gebildet, um hohe Funktionäre zu ermorden – darunter Kirow und Stalin. Die Anklageschrift wird von Stalin persönlich redigiert, die Urteile werden vor Verhandlungsbeginn vom Politbüro

beslossen.

Sinowjew und die anderen „gestehen“ die Anschuldigungen. Sie werden zum Tode verurteilt und reisen weitere ehemalige Oppositionelle in den Untergang.

Die Geheimpolizisten haben ihnen vorgegeben, wen sie belasten sollen. Und

fünf Monate nach dem ersten folgt der zweite Schauprozess, diesmal gegen das „sowjetfeindliche trotzkistische Zentrum“. Angeklagt sind unter anderem der Journalist Karl Radek und die Altenossen Jurij Pjatakov und Grigorij Sokolnikow – auch sie ehemalige Anhänger Trotzkis, die widerrufen hatten und zunächst rehabilitiert worden waren.

Nach der Urteilsverkündung demonstrieren 200 000 Menschen auf dem Roten Platz und fordern: „Erschießt die tollwütigen faschistischen Hunde!“

Denn mit den ersten großen Schauprozessen hat die Partei dem Wort „Trotzkist“ eine neue Bedeutung gegeben. Es bezeichnet nicht länger nur linke Oppositionelle, sondern auch vermeintliche faschistische Spione und Saboteure. Ein „Trotzkist“ ist nun generell ein Feind der Sowjetunion.

Zwei Signale gehen von diesen beiden Schauprozessen aus: Die Säuberung der Parteileute wird sich nicht auf ehemalige Linke beschränken. Und Stalin hat bereits das nächste Opfer ins Visier genommen.

Denn die Angeklagten nannten immer wieder einen Namen: Bucharin.

Die ANKLAGE wird von Stalin persönlich überarbeitet

Nikolaj Iwanowitsch Bucharin, 1888 geboren, Bolschewik seit 1906, ist mit der KP groß geworden. Seine hohe Stirn und der Spitzbart verleihen ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit Lenin. „Goldkind der Partei“ hat der Übervater den jungen, begabten Bucharin genannt.

Bucharin macht sich vor allem einen Namen als brillantester Theoretiker der Bolschewiki. Als Chefredakteur der „Prawda“ leitet er in den 1920er Jahren das Zentralorgan der Partei, jenes Blatt, das die Linie für alle anderen Zeitungen des Landes vorgibt.

Gemeinsam mit Stalin verteidigt Bucharin ab Mitte des Jahrzehnts die quasi kapitalistische „Neue Ökonomische Politik“ gegen die „Linke Opposition“ um Trotzki, Kamenew und Sinowjew. Mit dem Georgier verbindet ihn eine enge politische Freundschaft.

Aber dann setzt Stalin die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft durch. Zwischen den beiden entbrennt ein heftiger Streit um die Wirtschaftspolitik: der letzte Machtkampf auf Stalins Weg an die Spitze.

Bucharin wird zum Anführer der „Rechten Opposition“, er warnt im Politbüro davor, die Bauern auszubuten und einen Bürgerkrieg zu riskieren.

Doch Stalin kann immer mehr Anhänger um sich scharen, bis der Sieger in diesem Ringen feststeht: 1929 verliert Bucharin erst die Mitgliedschaft im Politbüro, dann die Ämter als Chefredakteur der „Prawda“ und als Leiter der Kommunistischen Internationalen.

Nur der Sitz im Zentralkomitee bleibt ihm: Denn so tief sein Fall auch ist – anders als etwa Trotzki hat er nie öffentlich gegen Stalin agitiert.

Im Frühling 1934, während einer kurzen Phase der Versöhnung, wird er sogar rehabilitiert, übernimmt nun die Chefredaktion der Regierungszeitung „Iswestija“.

Noch im November 1936, gut zwei Monate nach dem ersten Schauprozess, darf Bucharin die Feiern zum Jahrestag der Revolution von der Tribüne auf dem Lenin-Mausoleum aus verfolgen – nur wenige Meter von Stalin entfernt. Und doch muss er ahnen, was es für ihn be-



Schon 1935 werden Tausende Parteimitglieder verhaftet und viele nach kurzem Prozess – hier eine Anhörung – erschossen. Zwei Jahre später unterschreibt Stalin ein Dekret, nach dem »antisowjetische Elemente« überall im Land zu vernichten sind

deutet, wenn nacheinander all jene auf die Anklagebank kommen, die Stalin Jahre zuvor widersprochen haben.

Im Dezember 1936 hat sich Bucharin erstmals vor dem Zentralkomitee zu rechtfertigen. Die Anschuldigung: Gemeinsam mit Alexej Rykow, einem weiteren Mitglied des Politbüros, sei er Teil der terroristischen Vereinigung von Trotzki und Sinowjew gewesen und habe Attentate auf Stalin und andere Funktionäre geplant.

Die Parteidisziplin verlangt von Bucharin eigentlich, alles zu gestehen und sich der Gnade des ZK auszuliefern. Die verquere Logik: Wer verdächtigt wird, darf sich nicht verteidigen – denn er wendet sich damit gegen die Parteilinie und macht sich so noch verdächtiger.

Bucharin begrüßt zwar die Bemühungen der Genossen, jene „Schweine vollkommen zu vernichten, die Sabotage begehen“ – streitet aber die Anschuldigungen gegen sich ab. Ein Trotz, der von der Partei als Angriff gedeutet wird.

Von nun an lebt er in ständiger Angst vor der Verhaftung.

Auf dem nächsten Plenum des Zentralkomitees im Februar 1937 verteidigt sich Bucharin noch einmal, diesmal unter Gelächter und Beschimpfungen. Da ist ihm klar, was ihm bevorsteht. Am 25. Februar lässt er seine Ehefrau Anna sein politisches Testament auswendig lernen. Seine letzten unzensierten Wor-

te an die Nachwelt laufen: „Wisset, Ge nossen, dass auf dem Banner, welches ihr in siegreichem Zug zum Kommunismus tragt, auch mein Blutstropfen ist!“

Zwei Tage später wird er verhaftet.

Gebaut wurde das achtstöckige Haus an der Bolschaja Lubjanka 2 mitten in Moskau einst für eine Versicherungsgesellschaft. Doch seit 1920 ist die „Lubjanka“ das Hauptquartier der sowjetischen Geheimpolizei.

In etwa 200 Zellen hält der NKWD Gefangene fest, foltert und verhört sie. Im Keller werden Angeklagte hingerichtet. Die hohen Decken in den oberen Geschossen zeugen noch davon, dass die Lubjanka nicht als Gefängnis errichtet wurde; der Boden ist mit Parkett belegt.

Geheimpolizisten bringen Bucharin am 27. Februar in seine Zelle. Darin ein Bett mit Kissen, Decke und Bettwäsche – das ist komfortabler als in vielen anderen sowjetischen Gefängnissen. Über dem Gefangenen hängt eine kalte Glühbirne. Sie brennt Tag und Nacht.

Am 5. März wird der Inhaftierte dem Mann vorgeführt, der ihm ein Geständnis abringen soll. Denn solange sich Bucharin gegen die Anschuldigungen wehrt, kann der von Stalin gewünschte Schauprozess nicht stattfinden.

Ein Beamter führt Bucharin durch die dunklen Flure. Die Bewacher schnippen mit den Fingern oder klopfen mit dem Schlüssel an die Gürtelschnalle, um andere Wächter, die Gefangene geleiten, zu warnen: Die Untersuchungshäftlinge sollen einander nicht begegnen, keine Nachrichten, keine Blicke austauschen können. Sobald Bucharsins Wärter das Signal hört, befiehlt er dem Gefangenen, sich zur Wand zu drehen, oder führt ihn in eine Nische.

Schließlich steht Bucharin vor dem Mann, der ihn verhören soll. Lasar Kogan, 35, ist sanft und gebildet. Er stellt sich vor und mustert den prominenten Gefangenen. Doch er fragt ihn an diesem Tag nur kurz aus.

Es folgen Monate des Wartens. Aus seinem vergitterten Fenster kann Bucharin den Himmel sehen. Er lauscht den Sirenen vorbeifahrender Polizeiwagen, dem Rattern der Straßenbahnen, den Autohupen. Vielleicht spürt er das Grollen aus der kürzlich fertiggestellten Metrostation unter dem Lubjanka-Platz.

Gelegentlich dürfen die Insassen auf dem Dach frische Luft atmen. Von unten sind sie hinter der Fassade mit der großen Uhr ebenso wenig zu sehen wie die Wachtürme mit den Maschinengewehren. Über den Häftlingen ragt ein rufsfleckiger Schornstein auf, aus dem Asche über Moskau bläst – die Überreste jener Manuskripte und Notizbücher, welche die Geheimpolizei bei Verhaftungen beschlagnahmt und verbrennt.

Untersuchungsführer Kogan sorgt dafür, dass Bucharin einige Werke aus seinem eigenen, inzwischen versiegelten Bücherschrank im Kreml erhält. Der Gefangene liest viel, aber meistens schreibt er. Schreibt um sein Leben. Vor

allem politische Werke, etwa über den „Sozialismus und seine Kultur“, sowie romanhafte Erinnerungen an seine Kindheit in Moskau – als wolle er nicht wahrhaben, dass er gerade aus der Geschichte der Partei herausgeschrieben wird, als könnte er auf diese Weise seinen Namen vor der Auslöschung retten.

Wenn ihm das Papier ausgeht, bekritzelt er die Rückseiten. Mal ist er allein, mal wird ihm ein ZellenNachbar zugespielen, ein Spitzel. Der soll belastende Informationen erlauschen. Und Bucharin beobachten, damit der keinen Selbstmord begeht wie schon andere vor ihm. Denn selbst den Suizid versteht Stalin noch als politischen Akt: „Es ist der letzte und einfache-

te Weg, auf die Partei zu spucken und die Partei zu verraten.“

Der Diktator will Bucharin lebend – er braucht ihn für das große Schauspiel.

Doch zunächst lässt der Herrscher seinen ehemaligen Freund den politischen Tod sterben: Anfang März benennt das Politbüro jene Moskauer Einrichtungen um, die Bucharins oder Rykows Namen tragen – darunter das Tuberkulose-Institut, die Arbeiterfakultät und den Club der Straßenbahner.

Dafür werden Dörfer und Straßen im Land in dieser Zeit auf einen anderen

Namen getauft – den des neuen Geheimdienstchefs Nikolaj Jeschow (dessen Vorgänger Jagoda gehört nun selbst zu den „Verschwörern“ um Bucharin).

Jeschow ist eine Kreatur Stalins. Ein ungebildeter Mann, dessen Russisch von Fehlern durchsetzt ist, ein ergebener Bluthund. Mit allen Mitteln treibt er die Planung für den Schauprozess voran.

Um eine weitverzweigte Verschwörung präsentieren zu können, braucht er mehr Angeklagte und Zeugen. Sie werden in vier Verhaftungswellen zusammenge stellt und häufig auch gefoltert.

Viele von ihnen sind ehemalige Schüler und Protegés Bucharins, Absolventen des „Instituts der Roten Professur“, an dem der Häftling unterrichtet hat. Wer sich weigert, gegen Bucharin auszusagen, wird erschossen.

Jeschow, oft betrunken, schlägt selbst zu, vor allem mit dem Gürtelkoppel. Ein Angeklagter muss ununterbrochen vor seinen Untersuchungsführern stehen. Er darf nicht schlafen, sich nicht setzen. Tagelang. Dann prügeln ihn die Beamten systematisch, vor allem in die Nieren. Sollte er sein Geständnis widerrufen, droht man ihm, werde er nach dem Prozess weiter gefoltert.

Der Druck auf Bucharin wächst. Zwar wird er nicht gefoltert, doch die Behörden haben ein Pfand: Anna Larina, seine junge Ehefrau, und Jurij, den kleinen Sohn. Wohl aus Angst um seine Familie gibt Bucharin am 1. Juni seinen Wider-

Selbstmord gilt als VERRAT an der Partei

Staatsanwalt Andrej Wyschinskij, hier bei einem Prozess 1930 (ganz rechts), ist Stalins Chefankläger. Die Urteile der Schaubürtiale stehen schon vor Beginn fest, Geständnisse über die fiktiven Taten werden häufig unter der Folter erpresst





Nach den Schauprozessen gegen die Partei-Elite leben 1939 von den sieben Mitgliedern des Politbüros, die die Partei 1924 nach Lenins Tod geführt haben, nur noch Stalin und der ins Exil getriebene Trotzki. Das ehemalige Politbüromitglied **Michail Tomskij** (von links) erscheint sich aus Angst vor einer drohenden Verhaftung im August 1936. Im selben Monat werden **Grigoriy Sinowjew**

stand auf: Er verfasst ein Geständnis. Doch keines, mit dem Stalin zufrieden sein könnte.

Denn Bucharin gibt nur politische Fehler zu, bestreitet aber den Terrorismusvorwurf. Die Zeit des Wartens ist nun jedenfalls vorbei. Stalin braucht die volle Selbstbezeichnung. Im Juli beginnen intensivere Verhöre.

Jede Nacht holen ihn die Beamten aus der Zelle, befragen ihn bis in die frühen Morgenstunden, drei Monate lang. Der Gefangene wird Zeugen und Mitbeschuldigten gegenübergestellt, die ihre vorgefertigten Geständnisse bereits unterschrieben haben. Möglicherweise bekommt Bucharin Drogen, die ihn gefügig machen sollen. Dazu die ständig brennende Lampe, der Schlafentzug, die Ungewissheit: Der Häftling leidet bald an Nervenüberreizung, er hat Kopfschmerzen und Halluzinationen. Eine Zeit lang kann er nichts mehr sehen.

Bucharin versucht, der Lubjanka auf seine Weise zu entfliehen: Wenn er vom Verhör in seine Zelle zurückkehrt, schreibt er Gedichte, insgesamt 187 – über Anna, die Liebe, die Natur, die Revolution, die Nacht:

„Am schwarzen Himmel der Mond / Hängt fast wie im Theater / Hinter dem vergitterten Fenster / Röhrt die Nacht in der Stille.“

Nur wenige Nachrichten von draußen erreichen den Gefangenen. Doch etwas entgeht auch ihm nicht: Der Sommer 1937 wird zu einem Sommer der Gewalt.

Anfang Juni beseitigt Stalin in einem geheimen Prozess fast die gesamte Spitze der Roten Armee. Einige der höchsten Generäle bekennen sich einer Verschwörung schuldig (sie hatten wiederholt Stalins inkompotentem Verteidigungsminister widersprochen; zudem hatte der deutsche Geheimdienst dem Generalsekretär die falsche – Information zugespielt, hohe Offiziere würden gegen ihn arbeiten).

Auf dem Blatt mit dem Geständnis von General Michail Tuchatschewskij klebt noch dessen Blut – für die Unterschrift ist er geprügelt worden. Unmittelbar nach dem Urteil werden die Offiziere erschossen. Und bald sind nicht mehr nur Parteimitglieder oder Militärs von der Terrorwelle betroffen, sondern Hunderttausende Sowjetbürger.

So wie die Partei sieht Stalin nun die gesamte Sowjetgesellschaft auf ihrem Weg zum Kommunismus durch „innere Feinde“ gefährdet. Das umso mehr, als mit den erstarkenden faschistischen Regimes in Deutschland, Italien und Spanien auch die Bedrohung von außen zu wachsen scheint (siehe Seite 99).

Und Stalin hat noch einen weiteren Grund, die Bürger auf eine Linie zu bringen: Im Dezember 1937 sollen sie

erstmals den Obersten Sowjet wählen; es wird jeweils mehrere Kandidaten für die Parlamentssitze geben, auch ehemalige Klassenfeinde dürfen nun ihre Stimme abgeben.

Am 31. Juli 1937 erlässt der NKWD die Direktive Nummer 00447: eine Order zur „Ausrrottung“ sämtlicher „gesellschaftlich schädlicher“ und „antisowjetischer Elemente“. Zu dieser Kategorie gehören einfache Kriminelle, aber auch frühere „Kulaken“ sowie Menschen, die im Zarenreich offizielle Posten bekleidet haben oder irgendwann Mitglied einer anderen Partei als der der Bolschewiki waren.

Die Order gibt Quoten vor, die zu erfüllen sind. Aserbaidschan: 1500 erschießen, 3750 ins Arbeitslager. Turkmenistan: 500 erschießen, 1500 ins Arbeitslager. Westsibirien: 5000 erschießen, 12000 ins Arbeitslager. (Stalin hat zuvor vom NKWD und von den örtlichen Parteidien gestützte Schätzungen angefordert, wie viele „Volksfeinde“ in ihrer Region wohl lebten. Diese Zahlen bilden die Grundlage für die Quoten.)

Stalin und Jeschow lassen zudem Angehörige ethnischer Minderheiten verfolgen – etwa Bürger polnischer, deutscher oder koreanischer Abstammung.



und **Lew Kamenew** am Ende des ersten großen Schauprozesses wegen »terroristischer Umtriebe« hingerichtet. 1938, im dritten Prozess, verurteilt das Gericht **Nikolaj Bucharin** und **Alexej Rykow** zum Tode, weil sie angeblich einen Anschlag auf Stalin geplant und sich mit dessen Gegner **Leo Trotzki** verschworen haben. Trotzki wird 1940 in Mexiko von einem Agenten Stalins ermordet

Der Herrscher verdächtigt sie der Spionage für die Länder ihrer Vorfahren.

Überall im Land machen sich bald „Troikas“ daran, die Vorgaben zu erfüllen: Jeweils drei Beamte richten über die Beschuldigten, manchmal behandeln sie 50 Fälle pro Stunde. Die Urteile werden sofort vollstreckt.

Im Sommer 1937 nimmt der Terror auch innerhalb der Partei immer weiter zu. Stalin sendet ein Telegramm an die Gebietskomitees, Kreisleitungen und die kommunistischen Parteien der einzelnen Sowjetrepubliken. Er ordnet an, in jeder Region zwei bis drei Schauprozesse gegen „Saboteure“ abzuhalten. Die Verfahren seien von der Presse ausführlich zu verfolgen.

In den Monaten darauf werden die meisten Volkskommissare, fast alle der 80 Parteisekretäre in den Regionen sowie Tausende weitere Funktionäre als Verräter verhaftet und für die Misserfolge der Jahre zuvor verantwortlich gemacht. Im Oktober sind die Frauengefängnisse und Kinderheime überfüllt – mit den Angehörigen der verurteilten Männer (siehe Seite 103).

Auf einem Bankett zum 20. Jahrestag der Revolution am 25. Oktober 1937 bringt Stalin einen Toast aus: „Jeden, der mit seinen Taten und in Gedanken einen Anschlag auf die Einheit des sozialistischen Staates unternimmt, werden wir erbarmungslos vernichten. Auf die Vernichtung aller Feinde, ihrer selbst, ihrer Sippen – bis zum Ende!“

Bucharin wird in diesem Winter kaum noch verhört. Er schreibt weitere Manuskripte, von denen er nicht weiß, ob sie nicht verbrannt werden. Und dann verfasst er einen Abschiedsbrief.

An Stalin.

Es sind die Worte eines Mannes in Todes-

angst, der sich an Logik klammert. Ein Aufschrei, gegliedert wie ein Parteitagsprotokoll: „2c) Auf dem Plenum habe ich die Wahrheit gesagt, aber niemand hat mir geglaubt. Und hier und jetzt sage ich die absolute Wahrheit: All diese vergangenen Jahre habe ich aufrichtig die Parteilinie ausgeführt und gelernt, dich zu lieben und zu ehren.“

Er nennt Stalin bei dessen altem Namen aus der Revolution, Koba, er versichert ihm, dass er bereit sei, für die Sache zu sterben: „Ich weiß nur zu gut, dass große Pläne, große Ideen und große Interessen Vorrang vor allem anderen

haben.“ Er will sogar alles öffentlich zugeben, nur Stalin selbst dürfe die Anschuldigungen nicht glauben.

Zweifel quälen den einstigen Liebling der Partei. Was, wenn er mit seinem Geständnis hilft, die Bolschewiki guter Männer zu berauben? „Mein Kopf ist schwindelig, ich möchte schreien. Ich möchte meinen Kopf gegen die Wand schlagen: In diesem Fall bin ich der Grund für den Tod anderer. Was soll ich tun? Was soll ich tun?“

Er bittet Stalin um Vergebung. Spekuliert – assoziativ, wirr – über seine Zukunft. Malt sich aus, ins Exil gehen zu dürfen, und fragt sich zugleich, ob er dem Tod mutig gegenüberstehen wird. Bittet darum, seine Frau und seinen Sohn noch einmal zu sehen, will aber noch vor dem Prozess sterben. Stellt sich vor, in der Verbannung politische Arbeit zu leisten, ein Museum aufzubauen. Erklärt, er wolle nicht erschossen werden; fleht um Morphin.

Schließlich: „Ich fühle Euch allen gegenüber, der Partei und der Sache, nichts als eine große und grenzenlose Liebe.“

Stalin antwortet ihm nicht. Er lässt ihn nicht sterben. Und er erspart Bucharin auch den öffentlichen Auftritt nicht.

Am 2. März 1938 beginnt der „Prozess gegen den Block der Rechten und Trotzkisten“. Eintrittskarten sind ver-

Zum Abschied schreibt Bucharin einen BRIEF. An Stalin



Geheimdienstchef Nikolaj Jeschow (links Bild, rechts) organisiert Stalins Terror gegen Partei und Bevölkerung, foltert mitunter sogar selbst Verhaftete. Doch als der Diktator im Jahr 1939 die Gewaltwelle, der Hunderttausende zum Opfer fallen, wieder stoppen will, lässt er auch Jeschow töten – und wie viele andere frühere Gefolgsleute von offiziellen Fotografien tilgen

teilt worden: an hohe Kader sowie an Polizisten, die in dem Schauspiel die Rolle empörter Arbeiter und Bauern übernehmen – zu riskant wäre es, echte Zwischenrufe zuzulassen.

Auch Diplomaten wie der US-Botschafter und westliche Journalisten beobachteten den Prozess. Zwar werden sie nicht behindert, erhalten aber jeweils nur eine Eintrittskarte, dürfen also keinen Dolmetscher mitnehmen. Und selbst einigen von ihnen, die doch rechtsstaatliche Verfahren kennen, scheint es schwerzufallen, die Inszenierung zu durchschauen.

Überall im Land haben Parteimitarbeiter Tausende Radiopunkte eingerichtet, an denen das Volk den Prozess mitverfolgen kann. In sorgfältig choreografierten Versammlungen fordern Belegschaften und Armeeeinheiten den Tod der angeblichen Verschwörer.

21 Männer sitzen auf der Anklagebank im Oktobersaal des Moskauer Gewerkschaftshauses.

Zwei Monate lang haben sie sich vorbereitet und ihre Aussagen auswidrig gelernt; mehrfach wurde das genaue Skript mit den Fragen der Staatsanwälte und Antworten der Angeklagten überarbeitet, bis Stalin zufrieden war.

Literatur: J. Arch Getty und Oleg V. Naumov, „The Road to Terror“, Yale University Press; gute, quellenreiche Analyse des Terrors unter Stalin. Wladislaw Hederer, „Chronik der Moskauer Schapuroprozesse 1936, 1937 und 1938“, Akademie Verlag; Collage aus Daten, Briefen, Artikeln und Tagebüchern.

Neben Bucharin und Rykov müssen sich unter anderem der ehemalige NKWD-Chef Jagoda verantworten sowie zwei weitere Altbolschewiki, fünf Minister und drei Ärzte aus dem Kreml.

Generalstaatsanwalt Andrej Wysschinskij steht dem Publikum zugewandt, vor sich eine Wasserkaraffe und ein Mikrofon. Sein Haar ist gescheitelt, er trägt eine runde Brille; scheinbar ein kultivierter Herr im Anzug.

Doch Wysschinskij hat sich in den anderthalb Jahren zuvor einen Namen gemacht mit seinen geifernden Auftritten, seinen Forderungen, die „Volksfeinde“ alsamt „wie räudige Hunde“ zu erschießen. Bucharin beschimpft er als „Mischung aus Fuchs und Schwein“.

Die drei Richter sitzen erhöht über den Köpfen der Angeklagten, die erste Reihe im Zuschauerraum belegen jene Untersuchungsführer, die die Geständnisse aus den Angeklagten gepresst haben. Scheinwerfer beleuchten das Schauspiel. Immer wieder unterbricht ein irres Kichern die Verhandlung: Der gefolterte Rykov ist nun ein gebrochener Mann.

Wysschinskij verliest die erfundene Anklage. Demnach haben die Verschwörer unter anderem den Stalin-Vertrauten Walerian Kubjatschew und den Schriftsteller Maxim Gorkij ermordet sowie Anschläge auf Stalin und Lenin

geplant; sie haben Aufstände unter den „Kulaken“ organisiert und während der Zwangskollektivierung Vieh vergiftet. Um der Stadtbevölkerung zu schaden, haben sie zerriebenes Glas in Nahrungsmittel gemischt und außerdem mit der Gestapo zusammengearbeitet. Ihr Ziel: die Wirtschaft zu sabotieren und den Kapitalismus wiederherzustellen.

Selbst die Biografien der Männer sind bereinigt worden. Sie stammen nun von orthodoxen Priestern oder Kapitalisten ab, offiziell hat seit 1917 keiner mehr eine politische Rolle gespielt.

18 Sitzungen an neun Tagen braucht das Gericht, um die Schuld der Angeklagten vor dem Publikum auszubreiten. Dabei kommt es nicht auf eine plausible Beweisführung an, der Staatsanwalt muss sich auch nicht gegen die beiden Verteidiger durchsetzen: Die Geständnisse der Angeklagten sind Beweis genug.

Doch nicht alle halten sich an das Drehbuch. Jagoda bittet immer wieder, nicht aussagen zu müssen, und liest seinen Text schließlich vom Blatt ab. Der Altbolschewik Nikolaj Krestinskij widerruft sein Geständnis. Das Gericht vertagt sich. Als der Angeklagte den Saal das nächste Mal betritt, halten ihn manche Beobachter für einen Doppelgänger, so sehr hat ihn die Folter gezeichnet.

**Am Ende
sterben auch
die treuesten
HENKER**

Auch Bucharin sorgt immer wieder für Unterbrechungen, verteidigt sich geschliffen. Wyschinskij schimpft, er solle aufhören, sich hinter Wörtern, Philosophie und Theorie zu verstecken. Mehrmals unterbricht er die Sitzung.

Dann, am Abend des 12. März 1938, spricht Nikolaj Bucharin ein letztes Mal. Er weist den „Bürger Staatsanwalt“ auf Fehler in der Anklage hin, erwähnt Hegel und Dostojewskij, gibt politische Irrtümer zu, gesteht auch den Verrat am Sozialismus – und weist doch alle kriminellen Vorwürfe zurück.

Klagt er so Stalin an? Zeigt er mit einander widersprechenden Aussagen die Absurdität des Schauspiels? Oder scheitert er an der unlösbar Aufgabe, gleichzeitig zu gestehen und sich nicht vor der Nachwelt zu belasten?

Seine letzten Worte lauten: „Möge dieser Prozess die schwerste Lehre sein, und mögen alle die große Macht der UdSSR sehen. Alle sehen die weise Führung des Landes, die durch Stalin gesichert wird.“

Immer wieder vom demonstrativ gähnenden Ankläger provoziert, gelingt es ihm dennoch, Eindruck auf die Zuhörer zu machen. „Nur Bucharin war stolz“, schreibt ein US-Journalist, „er ist der erste der 54 Männer, die in den drei Schauprozessen vor Gericht standen, der sich nicht in den letzten Stunden der Verhandlung erniedrigt hat.“

In der Nacht verkündet das Gericht die Todesstrafe für 18 der 21 Angeklagten. Wahrscheinlich noch am Morgen erschießt ein Hauptmann der Staatssicherheit die Verurteilten nacheinander im Moskauer Lefortowo-Gefängnis.

Jagoda und Bucharin müssen den Exekutionen zuschauen und sterben als Letzte. Ein offizielles Zeugnis der Hinrichtung gibt es nicht, doch in Moskau flüstern sich manche das zu, was sie glauben möchten: Bucharin sei aufrecht gestorben, mit einem Fluch gegen Stalin auf den Lippen.

Stalins Widersacher in der Parteispitze sind tot – auch viele seiner Anhänger verhaftet oder hingerichtet. Von Politbüro, das nach Lenins Tod die Partei geführt hat, wird bald nur noch der

Mann aus Georgien leben – selbst den ins Exil getriebenen Trotzki lässt er 1940 von einem Schergen ermorden.

Doch die entfesselte Selbstzerfleischung hat die Partei zermürbt. Von den fast 2000 Delegierten, die 1934 am Parteitag teilgenommen haben, sind mehr als die Hälfte verhaftet worden. Von den im selben Jahr gewählten 139 Mitgliedern des Zentralkomitees sind 1939 etwa 100 erschossen oder in den Selbstmord getrieben.

Aus Angst um ihr Leben schließen regionale Parteisekretäre noch immer zahlreiche Mitglieder als „Volksfeinde“ aus, um sich selbst nicht verdächtig zu machen.

Außerhalb der KP sind die Opferzahlen noch deutlich höher. Anderthalb Millionen Menschen werden im Verlauf des Terrors, der auf den Befehl mit der Nummer 00447 folgt, inhaftiert, fast die Hälfte davon erschossen.

In Fabriken bricht die Autorität zusammen, weil Chefs es kaum noch wagen, Anordnungen zu geben, die später als volksfeindliche Sabotage gedeutet werden könnten. Untergebene erpressen und bedrohen ihre Vorgesetzten. Angst lärmst das Land und die Partei.

So ist es bald an der Zeit, den Terror einzudämmen.

Und wieder gelingt es Stalin und der Parteispitze, andere für eigene Fehler büßen zu lassen: Verantwortlich für die Exzesse der Jahre 1937 und 1938 seien einige überfrige Parteisekretäre. Und das Volkskommissariat für Inneres, der NKWD.

Einen Monat nach Bucharins Tod erhält Nikolaj Jeschow ein zweites Amt: Volkskommissar für Wasserwege – eine Beförderung, die einem Todesurteil gleichkommt. Wenig später bekommt er einen neuen Stellvertreter zur Seite gestellt, der beginnt, Material gegen seinen Vorgesetzten zu sammeln.

Im November befiehlt Stalin den örtlichen Parteikomitees, die Organe des NKWD zu überprüfen und zu säubern. Gleichzeitig sollen die Troikas ihre Arbeit einstellen.

In einer Resolution begrüßt das Politbüro das Ergebnis der Operationen der

vorangegangenen zwei Jahre, behauptet aber zugleich, „Volksfeinde“ und Spione hätten den NKWD infiltriert und „absichtlich sowjetisches Recht pervertiert“.

Im April 1939 lässt Stalin Nikolaj Jeschow verhaften, im Februar 1940 wird der frühere NKWD-Führer erschossen. Es sterben auch noch andere Männer, die den dritten Schauprozess mit vorbereitet hatten, darunter Bucharins Untersuchungsführer Lasar Kogan.

Die Henker zählen zu den letzten Opfern des Großen Terrors, der blutigen Umwälzung der sowjetischen Gesellschaft und der Selbstverstümmelung einer Partei, in der zwei Jahre lang jeder meinte oder doch hoffte, auf der richtigen Seite zu stehen und sich viele früher oder später auf der falschen wiederfanden.

Zahlreiche Geheimdienstler, Parteimitglieder und Bürger haben sich an dem Terror beteiligt – doch begonnen, dirigiert und beendet hat ihn der Generalsekretär persönlich.

Und Stalin macht seinen Trinkspruch vom Oktober 1937 wahr: das rigorose Prinzip der Sippenhaft. Gnadenlos verfolgt er auch Bucharins Familie.

Dessen Vater verliert seine Arbeit und stirbt mittelloß. Bucharins erste Frau wird auf der Krankentrage zur Exekution geschleppt. Seine dritte Frau Anna kommt ins Arbeitslager, ihr gemeinsamer Sohn Jurij wächst in Waisenhäusern und bei Verwandten auf, ohne zu wissen, wer sein Vater war. Seine Mutter sieht Jurij erst nach 20 Jahren wieder.

Swetlana, Bucharins Tochter aus zweiter Ehe, wird 1949 verhaftet und in die Verbannung geschickt. Bucharins Manuskripte aus der Haft, die Briefe an seine Frau verschwinden nach seinem Tod in Stalins persönlichem Archiv.

Bucharin selbst wird ein Militärgericht erst 1988 rehabilitieren.

Anna Larina legt den Richtern dazu jenes Testament vor, das ihr Mann sie 50 Jahre zuvor auswendig lernen ließ – bevor er sie zum Abschied auf Knien anflehte, den gemeinsamen Sohn als Bolschewiken zu erziehen. □

Gesa Gottschalk, 28, ist Journalistin in Hamburg.



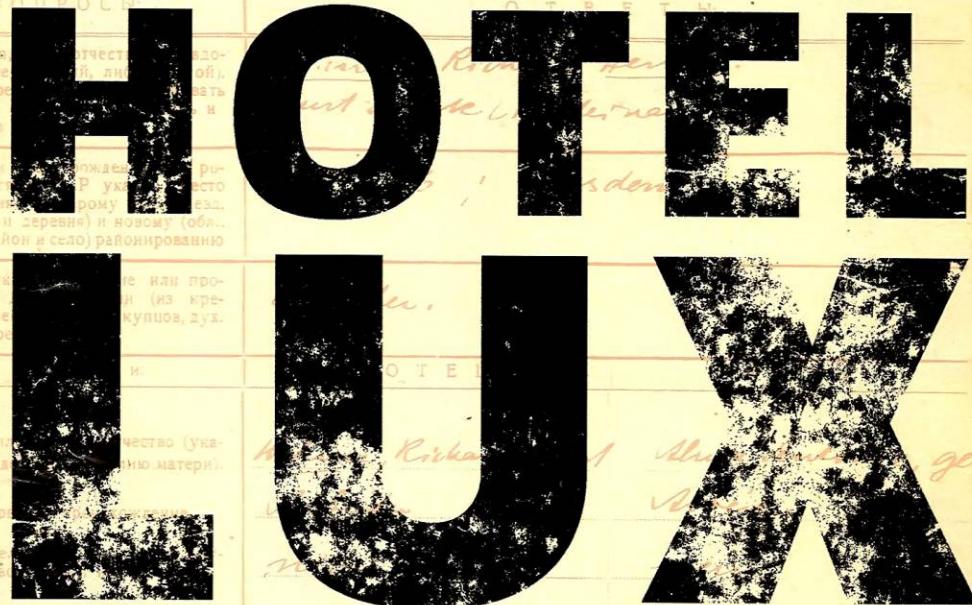
Im Januar 1937 kommt Herbert Wehner, Führungs-kader der KPD, nach Moskau. In einem Fragebogen (rechts) muss er Auskunft über sich und seine Famili-e geben – etwa über den Beruf der Schwieger-mutter

назначение учреждения

имя земли, где находится учреждение

ВОПРОСЫ

ОТВЕТЫ

*unselbstständiger Arbeiter*

1936 erreicht Stalins Terror auch ein Moskauer Hotel voller kommunistischer Emigranten. Einer der Bewohner: der Deutsche Herbert Wehner

VON NICOLAS BÜCHSE

technische Pariserarbeiterin

ДТЕЦ

МАТЬ

*Julius Treiber**Arbeiter**Haushfrau*

GEO EPOCHE 93

Фамилия, имя, отчество:

Чем занимались до революции:

Чем занимаются и где находятся:



WW

en vollständig angekleidet im Bett – um nicht auch noch die Würde zu verlieren: wenn die Häscher kommen, den Nächsten zu holen. Einen der rund 600 kommunistischen Emigranten, Genossen fern der Heimat.

Nervös horchen die Bewohner in die Stille. Hören Ratten, die durch die Dunkelheit huschen. Das Knarren des Parketts in den langen, kalten Fluren. Sie fürchten das Rumpeln des Fahrstuhls nach Mitternacht, die schweren Stiefelritte im Flur, das Klopfen an der Tür. Denn dann kommen die Männer des NKWD, des Volkskommissariats für innere Angelegenheiten, das auch für die „Staatsicherheit“ zuständig ist.

Die Bewohner des Hotel Lux sind keine Gäste mehr in Stalins Sowjetunion des Jahres 1937. Sie sind Gefangene.

Einer von ihnen: Herbert Wehner, Anfang 30, Führungsader der Kommunistischen Partei Deutschlands. In Zimmer 252 im 6. Stock ringt auch er mit der Nacht. Angespannt sitzt er auf einem

Bett mit hellem Buchenfurnier. Der leinene Vorhang vor dem Fenster ist zugezogen, an der Wand stapeln sich Bücher.

Wehnerns Gesicht ist bleich. Der strenge Seitenscheitel lässt seine kantigen Gesichtszüge, die hohe Stirn, das hervortretende Kinn, hart erscheinen – wie einen Panzer gegen die unberechenbare Außenwelt, die ihn zerstört.

Wehner weiß um die Siegel des NKWD an den Zimmertüren, jene Papierstreifen, die die Agenten nach den Verhaftungen anbringen. Kennt das verfallene Gebäude im Hinterhof, in das die Frauen der Abgeholt werden.

Doch es ist nicht allein der Schrecken, der Wehner verzweifeln lässt. Es sind auch die Skrupel, selbst zu diesem Schrecken beigetragen zu haben: mit dafür gesorgt zu haben, dass dieses Hotel zu einem Ort des Grauens geworden ist.

ALS DAS LUX 1911 eröffnet wird, ist es ein gehobenes Hotel für die Oberklasse. Prachtvoll ragt das Gebäude an der

es Nacht wird, beginnt die Furcht im Moskauer Hotel „Lux“. In den engen Zimmern spielen die Bewohner Schach oder Domino, um die Angst nicht zu spüren. Manche laufen bis in die Früh in ihren Kammern auf und ab, rauchen Zigarette um Zigarette neben gepackten Koffern, die griffbereit stehen für den Zwangstransport ins Gefängnis. Ruhig schlafen kann kaum einer. Einige liegen

1911 eröffnet das »Lux« als Hotel für die Oberschicht des Zarenreiches. Nach der Revolution wird es verstaatlicht und beherbergt von nun an kommunistische Funktionäre aus dem Ausland, die hier zu Tagungen zusammenkommen oder vor Verfolgung in ihren Heimatländern geflohen sind





Mitarbeiter der Komintern, der kommunistischen Weltorganisation, wohnen im Lux. Hier 1936 die Führung mit dem späteren DDR-Präsidenten Wilhelm Pieck (oben, 3. v. l.)

Twerskaja-Straße im Herzen Moskaus empor, schwere Säulen flankieren das Eingangsportal, das Foyer zieren roter Marmor und ein goldgerahmter Spiegel.

Zehn Jahre und zwei Revolutionen später ziehen Vertreter einer neuen Elite in das nun verstaatlichte Hotel: Funktionäre aus aller Welt. In den 1920er Jahren kommen Delegierte kommunistischer Parteien von China bis Mexiko zu Kongressen, Tagungen und Beratungen in Moskau zusammen; und vielen dient das Lux als Herberge.

Auch verfolgte Revolutionäre aus dem Ausland finden im Hotel eine Zuflucht. Spätere KP-Führer wie Ho Chi Minh und Zhou Enlai leben hier, Walter Ulbricht und Josip Broz Tito. Das Lux wird zum Feldlager der Weltrevolution.

Sie alle sind Gäste der sowjetischen Machthaber oder der Kommunistischen Internationale („Komintern“): der von der Sowjetunion dominierten Weltorganisation kommunistischer Parteien.

Mehr und mehr richten sich aber auch Mitarbeiter der Komintern mit ihren Familien in jeweils einem der Zimmer ein. Die neuen, dauerhaften Bewohner des Lux arbeiten als Referenten, Übersetzer und Schreibkräfte in der Moskauer Komintern-Zentrale.

1933, als viele deutsche Kommunisten Schutz vor der Gestapo suchen, wird das Hotel um zwei Etagen auf sechs

Stockwerke erweitert. Dennoch ist das Haus mit seinem rund 300 Zimmern bald überfüllt. Und einem „Luxushotel“ entspricht allenfalls noch die Fassade. Warmwasser gibt es an zwei Tagen der Woche, freitags drängen sich die Männer, sonnabends die Frauen im einzigen Waschraum des Hauses, nicht selten vier unter einer Dusche – ein Bad auf dem Zimmer haben nur wenige privilegierte Bewohner.

In Gemeinschaftsküchen köcheln auf Gasherdern Windeln neben Kartoffeln, während die Bewohner am Tisch sitzen und über den Sieg des Kommunismus debattieren. Es ist eine solidarische Ge-

meinschaft, in der einer an die Tür des anderen klopft, wenn dessen Wasserkessel in der Küche heiß geworden ist.

IM JANUAR 1937 kommt Herbert Wehner nach Moskau. Wilhelm Pieck, der amtierende KPD-Vorsitzende, hat ihn in die Sowjetstadt gerufen, wo seit gut einem Jahr de facto das Entscheidungszentrum der Partei liegt. Wehner soll über die Möglichkeiten berichten, in

Deutschland gemeinsam mit Sozialdemokraten und Sozialisten eine „Volksfront“ gegen Hitler zu organisieren.

Seit 1935 gehört er zum Führungs- zirkel der Partei. Wehner gilt als Experte für sozialistische Gruppierungen abseits der KPD und kontrolliert die Arbeit der KPD-Exilbüros in Kopenhagen, Prag, Paris, Brüssel und Amsterdam. Er glaubt, nur ein paar Wochen in Moskau zu bleiben; Ausreisepapiere für die Weiterreise nach Paris sind vorbereitet. Bis dahin wird er im Lux absteigen.

Der Deutsche kennt das Hotel. Schon einmal, 1935, hat er hier gewohnt: Nach einer Inhaftierung in Prag hatten ihn die tschechoslowakischen Behörden in die Sowjetunion ausgewiesen. Er blieb einige Monate, unter anderem als Delegierter der KPD auf dem VII. Weltkongress der Komintern.

Doch das Gebäude, das Wehner nun betritt, hat sich gewandelt. Automatisch schließt das schwere Eingangstor hinter ihm. Das Foyer ist in kaltes, graues Licht getaucht und bietet keine Sitzplätze – ein Verweilen ist hier nicht vorgesehen. In einem Glaskasten neben dem Lift sitzt ein Wachmann und kontrolliert den rot kartonierte Passierschein.

Vor allem hat sich die Stimmung im Hotel dramatisch verändert. Dumpfe Angst, bemerkt Wehner, lastet in Räumen und Korridoren. Denn seit einigen Monaten sind die Bewohner in Gefahr – mit dem ersten Schauprozess im August 1936 hat Stalins Terror nun auch diesen Ort erreicht.

Aus der Zuflucht wird eine Falle

Nirgendwo in Moskau leben so viele Ausländer auf so engem Raum. Für Stalin sind sie schwer kontrollierbar, er sieht in ihnen potenzielle Spione. Die Komintern verachtet er ohnehin: Schon lange hat für den Kremlechef die Abschottung der UdSSR oberste Priorität – und nicht die Weltrevolution.

Gleich in seinen ersten Tagen in Moskau gerät auch Wehner in die Mühlen des von Stalin initiierten Verfolgungs-



Von 1936 an ziehen nachts Geheimpolizisten durch die schwach beleuchteten Korridore des Hotels. Denn Stalin vermutet »Volksfeinde« unter den ausländischen Gästen. Am nächsten Morgen sind die Zimmertüren der Verhafteten mit Papiersstreifen versiegelt

wahns, der sich längst auf die deutschen Kommunisten im Exil übertragen hat.

Ein Politbüro-Kollege teilt der Kaderabteilung des Exekutivkomitees der Komintern mit, Wehner sei ein enger Freund eines verhafteten angeblichen Trotzkisten gewesen – eine höchst belastende Information, denn schon durch eine Freundschaft mit einem Verfem-

genossen auf. Die KPD-Führung misst diesen „Verdachtsmomenten“ wenig Bedeutung bei, eine Untersuchung durch die Komintern aber scheint unumgänglich – Grund genug, Wehner fürs Erste aus der Parteispitze zu entfernen.

Bei einer Sitzung des KPD-Politbüros am 28. Februar erfährt er von seiner Zurückstufung. Drahtzieher ist womög-

slawen, niemand erfährt weshalb. Bald sind fast alle ihre Zimmer geräumt.

Die meisten der Abgeholten werden nie wieder gesehen. Wer aber ins Lux zurückkehrt, in dem sehen die übrigen Hotelbewohner nun einen Spitzel des NKWD.

Von der Solidarität früherer Jahre ist nicht mehr viel geblieben. Bewohner verschwinden in ihren Zimmern, wenn sie Fremden auf dem Flur begegnen. Sitzen nur noch selten an den großen Tischen in den Gemeinschaftsküchen zusammen. Reden kaum mehr ein vertrauliches Wort miteinander.

Morgens bringt der Dienstbus die meisten zur Arbeit in die Komintern-Zentrale. Wenn ein Kollege nicht im Büro erscheint, gehen alle davon aus, dass die Geheimpolizei ihn in der Nacht verhaftet hat – und streiten ab, ihn näher gekannt zu haben.

Bei Parteiversammlungen bezichtigen die Genossen einander, als gelte es, einen Wettbewerb der Denunziation auszutragen. Herbert Wehner verschanzt sich, so oft es geht, in seinem

Das Opfer ist zugleich auch Täter

ten kann man sich der Verschwörung verdächtig machen. Und tatsächlich hat Wehner mit dem Inhaftierten eine Zeit lang eng zusammengearbeitet.

Ein solcher Hinweis reicht für eine Untersuchung durch die Kaderabteilung aus, die dann zu einer Verhaftung durch den NKWD führen kann.

Sogleich tauchen aus Akten und Berichten weitere belastende Informationen und Anschuldigungen durch Partei-

lich Walter Ulbricht, der in dem jüngeren, ehrgeizigen Wehner einen bedrohlichen Konkurrenten sieht. Solange die Untersuchung läuft, darf Wehner Moskau nicht verlassen. Er sitzt nun fest im Hotel Lux. Auf unbestimmte Zeit.

In den folgenden Monaten erlebt er wieder und wieder, dass Menschen in der Nacht verschwinden. Flurnachbarn wagen es nicht, nach ihnen zu fragen. Es trifft zunächst die Polen und die Jugo-

Zimmer im 6. Stock, in dem er ab Anfang Mai gemeinsam mit seiner Ehefrau Charlotte Treuber wohnt.

Widerwillig hat er sich der Entscheidung, ihn aus der Parteiführung zu entfernen, gefügt und arbeitet als Referent für deutsche Fragen bei der Komintern, wertet in seiner neuen Position vor allem die deutschsprachige Presse aus.

Neben internen Berichten verfasst er Artikel für Parteizeitungen. Und es ist, als versuche Wehner gegen das Untersuchungsverfahren anzuschreiben, das ihn bedroht. Es sind die Texte eines Scharfrichters: voller Eifer, Pedanterie und Hass. Vielleicht will er auftrumpfen durch unbedingte Linientreue, sich retten durch eiserne Dogmatik, vielleicht teilt er auch Stalins Terrorwahn.

Wie besessen jedenfalls formuliert Wehner Polemiken gegen die trotzkistischen „Schädlingsgruppen und Mordkolonnen“. Verfasst Lobgesänge auf Stalin und die Sowjetunion.

Bereits im Februar 1937, kurz nach seiner Ankunft, übermittelt er der Komintern einen Bericht mit dem Titel: „Ein Beitrag zur Untersuchung der trotzkistischen Wühlarbeit in der deutschen antifaschistischen Bewegung“. Detailliert schreibt er darin über mehrere Gruppen von „Abweichlern“, konstruiert feindliche Verschwörungen, erwähnt auch Verbindungen zur KPD und zu deutschen Politemigranten in der UdSSR.

Es ist ein Bericht, mit dem Wehner nicht als Opfer, sondern als Täter aufftritt. Ein Bericht, der auch den NKWD interessiert.



iemand erfährt

vermutlich, dass Wehner noch im Februar von Agenten der Geheimpolizei abgeholt wird. Wahrscheinlich klingt spät nächtens das Telefon in seinem Hotelzimmer, so wie bei einer späteren Vernehmung. Der Kommandant des Lux ist am Apparat: Wehner solle sich anziehen und sofort in seinem Büro erscheinen. Dort sagt er dem Deutschen, der NKWD wolle mit ihm sprechen, er solle sofort mitfahren. Ein Offizier der Geheimpolizei wartet im Auto auf ihn.

In der „Lubjanka“, der Zentrale des NKWD, sitzt Wehner zwei Offizieren gegenüber. Doch was folgt, ist nicht das Verhör eines Verhafteten; kein Prügelkommando steht wie dabei üblich bereit, um Aussagen zu erfoltern.

Stattdessen protokollieren Sekretärinnen, was Wehner seinen Gesprächspartnern mitzuteilen hat. Er spricht über die Splittergruppen deutscher „Trotzkisten“ und anderer Abweichler im westeuropäischen Exil, nennt ver-

mutlich auch Namen von Emigranten in der UdSSR, die solchen „konterrevolutionären“, „antisowjetischen“ Kräften angeblich nahestehen. Er liefert den Offizieren zudem Abschriften seines Berichts.

Nur wenige Tage später erscheinen Passagen daraus in einem 20-seitigen NKWD-Befehl zur Bespitzelung deutscher „Trotzkisten“ in Westeuropa sowie zur Verhaftung und Liquidierung ihrer Verbindungsleute in der UdSSR.

Noch dreimal wird Wehner vom NKWD abgeholt. Immer wieder kehrt er zurück. Seine Mitbewohner erfahren davon offenbar nichts.

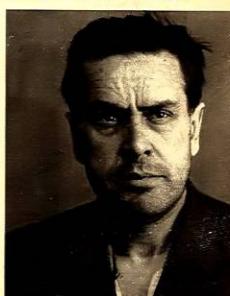
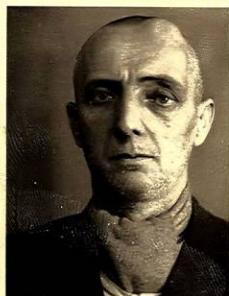
Wie vielen Menschen Wehnerts Anschuldigungen die Freiheit oder das Leben kosten, ist ungeklärt. Kurz nach seinen Gesprächen mit dem NKWD aber beginnt eine neue Welle des Terrors, diesmal gegen die deutschen Emigranten – auch im Hotel Lux.

Die Häscher kommen nach Mitternacht. Sie klopfen etwa an die Tür des Berliner Kommunisten Heinz Neumann, Zimmer 175. Zitternd öffnet die Ehefrau. Drei NKWD-Beamte umstellen das Bett. „Stehen Sie auf!“, ruft einer auf Russisch. „Haben Sie Waffen?“

„Ich protestiere gegen meine Verhaftung“, sagt Neumann.

„Das können Sie später tun. Ziehen Sie sich an!“, antwortet der Anführer der NKWD-Männer, geht ans Fenster, schließt es und zieht die Gardinen sorgfältig zu. Die Beamten beschlagnahmen Bücher, Briefe, Schriftstücke und Fotografien aller Art.

Wehner bezichtigt zahlreiche deutsche Kommunisten parteifeindlichen Verhaltens – darunter Hans Knodt, Fritz Schulte und Georg Brückmann (von links), die in der Haft sterben. Theodor Beutling (rechts) denunziert seinen Genossen Wehner unter der Folter



Am Morgen danach entdecken die anderen Bewohner die NKWD-Siegel an den Türen im Korridor.

Ob den Abgeholten der Prozess gemacht wird oder nicht – das Urteil steht fast immer schon durch die Verhaftung fest. Es lautet: jahrelanges Arbeitslager oder Tod durch Erschießen.

Und mit den Inhaftierten gelten auch deren Ehefrauen und Kinder als „Volksfeinde“. Sie müssen in den baufälligen Trakt im Hinterhof ziehen oder in die verwahrlosten Kammern über den Hotel-Werkstätten, in denen die Fenster nicht schließen und die Herdstellen zerfallen sind. Ihre ehemaligen Nachbarn aus dem Lux schauen zur Seite, wenn sie ihnen auf der Straße begegnen.

Viele der Hotelbewohner reden sich ein, dass die Verhaftungen ihrer Genossen ein notwendiges Übel auf dem Weg zum Kommunismus seien, fragen sich, ob der NKWD nicht sogar recht hat mit den Vorwürfen gegen Nachbarn und Freunde, und preisen weiterhin die „schöne Sowjetheimat“, schreiben unter ihre Briefe „Ein Hurra unserm Genosse Stalin“.

Auch Wehner. Doch der Verfolgungswahn unter den Kommunisten, der nur die Alternative zulässt zwischen der eigenen Vernichtung oder der Zerstörung des anderen, verzehrt ihn. Wie auch die klaustrophobische Atmosphäre im Hotel. Er verliert sich in Grübeleien, so schildern es Mitbewohner, wirkt verbittert, zerrissen, vereinsamt.

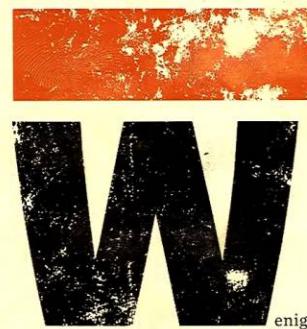
Hin und wieder bricht es aus ihm heraus. Einmal sitzt er fiebernd auf seinem Bett, schlägt wie irre seine Gitarre und schreit zusammenhanglose Strophen dazu. Dann wieder ist er voller Euphorie und schreibt in einem Zeitschriftenartikel über Moskau: „Hier ist des Volkes wahrer Himmel, zufrieden jauchzet Groß und Klein: Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“

Erst im Juni 1938 weicht ein Teil des Drucks von ihm: Die Untersuchung der Komintern gegen ihn wird eingestellt.

Literatur: Reinhard Müller, „Herbert Wehner. Moskau 1937“, Hamburger Edition; akribische Studie über Wehnners Aktivitäten in Moskau, die seine Mittäterschaft belegt. Ruth von Mayenburg, „Hotel Lux. Das Absteigequartier der Weltrevolution“, Piper: anschaulicher Augenzeugebericht.



1938 ebbt der Terror in den Hotelfluren ab. Drei Jahre später verlässt Wehner das Lux. Bis zu seinem Tod schweigt er über seine Rolle bei den Verhaftungen



enige Monate später verschwinden auch die nächtlichen NKWD-Trupps aus dem Lux. Vermutlich kehrt vor allem deshalb Ruhe in dem Hotel ein, weil der NKWD-Chef Nikolaj Jeschow gestürzt wird und sein Nachfolger Lawrentij Berija eine von Stalin angeordnete Kursänderung umsetzt.

Im April 1938 teilt ein deutscher Komintern-Funktionär der KPD-Führung mit, dass mehr als 70 Prozent der rund 1300 in der Sowjetunion lebenden Parteigenossen verhaftet worden seien. Die wenigen werden zurückkehren. „Was die Gestapo von der KPD übrig gelassen hat, das hat der NKWD

aufgelesen“, flüstern sich die Bewohner des Lux zu.

Herbert Wehner verlässt das Hotel im Februar 1941. Obwohl die Kaderabteilung der Komintern immer wieder alte und neue „Verdachtsmomente“ gegen seine Person untersucht, gelingt es ihm, sich erneut in der Führungsgruppe der KPD zu etablieren.

Er soll nun von Stockholm aus versuchen, die Arbeit der KPD in Deutschland neu zu organisieren – und zudem den leitenden Partefunktionär in Stockholm „überprüfen“. Doch 1942 wird er in Schweden, das mit Deutschland kooperiert, verhaftet, wegen Spionage verurteilt und erst 1944 wieder freigelassen.

Zu diesem Zeitpunkt hat ihn die KPD-Führung bereits aus der Partei ausgeschlossen, weil er die Organisation aus „erbärmlicher Feigheit“ im schwedischen Verhör verraten habe – eine Verleumündung ebenjenes Parteigenossen in Stockholm, dessen Position Wehner vermutlich einnehmen sollte.

Das Hotel Lux wird 1941 in der Schlacht um Moskau für einige Monate evakuiert. Zwei Jahre später löst Stalin die Komintern auf – vermutlich ein Zugeständnis an die westlichen Alliierten, auf deren Unterstützung im Krieg gegen Deutschland er angewiesen ist; aber auch an einige kommunistische Parteien, die im Kampf gegen den Faschismus nicht länger durch Moskaus Gängelung gebremst werden sollen. Noch einige Jahre allerdings bleiben ehemalige Komintern-Funktionäre in ihrer alten Herberge wohnen.

Ein paar Männer der KPD warten am 30. April 1945 an einem Seiteneingang des Hotels darauf, nach Deutschland gebracht zu werden: Sie gehören der „Gruppe Ulbricht“ an, deren Mitglieder später die DDR regieren werden.

1954 endet die Geschichte des Lux als Feldlager der Weltrevolution. Es wird wieder ein gewöhnliches Hotel, mit dem Namen „Zentralnaja“ („Zentral“).

Zu dieser Zeit hat Wehner längst mit dem Kommunismus gebrochen und sitzt für die Sozialdemokraten im Deutschen Bundestag. Welche Rolle er aber in Moskau wirklich gespielt hat – darüber wird er bis zu seinem Tod im Jahr 1990 schweigen.

DIE FLÜSTERER

Da es lebensgefährlich war, ein falsches Wort auszusprechen, lernten die Sowjetbürger, ihre Meinung für sich zu behalten. »Sie lernten zu flüstern«, so der Historiker Orlando Figes. Der Brite hat die Schicksale einiger Dutzend Opfer des Regimes und ihrer Familien rekonstruiert – einiger Dutzend von vermutlich 25 Millionen, die während Stalins Herrschaft deportiert, interniert oder getötet wurden. Seinen Höhepunkt erreichte der Terror in den Jahren 1937/1938

von ORLANDO FIGES

ALS OSSIP PJATNIZKIJ in der Nacht des 7. Juli 1937 verhaftet wurde, begriff seine Frau Julia nicht, wieso Ossip – Parteimitglied seit Gründerzeiten und einer von Lenins vertrautesen Kampfgefährten – plötzlich ein „Volksfeind“ sein sollte.

Ossip arbeitete bei der Komintern; als Leiter ihrer wichtigen Organisationsabteilung war er im Grunde der Führer dieser Weltorganisation der kommunistischen Parteien. Stalin aber wurde gegenüber der Komintern, die seiner Kontrolle zu entgleiten schien, immer misstrauischer. Ab August 1935 sorgte er für die radikale Umbildung ihrer Führung.

Tausende Funktionäre wurden 1937/38 verhaftet. In der Komintern-Zentrale herrschte eine derartige Panik, dass, wie es ein Betroffener ausdrückte, „viele infolge der ständigen Furcht halb wahnsinnig und arbeitsunfähig“ waren.

Pjatnizkij wurde von Stalin als Trotzkist diffamiert und als Komplize einer „faschistischen Spionageorganisation von Trotzkisten und Rechtsabweichlern“.

Die Verhaftung nahm NKWD-Chef Jeschow persönlich vor. Ossip griff nach einem kleinen Koffer, der seinen Morgenmantel und eine Zahnbürste enthielt, und ging. Julia schwanden die Sinne, und sie kam erst wieder zu sich, als alle weg waren. „Ich hatte nur einen einzigen Gedanken“, hielt sie in ihrem Tagebuch fest: „Dass ich ihn nie wiedersehen würde.“

DER GROSSE TERROR war keine Welle von Massenverhaftungen wie viele, die über das Land hinwegfegten, sondern eine Strategie des Massenmordes. In den Jahren 1937 und 1938 wurden nach einer unvollständigen Statistik mindestens 681 692 Menschen wegen angeblicher „Staatsverbrechen“ erschossen – wahrscheinlich aber waren es viel mehr.

Stalin war davon überzeugt, dass die Sowjetunion kurz vor einem Krieg mit den faschistischen Regimes in Europa

und Japan stand. „Unsere Feinde aus den kapitalistischen Kreisen sind unermüdlich. Sie infiltrieren alles“, erklärte er 1935. Seine Sicht war zutiefst geprägt von den Lektionen des Ersten Weltkriegs, als das zaristische Regime durch eine soziale Revolution gestürzt worden war. Er befürchtete, dem Sowjetregime könnte es ähnlich ergehen.

Für Stalin und seine Helfershelfer war der Große Terror eine Vorbereitung auf den kommenden Krieg. „Stalin ging auf Nummer sicher“, erklärte der frühere Außenminister Molotow 1986. Die „große Säuberung“ sei eine „Versicherungspolice“ gewesen: ein notwendiges Mittel, um jene „Zauderer“, „Karrieristen“ und „verkappten Feinde“ in der Partei ausfindig zu machen, die im Krieg zum Problem werden könnten.

Je höher der Rang eines Parteimitglieds, desto wahrscheinlicher war seine Verhaftung; denn Untergebene waren stets bereit, ihre Vorgesetzten anzusegnen, um deren Posten zu übernehmen. Von den 1934 gewählten 139 ZK-Mitgliedern wurden 102 erschossen, fünf begingen Selbstmord; insgesamt kamen 56 Prozent der Parteitagsdelegierten in Haft.

Stalin muss gewusst haben, dass die meisten unschuldig waren. Da jedoch eine kleine Gruppe von „verkappten Feinden“ im Kriegsfall für die Entfesselung einer Revolution genügt hätte, sah er es als völlig gerechtfertigt an, Millionen verhafteten zu lassen, um die Schuldigen zu eliminieren. 1937 erklärte er, es wäre „ein gutes Ergebnis“, wenn sich fünf Prozent der Verhafteten als wirkliche Feinde entpuppten.

Im NKWD wussten alle, dass Stalin nicht davor zurückschreckte, Tausende verhafteten zu lassen, um einen einzigen Spion zu fangen. Sie wussten auch, dass sie bei Nichterfüllung ihrer Verhaftungsquote mit Schwierigkeiten zu rechnen hatten. „Besser zu viel als nicht genug“, warnte NKWD-Chef Jeschow seine Männer. Wenn „tausend Menschen mehr erschossen werden, ist das keine so große Sache“.

Eduard Salin, NKWD-Chef des Gebiets Omsk, erklärte 1937, in seiner Region gebe es „eine unzureichende Zahl von Volksfeinden und Trotzkisten, die eine Repressionskampagne rechtfertigen könnte. Und überhaupt halte ich es für völlig falsch, im Voraus zu entscheiden, wie viele Menschen zu verhaften und zu erschießen sind“. Kurz danach wurde er verhaftet, abgeurteilt und erschossen.

ALS WASSILIJ DUDAREW, Bolschewik seit dem Bürgerkrieg, verhaftet wurde, machte sich seine Frau Irina auf die Suche nach ihm – auch in Eisenbahndepots, wo Häftlingszüge für die Fahrt zu den Arbeitslagern vorbereitet wurden:

Ich ging an den Gleisen neben den Zügen entlang, weil ich hoffte, meinen Mann zu finden, damit ich ihm ein paar Sachen für die Reise mitgeben konnte ... Die eisbedeckten Güterwaggons waren zugengelt, selbst die oberen Fenster hatte man mit Metallstreifen abgedeckt, sodass nur ein kleiner Spalt blieb. Aus den Waggonen hörte ich gedämpfte Stimmen. Wenn ich an einem Zug entlangging, rief ich immer: „Ist da Dudarew?“ Das Gemurmel hörte auf, und manchmal antwortete eine Stimme: „Nein.“

Doch eines Tages erwiederte eine Stimme: „Dudarew? Ja.“ Es war der Zugwächter ... Ich nahm die saubere Kleidung, die ich vorbereitet hatte, und übergab sie dem Wächter in einem Beutel. Er ließ mich einen Zettel mit der Aufschrift „In geschäftlicher Angelegenheit“ schreiben. Ich war so froh, weil Wassilij nun erfahren würde, dass ich nach ihm suchte und an ihn dachte.

Auf meinen Zettel schrieb ich eine Liste der Dinge, die ich dem Wächter übergeben hatte, und schloss mit: „Allen geht es gut. Ich küss Dich.“ Ein paar Minuten später brachte mir der Wächter den Beutel mit dem Zettel zurück. Auf der Rückseite stand in Wassilijs Schrift: „Alles erhalten. Danke.“

Irina zweifelte nicht an der Unschuld ihres Mannes. Bei einer Parteiversammlung in ihrer Fabrik wurde sie aufgefordert, die Staatsverbrechen ihres Mannes bloßzulegen:

Ich saß an dem einen Ende des Tisches, während alle Übrigen am anderen Ende Platz genommen hatten. Eine aus dem Komitee legte dar, dass Dudarew als Volksfeind verhaftet worden sei und dass sie nun eine Entscheidung über mich zu fällen hätten. Die Parteimitglieder ergriffen der Reihe nach das Wort ...

Sie forderten mich auf, die Verbrechen meines Mannes zu beschreiben und zu begründen, weshalb ich seine Aktivitäten verheimlicht hätte. Keiner sah mich an. Ich versuchte ruhig zu bleiben und antwortete knapp, ich könne keine Sekunde lang glauben, dass er in etwas Unrechtes verwickelt gewesen sein könnte. Das löste ein heftiges Gemurmel aus. Jemand rief: „Aber er ist doch verhaftet worden!“ Als sei das ein Schuldbeleg. Im Juli 1938 verhaftete man Irina, weil sie es „unterlassen hatte, sich von der feindlichen Betätigung ihres Mannes zu distanzieren“. Wassilij Dudarew wurde erschossen.

DERART VIELE MENSCHEN VERSCHWANDEN in den Jahren 1937/38, dass die Verhaftungen so willkürlich wirkten, als könnte jeder von den schwarzen Wagen, die nachts durch die Straßen fuhren, mitgenommen werden. Die meisten Häft-

linge ahnten nicht einmal, welches angebliche Verbrechen sie ins Gefängnis gebracht hatte. Bis Herbst 1938 hatte praktisch jede Familie einen Verwandten verloren oder kannte jemanden, der einen Inhaftierten unter seinen Angehörigen hatte.

Man lebte in der angstvollen Erwartung, dass jemand mitten in der Nacht an die Tür klopft. Alle schliefen schlecht und wachten auf, wenn sie draußen ein Auto anhalten hören. Sie lagen im Bett und warteten auf das Verhallen von Schritten auf der Treppe oder im Korridor, bevor sie – erleichtert darüber, dass die Besucher nicht zu ihnen gekommen waren – wieder einschliefen.

Wjatscheslaw Kolobkow erinnert sich an die Panik seines Vaters, eines Fabrikarbeiters in Leningrad, wenn nachts ein Auto vor ihrem Haus anhielt.

Jede Nacht blieb er wach und wartete auf das Geräusch eines Motors. Wenn es ertönte, setzte er sich starr in seinem Bett auf. Er war völlig verängstigt. Ich konnte seine Furcht und seinen Angstschnüffel riechen, und ich spürte das Zittern seines Körpers, obwohl er in der Dunkelheit kaum zu erkennen war. „Sie kommen mich holen!“, sagte er stets, wenn er ein Auto hörte ...

Wenn ein Motor ausgeschaltet und die Tür zugeschlagen wurde, stand er auf und tastete in Panik nach den Sachen, die er vor allem zu benötigen glaubte. Er stellte sie immer neben sein Bett ab, um bereit zu sein, wenn „sie“ ihn holen kamen. Ich erinnere mich, dass dort Brottreste lagen – seine größte Sorge war es, ohne Brot auskommen zu müssen.

In vielen Nächten machte mein Vater kaum ein Auge zu und wartete auf ein Auto, das nie kam.

Eine junge Frau erinnerte sich später, wie sie eines Nachts von einer Party nach Hause gekommen war. Sie hatte ihren Schlüssel verloren und keine andere Wahl, als zu klingeln und ihre Eltern zu wecken. Lange rührte sich nichts, deshalb klingelte sie ein zweites Mal.

Bald hörte sie Schritte, und die Tür wurde geöffnet. Vor ihr stand ihr Vater – angezogen, als wäre er gar nicht im Bett gewesen, sondern gerade erst heimgekommen oder im Begriff, das Haus zu verlassen. Er trug einen dunklen Anzug, ein sauberes Hemd und eine sorgfältig gebundene Krawatte.

Beim Anblick seiner Tochter musterte er sie schweigend und versetzte ihr dann, immer noch wortlos, eine Ohrfeige.

EIN GESPRÄCH KONNTETE in der UdSSR zu allen Zeiten gefährlich sein, doch während des Großen Terrors genügten ein paar unbedachte Worte, dass jemand für immer verschwand. Unter Bekannten bestand die stillschweigende Übereinkunft, nicht über politische Ereignisse zu sprechen. Jeder konnte verhaftet und gezwungen werden, seine Freunde zu belasten.

Schweigen herrschte in vielen Familien. Man redete nicht über verhaftete Verwandte, sondern vernichtete Briefe oder versteckte sie vor den Kindern, um die zu schützen. Selbst zu Hause war es gefährlich, sich über solche Verwandten zu äußern, weil „die Wände Ohren haben“. Eine Gesellschaft der Flüsterer entwickelte sich. Die Familien lernten, sich elliptisch auszudrücken und so auf Ideen und Meinungen anzuspielen, dass der Sinn Fremden verborgen blieb.

Manche suchten Zuflucht in einer privaten Welt der Wahrheit: Sie begannen, ein Tagebuch zu führen. Trotz all der Risiken war dies eine Möglichkeit, sich einen freien Privatbereich zu schaffen sowie seine Zweifel und Ängste in einer Zeit zu äußern, in der es gefährlich war, mit anderen zu sprechen.

Der Schriftsteller Michail Prischwin wurde 1936 von den Bürokraten des Schriftstellerverbandes wegen eines Kommentars angegriffen, den er auf einer Neujahrsgeellschaft abgegeben hatte. Nun quälte ihn der Gedanke, seine Worte könnten ihn die Freiheit kosten.

Er zog sich zurück und widmete sich ganz seinem Tagebuch. Seite um Seite füllte er mit einem winzigen Gekritzeln, das auch mit einem Vergrößerungsglas kaum lesbar war, um seine Gedanken für den Fall der Verhaftung vor der Miliz [der regulären sowjetischen Polizei] zu verbergen.

Für Prischwin war das Tagebuch eine „Bestätigung der Individualität“ – eine Stätte, an der er seine innere Freiheit ausüben und mit seiner eigenen Stimme sprechen konnte.

SPITZEL WAREN ÜBERALL: Schätzungen besagen, dass auf dem Höhepunkt des Großen Terrors Millionen von Menschen Berichte über Kollegen, Freunde und Nachbarn schrieben.

Nach Aussage eines hochgestellten Milizbeamten arbeitete jeder fünfte Büroangestellte für den NKWD. Ein anderer meinte, diejenigen, die regelmäßig Spitzeldienste leisteten, hätten in den größten Städten fünf Prozent der erwachsenen Bevölkerung ausgemacht (nach allgemeinen Vermutungen war die Zahl noch höher). In Moskau kam nach Angabe eines ehemals führenden NKWD-Mitarbeiters mindestens ein Informant auf jeweils sechs oder sieben Familien.

Doch das waren nur die amtlich registrierten Spitzel, die regelmäßig von der Miliz eingesetzt wurden. Nicht miterfasst sind die Millionen bezahlter „Vertrauensleute“ (Fabrikarbeiter, Büroangestellte, Wachmänner, Hauswarte), die in jedem Winkel der Gesellschaft als Augen und Ohren der Miliz agierten. Unberücksichtigt sind auch die unaufgeförderten Denunziationen, die den Repressionsapparat so mächtig machten. Jeder wusste, dass von „loyalen Sowjetbürgern“ erwartet wurde, über verdächtige Gespräche zu berichten, die sie gehört hatten: Viele wurden aus Angst, wegen „mangelnder Wachsamkeit“ bestraft zu werden, zu Kollaborateuren.

Tausende von Staatsdienstern in untergeordneten Stellungen kletterten durch Anzeigen gegen ihre Chefs nach oben. Ein Mann namens Iwan Mjatschin denunzierte zwischen Februar und November 1937 nicht weniger als 14 Parteidiktatoren und Amtsträger. Zur Rechtfertigung sagte er später: „Wir glaubten, dass wir es tun mussten. Alle schrieben.“

Viele der fanatischen Spitzel waren Personen mit einer „beschädigten Biografie“ (Kinder von „Kulaken“ oder „Klassenfeinden“), die Gründe hatten, ihre Verhaftung zu befürchten.

Mit den Berichten bot sich ihnen die Möglichkeit, ihren Wert als „Sowjetbürger“ zu beweisen. Der NKWD rekrutierte bewusst Informanten aus solchen Kreisen. Alexander Karpetin, ein ehemaliger NKWD-Mitarbeiter, erinnert sich daran, wie er für die Anwerbung von Spitzeln ausgebildet wurde:

Man hielt für gewöhnlich nach Leuten Ausschau, bei denen es etwas Verdächtiges zu entdecken gab. Zum Beispiel nach einer Frau, deren Mann einsaß. Dann verließ das Gespräch etwa folgendermaßen: „Sind Sie eine wahre Sowjetbürgerin?“

„Ja.“ „Sind Sie bereit, es zu beweisen? Alle behaupten, gute Bürger zu sein.“

„Ja, natürlich bin ich dazu bereit.“

„Dann helfen Sie uns. Wir erwarten nicht viel; wenn Sie auf antisowjetische Betätigungen oder Gespräche aufmerksam werden, lassen Sie uns das wissen. Wir können uns einmal pro Woche treffen. Vorher sollten Sie aufschreiben, was Sie beobachtet haben, wer was gesagt hat und wer bei den Gesprächen anwesend war. Dann werden wir wissen, dass Sie tatsächlich eine gute Sowjetbürgerin sind. Wir werden Ihnen beistehen, wenn Sie bei der Arbeit irgendein Problem haben. Wenn man Sie entlassen oder herabstufen will, werden wir Ihnen helfen.“

Das war's. Danach stimmte die oder der Betroffene zu.

AUCH SEXUELLE NEIGUNGEN spielten oft eine Rolle in diesen tödlichen Auseinandersetzungen. Unerwünschte Liebhaber und Geliebte, Ehefrauen und Ehemänner – sie alle wurden während des Großen Terrors in großer Zahl denunziert.

Nikolaj Sacharow arbeitete als Ingenieur. Sein Vater, ein Geistlicher, war 1937 hingerichtet worden. Nikolaj glaubte, wegen seines Fachwissens vor Inhaftierung sicher zu sein. Bis eines Tages ein anderer Mann für Nikolajs Frau Feuer fing und ihn als „Volkseind“ denunzierte.

Lipa Kaplan bekam Schwierigkeiten mit ihrem Fabrikdirektor, als sie dessen Zudringlichkeiten zurückwies. Der Chef sorgte dafür, dass ein Spitzel Lipa wegen einer drei Jahre zurückliegenden Äußerung anzeigen sollte. Damals war sie nicht verhaftet worden (die Anzeige hatte als zu absurd gegolten), doch 1937 brachte ihr die Bezeichnung zehn Jahre Lagerhaft ein.

IWAN MALYGIN ARBEITETE als Ingenieur, war hochqualifiziert, verfasste Lehrbücher. Zusammen mit Frau und zwei Kindern wohnte er in einem großen Holzhaus, das er selbst gebaut hatte. Aufgrund der Anzeige eines Fabrikkollegen wurde Malygin verhaftet. Der Mann behauptete, Malygin benutze sein Haus für geheime Kontakte mit Finken.

Die Anzeige war von NKWD-Offizieren in die Wege geleitet worden, die Malygin zwingen wollten, ihnen sein Haus für 7000 Rubel zu verkaufen (kurz vorher war der Wert auf nahezu eine halbe Million Rubel geschätzt worden). Die NKWDler drohten, Malygins Frau zu verhaften, wenn er den Verkauf ablehnte. Schließlich wurde er erschossen, seine Frau und seine Kinder mussten das Haus verlassen, und die NKWD-Offiziere zogen mit ihren Familien ein.

Ihre Nachkommen wohnen dort bis zum heutigen Tag.

FÜR DIE MASSE DER BEVÖLKERUNG gab es immer zwei Realitäten: die Parteiwahrheit und die auf Erfahrung beruhende Wahrheit. In den Jahren des Großen Terrors, als die

Sowjetpresse voll von Berichten über die Schauprozesse und die Untaten von „Spionen“ und „Feinden“ war, vermochte jedoch kaum jemand die Propaganda zu durchschauen.

Man benötigte eine außergewöhnliche Willenskraft, um die Zeitungsberichte zu hinterfragen und die Legitimität des Terrors anzuseifeln. Und für jeden unter 30, der nichts als die Sowjetwelt kannte, war es fast unmöglich, sich der Beeinflussung durch das Propagandasystem zu entziehen und dessen politische Prinzipien in Frage zu stellen.

Die Jungen waren besonders leichtgläubig, denn die sowjetischen Schulen hatten sie indoctriniert. Ein Mann namens Rjab Bindel erinnert sich:

In der Schule sagten man uns: „Seht nur, wie sie uns nicht im Kommunismus leben lassen wollen – wie sie Fabriken in die Luft jagen, Züge zum Entgleisen bringen und Menschen ermorden. All das tun die Feinde des Volkes.“ Man hämmerte uns diese Worte so oft ein, dass wir nicht mehr selbstständig dachten.

Überall sahen wir „Feinde“. Wir wurden ermahnt, falls wir eine verdächtige Gestalt auf der Straße sahen, ihr zu folgen und sie anzuzeigen – es könnte ja ein Spion sein. Die Behörden, die Partei, unsere Lehrer – alle sagten das Gleiche. Was hätten wir denn sonst denken sollen?

Wenn es in der Fabrik zu einer Panne kam, sagten sie: „Glossen, das liegt an Schädlingsarbeit und Verrat!“ Sie hielten nach jemandem Ausschau, dessen Unterlagen mit einem Makel behaftet waren, und bezeichneten ihn als Feind. Dann wurde er ins Gefängnis gesteckt und so lange misshandelt, bis er die Tat gestand. Vor Gericht hieß es schließlich: „Seht euch den Schurken an, der als Geheimagent unter uns gearbeitet hat!“

EINE MÖGLICHKEIT, das Verschwinden von Freunden und Verwandten mit dem Glauben an die Gerechtigkeit des Sowjetsystems in Einklang zu bringen, war, sich einzureden, dass gute Menschen hin und wieder „irrtümlicherweise“ verhaftet würden. Nach diesem Erklärungsversuch waren Irrtümer bei der Suche nach den wahren „Volksfeinden“ unvermeidlich, weil es so viele von ihnen gab und sie sich so gut tarnten.

Überzeugt, dass ein Fehler unterlaufen sei, schrieben viele an Stalin und ersuchten ihn um die Freilassung ihrer Verwandten. Anna Semjonowa wandte sich nach der Verhaftung ihres Vaters im Juni 1937 an den Diktator. „Ich bildete mir ein, dass Stalin meinen Brief nach ein paar Tagen erhalten, ihn lesen und fragen würde: „Was geht hier vor? Warum hat man einen ehrlichen Mann verhaftet? Entlasst ihn sofort und entschuldigt euch bei ihm.““

Drei Monate später, als auch Annas Mutter eingesperrt wurde, dachte sie wieder, dass „es ein Irrtum sein muss“.

Als Sofja Antonowa-Owsjenjko am 14. Oktober 1937 in dem Badeort Suchumi am Schwarzen Meer verhaftet wurde, ahnte sie nicht, dass ihren Mann Wladimir drei Tage zuvor in Moskau das gleiche Schicksal ereilt hatte. Wladimir hatte im Oktober 1917 den Sturm auf das Winterpalais angeführt. Sofja schrieb ihm, ohne zu wissen, dass auch er in einer Zelle saß:

Mein Liebling, ich weiß nicht, ob Du diesen Brief erhalten wirst, aber irgendwie spüre ich, dass ich Dir zum letzten Mal schreibe.

Erinnerst Du Dich, wie wir immer gemeint haben, wenn in unserem Land jemand verhaftet werde, dann müsse es aus gutem Grund geschehen, wegen irgendeines Verbrechens – da müsse es etwas geben? Zweifellos gibt es auch in meinem Fall etwas, ich verstehe bloß nicht, was. Alles, was ich weiß, ist auch Dir bekannt, denn wir haben ein unzertrennliches und harmonisches Leben geführt. Was mir auch zustoßen mag, ich werde immer dankbar für den Tag sein, an dem wir einander begegnet sind...

In den letzten drei Tagen habe ich mein Leben durchdacht und mich auf den Tod vorbereitet. Mir fällt nichts ein (außer den üblichen Schwächen, durch die sich ein Mensch von einem „Engel“ unterscheidet), was für kriminell gehalten werden könnte, weder in Bezug auf andere Menschen noch auf unseren Staat und unsere Regierung ... Doch dass ich hier bin, bedeutet wohl, dass ich irgendwie Unrecht begangen habe...

Ich ertrage den Gedanken nicht, dass Du mir womöglich keinen Glauben schenkst ... Das bedrückt mich nun seit drei Tagen. Es verbrennt mein Gehirn. Ich weiß, dass Du keine Unehrlichkeit duldest, doch auch Du kannst Dich irren. Auch Lenin irrte sich anscheinend. Also glaub mir bitte, wenn ich Dir versichere, dass ich nichts Unrechtes getan habe. Glaube mir, Liebster ...

Noch eines: Es wird Zeit für Walitscha [Sofjas Tochter], dem Komsomol beizutreten. Das hier wird ihr gewiss im Weg stehen. Mein Herz ist voller Sorge bei dem Gedanken, dass sie ihre Mutter für eine Schurkin halten wird. Das Entsetzlichste an meiner Situation ist, dass die Menschen mir nicht glauben. So kann ich nicht leben ... Ich bitte alle, die ich liebe, um Vergebung, weil ich ein solches Unglück über sie gebracht habe ... Vergib mir, Liebster. Wenn ich nur erfahren könnte, dass Du mir geglaubt und verziehen hast!

Deine Sofia.

Sofja und Wladimir wurden beide am selben Tag, dem 8. Februar 1938, erschossen.

DIE FURCHT BRACHTETE die schlechtesten Seiten der Menschen zum Vorschein. Sie wichen auf die andere Straßenseite aus, um „Volksfeinden“ aus dem Weg zu gehen, sprachen nicht mit ihnen und verboten ihren Kindern, mit denen der anderen auf dem Hof zu spielen. Manche entfernten die Fotos von Freunden und Verwandten, die verschwunden waren, und rissen sogar auf Familienporträts Gesichter heraus oder machten sie durch Gekritzeln unkenntlich.

Am Abend der Verhaftung ihres Vaters im Mai 1937 wurde Jelena Bonner von ihrer Mutter zum Onkel geschickt, damit sie die Haussuchung nicht miterlebte. Die 14-Jährige klingelte bei ihren Verwandten. „Die Tür öffnete sich unmittelbar nach meinem Klingeln, als hätten sie auf mich gewartet.“ Jelena erklärte, was geschehen war. Der Onkel, erschrocken und wütend, stellte Fragen nach der Arbeit ihres Vaters:

Ich begriff nicht, was er von mir wollte, und versuchte, in die Wohnung hineinzugehen ... Er streckte den Arm aus, stützte die Hand am Türpfosten ab und versperrte mir so den Durchgang.

Laut, hastig flüsterte er: „Wir können dich nicht reinlassen, beim besten Willen nicht, ist dir das nicht klar?“ Zwei- oder dreimal wiederholte er das, und sein Speichel spritzte mir ins

Gesicht ... Die Tür schlug zu. Ich stand da, unfähig, mir klarzumachen, was geschehen war.

Dann wischte ich mir mit der Hand das Gesicht ab.

Am 1. Juni 1937 wurde der Arzt Alexej Jewsejew verhaftet, seine Frau Natalja und die 15-jährige Angelina mussten die Wohnung räumen. Da Natalja fürchtete, selbst abgeholt zu werden, hoffte sie, ihre Tochter bei Verwandten zurücklassen zu können. Doch keiner wollte helfen.

Ihre jüngere Schwester, eine Komsomolzin, erwiderte auf die Bitte, Angelina zu sich zu nehmen: „Soll die Sowjetmacht sie doch aufziehen. Wir brauchen sie nicht.“

Nataljas Mutter war noch abweisender. Sie sagte ihrer Enkelin ins Gesicht: „Ich hasse deinen Vater, er ist ein Volksfeind, und ich hasse dich auch.“

ABER ES GAB AUCH KOLLEGEN, Freunde und Nachbarn, manchmal sogar Fremde, die enorme Risiken eingingen, um den Familien von „Volksfeinden“ zu helfen. Im März 1937 wurde der Architekt Michail Strojkow verhaftet. Seine Frau Jelena kam mit ihrer Tochter Julia bei einem alten Freund der Familie, Konstantin Arzeulow, unter. „Sie verkauften alles, was sie verkaufen konnten, um uns zu ernähren“, erinnert sich Julia. „Und sie riskierten Kopf und Kragen, als sie uns aufnahmen.“

Julia blieb bei den Arzeulows, während ihre Mutter auf Arbeitssuche ging. Im November 1937 wurde Konstantin von einem Nachbarn angezeigt, die Tochter eines „Volksfeindes“ zu beherbergen, und später erschossen.

Seine Frau Tatjana behielt Julia trotzdem bei sich und verbarg sie sorgsam vor den Nachbarn.

DER GROSSE TERROR untergrub das Vertrauen, das Familien zusammenhielt. Ehefrauen zweifelten an ihren Männern, Kinder an ihren Eltern.

Anna Kriwko war 18, als ihr Vater und ihr Onkel – beide Fabrikarbeiter – verhaftet wurden. Von der Universität relegiert und als „fremdartiges Element“ aus dem Komsomol hinausgeworfen, machte sie sich auf Arbeitssuche. Vorübergehend fand sie eine Beschäftigung in einer Schweinemasterei, wurde jedoch entlassen, als die Verhaftung ihres Vaters herauskam. Anna schrieb im Januar 1938 an ihren Abgeordneten im Obersten Sowjet und bat darum, ihrer Familie zu helfen:

Ich weiß nicht, wessen mein Vater und sein Bruder angeklagt wurden und wie lang ihre Strafen sind. Ich schäme mich für sie und möchte es nicht wissen. Nach meiner tiefsten Überzeugung ist die proletarische Gerichtsbarkeit gerecht, und wenn sie verurteilt worden sind, müssen sie die Strafe verdient haben.

Ich hege keine töchterlichen Gefühle für meinen Vater, sondern nur das höhere Pflichtgefühl einer Sowjetbürgerin dem Vaterland, dem Komsomol, das mich erzogen hat, und der Kommunistischen Partei gegenüber. Von ganzem Herzen befürworte ich die Entscheidung des Gerichts, die Stimme von 170 Millionen Proletariern, und freue mich über das Urteil.

Wäre mir ein ... Anzeichen für seine antisowjetische Haltung aufgefallen, hätte ich, obwohl er mein Vater ist, keinen Moment

gezögert, ihn beim NKWD anzuzeigen. Ich schäme mich, ihn meinen Vater zu nennen. Ein Volksfeind kann nicht mein Vater sein. Ich halte an der Hoffnung fest, dass das Proletariat, Lenins Komsomol und die Partei Lenins und Stalins den Platz meines Vaters übernehmen, dass sie für mich als ihre wahre Tochter sorgen und mir auf meinem Weg durchs Leben helfen werden. Manche Eltern rieten ihren Kindern nach der Verhaftung, sich von ihnen loszusagen, um ihre gesellschaftlichen und beruflichen Aussichten nicht zu gefährden. Im Gefängnis von Kasan saß eine Frau namens Lisa, deren Mann als Anhänger Sinowjews verhaftet worden war, später kam sie ebenfalls in Haft. Eines Tages erhielt sie einen Brief von ihrer Tochter:

Liebe Mama, ich bin nur 15 Jahre alt und möchte dem Komsomol beitreten. Deshalb muss ich wissen, ob Du schuldig bist oder nicht. Immer wieder denke ich: Wie kommtst Du unsere Sowjetmacht verraten? ... Hast Du das Geld wirklich von „ihnen“ [den „Volksfeinden“] bekommen? ...

Aber vielleicht bist Du gar nicht schuldig? Dann werde ich dem Komsomol nicht beitreten und ihnen Deinetwegen nie-mals verzeihen. Wenn Du doch schuldig bist, dann werde ich Dir nicht mehr schreiben, denn ich liebe unsere Sowjetregierung und hasse ihre Feinde. Und ich werde Dich hassen, wenn Du zu ihnen gehörst. Mama, sag mir die Wahrheit. Am liebsten wäre es mir, wenn Du unschuldig bist, obwohl ich dann dem Komsomol nicht beitreten kann.

Deine unglückliche Tochter Soja

Lisa saß gerade selbst über einem Brief an Soja. Sie hatte bereits drei der vier dafür erlaubten Seiten verbraucht. Sie überlegte einen Moment lang und bedeckte die letzte Seite mit mächtigen Großbuchstaben:

SOJA, DU HAST RECHT. ICH BIN SCHULDIG. TRITT DEM KOMSOMOL BEI. DIES IST DAS LETZTE MAL, DASS ICH DIR SCHREIBE. SEID GLÜCKLICH, DU UND LJALJA. MUTTER

DURCH DEN TERROR nahm die Zahl der Waisen zu. Zwischen 1935 und 1941 erhöhte sie sich allein in den Kinderheimen Russlands, Weißrusslands und der Ukraine von 329 000 auf ungefähr 610 000 (nicht mitgerechnet die Kinder, die von den Waisenhäusern an sowjetische Bauernhöfe und Fabriken „ausgeliehen“ wurden). Kinder von „Volksfeinden“ pflegte man besonders streng zu behandeln.

Nach der Verhaftung ihrer Eltern 1937 wurden Inessa Bulat und ihre Schwester Mella in verschiedene Kinderheime eingewiesen. Inessa, drei Jahre alt, kam nach Leningrad:

Es herrschten schreckliche Zustände. Ich konnte nicht zur Toilette gehen, denn die Fußböden waren knöchelhoch mit flüssigen Exkrementen bedeckt ... Es war, als wären wir in einer Art Hölle gefangen ... Der Heimleiter sagte immer wieder zu mir: „Denk daran, wer deine Eltern sind. Mach uns keine Schwierigkeiten. Halt still und steck deine Schnüffelnase nirgendwo rein.“

Die elfjährige Mella war mit Dutzenden von Kindern politischer Häftlinge in einem Heim bei Smolensk untergebracht:

Keiner von uns wagte je, über seine Familie zu sprechen ... Die anderen Kinder bewarfen uns mit Steinen und beschimpften uns, und wir hielten zusammen, um uns zu schützen.

Unter den Waisen erfüllten kleine Gruppen viele Grundfunktionen einer Familie: Jungen gleichen Alters schlossen sich zusammen, um sich gegen andere zu verteidigen, die sie als „Volksfeinde“ beschimpften und verprügeln wollten; ältere Kinder beschützten die jüngeren, halfen ihnen bei den Hausaufgaben und den täglichen Pflichten und trösteten sie, wenn sie nachts weinten oder das Bett nässten.

Nikolaj Kowatsch wurde 1936 im Arbeitslager auf Solowki geboren, wo seine Eltern eine zehnjährige Haftstrafe absüßten. Sein Mutter kam später in ein Lager in Karelien (wo sie im November 1937 erschossen wurde), sein Vater nach Magadan (dort wurde er 1938 erschossen).

Nikolaj hatte keine Vorstellung davon, wie seine Eltern ausgesehen hatten. Er wusste nicht einmal, dass sie tot waren. Gleichwohl erschien ihm die Mutter in seinen Träumen:

Ich träumte oft von meiner Mutter. Jedenfalls glaube ich, dass sie es war. Ich konnte ihr Gesicht oder auch nur ihre Gestalt nicht sehen. Das waren sehr glückliche Träume. Ich flog mit Mutter über den Himmel. Sie umarmte mich und half mir beim Fliegen. Aber sehen konnte ich sie nicht – aus irgendeinem Grund drehte sie mir den Rücken zu, oder wir waren Seite an Seite.

Wir flogen nicht in großer Höhe, nur über die Wiesen und Sumpfe in der Nähe des Waisenhauses hinweg. Es war Sommer. Sie beruhigte mich manchmal: „Hab keine Angst, wir werden nicht sehr hoch und nicht zu weit fliegen.“ Und wir lächelten, wir lächelten immer in meinen Träumen. Nur in jenen Träumen empfand ich Glück, den physischen Eindruck des Glücks.

Noch heute, wenn ich an Glück denke, fallen mir die Träume ein, jenes Gefühl der reinen Seligkeit.

OSSIP PJATNZIKJS SÖHNE waren wütend auf ihren Vater, jenen Komintern-Funktionär, der im Juli 1937 verhaftet worden war. Der 16-jährige Igor fühlte sich im Stich gelassen, denn durch Ossips Verhaftung war er von seinen Freunden im Komsomol isoliert worden. Der zwölfjährige Wladimir machte den Vater dafür verantwortlich, dass seine Träume von einer Laufbahn in der Roten Armee zunichte waren.

Wladimir stritt sich ständig mit seiner Mutter Julia. Einmal, als sie es ablehnte, an NKWD-Chef Jeschow zu schreiben und um die Rückgabe der beschlagnahmten Pistole und der Militärbücher zu bitten, sagte er zornig: „Schade, dass sie Papa nicht erschossen haben, denn schließlich ist er ein Volksfeind.“

Julia war am Ende ihrer Kräfte. Da sie ihre Wohnung verloren hatte und keine angemessene Arbeit finden konnte, wurden die Zweifel an ihrem Mann noch stärker. Nachdem man ihr mitgeteilt hatte, dass Ossip wegen Spionage und konterrevolutionärer Aktivitäten angeklagt worden sei, hielt sie in ihrem Tagebuch fest:

Wer ist er? Wenn er ein Berufsrevolutionär ist, wie er behauptete, dieser Mann, den ich 17 Jahre lang kannte, dann war er glücklos. Denn ihn umgaben Spione und Feinde, die seine Arbeit und die vieler anderer sabotierten, was er einfach nicht bemerkte ... Doch anscheinend ist Pjatnizkij nie ein Berufsrevolutionär gewesen, sondern ein Berufshalunke und Spion, was erklärt,

warum er als Mensch so verschlossen und streng war. Offensichtlich war er nicht das, wofür wir ihn hielten ... Und wir alle – ich, seine Frau, die Kinder – besaßen für ihn im Grunde keine reale Bedeutung.

Ihr Sohn Igor wurde am 9. Februar 1938 in seinem Klassenzimmer von zwei Soldaten verhaftet. Julia war verzweifelt. „Es wäre am besten, wenn ich sterben könnte“, notierte sie am 9. März. „Doch dann müssten mein Wowka [Wladimir] und Igor ohne eine Menschenseele auf der Welt zurückbleiben.“ Es gab Momente, in denen Julia sich so niedergeschlagen fühlte, dass für sie der einzige Ausweg darin zu bestehen schien, sämtliche menschlichen Beziehungen abzubrechen, auch die zu ihren Söhnen:

Gestern Abend glaubte ich, eine Lösung gefunden zu haben: nicht den Tod, obwohl das bei meinem schwachen Willen und meiner tiefen Verzweiflung die einfachste und angenehmste Lösung wäre, sondern folgende Idee: Die Kinder sind nicht notwendig, übergib Wowka dem Staat und lebe ausschließlich für deine Arbeit – arbeite unentwegt, widme dich ganz dem Lesen, leb naturverbunden ... hege keine Gefühle für irgendeinen Menschen ...

Wozu habe ich Wowka, und welchen Nutzen bringe ich ihm? Ich bin unter einem viel zu großen Berg begraben, als dass ich das Leben eines normalen menschlichen Wesens genießen und für Wowka leben könnte. Er wünscht sich ein Leben mit Freunden, der Sonne, einem behaglichen Zuhause, einer sinnvollen Existenz, doch ich – ich bin die Frau eines Konterrevolutionärs. Julia glaubte durchaus an die Existenz von „Volksfeinden“. Häufig sprach sie in ihrem Tagebuch von „verdächtigen“ Menschen, und sie zweifelte nicht an der Gerechtigkeit der sowjetischen Justiz. Während des Bucharin-Prozesses äußerte sie sich davon überzeugt, dass man die „Übeltäter“ zu Recht zum Tod durch Erschießen verurteilt hatte. Nur zu gern machte sie Bucharin zum Sündenbock für die Katastrophe, die ihre Familie zerstört hatte. Zur Hinrichtung Bucharins und seiner Mitangeklagten im März 1938 merkte Julia an, „das Vergießen ihres unheilvollen Blutes“ sei „ein zu geringer Preis für das Leid, das die Partei erdulden musste“:

Heute werden sie von dieser Erde getilgt werden, doch das kann meinen Hass kaum verringern. Ich würde ihnen einen schrecklichen Tod verordnen: Wir sollten für sie einen Käfig in einem Museum für Konterrevolutionäre aufstellen, damit sie dort angestarrt werden können ... Unser Hass auf sie würde nie enden.

Lasst sie zusehen, wie wir ein besseres Leben aufbauen, wie wir alle eines Sinnes sind, wie wir unsere Führer, die keine Verräter sind, lieben. Sollen sie sehen, wie wir gegen den Faschismus kämpfen, während sie nichts anderes tun, als sich wie Tiere zu ernähren, denn sie haben es nicht verdient, Menschen genannt zu werden.

Sie malte sich das „bessere Leben“ in der Zukunft aus, in der „nur aufrichtige Menschen leben und arbeiten dürfen“, und fand darin eine gewisse Hoffnung für ihre Familie:

Vielelleicht wird Igor zurückkehren und Pjatnizkij ebenfalls – vorausgesetzt, er ist ehrlich und natürlich ohne Schuld an den Verbrechen, die von so vielen Feinden begangen wurden, und er hat alle diese Scheusale nicht bemerkt. Wenn seine Absichten



Der KP-Funktionär Ossip Pjatnizkij wurde 1937 als Trotzkist diffamiert und verhaftet, seine Frau Julia (r.) und die Söhne Igor (3. v. l.) und Wladimir (2. v. r.) kamen 1938 ins Lager

redlich waren, dann wird er natürlich zurückkehren. Wie gern wüsste ich Bescheid! Pjatnizkij, hast du irgendeine Schuld auf dich geladen? Hast du dich nur einem unserer Führer entgeggestellt? Wie viel leichter wäre das Leben, wenn ich die Wahrheit erfahren könnte.

Ossip Pjatnizkij befand sich im Butyrka-Gefängnis, wo auch sein Sohn einsaß. Der frühere Geheimdienstler Lew Rasgon begegnete ihm Anfang April 1938 in einer überfüllten Zelle. Rasgon sah einen „abgezehrten und verkümmerten alten Mann, der Spuren von Misshandlung im Gesicht trug“:

[Pjatnizkij] bemerkte, dass ich sein Gesicht betrachtete, und erklärte, diese Spuren stammten vom Koppelschloss seines Vernehmers ... Der Mann, der vor mir stand, war nun nicht mehr wiederzuerkennen als der, den ich von früher kannte. Allein die Augen waren noch genauso hell und lebendig, wenn auch viel trauriger. Aus ihnen sprach ein ungeheures seelisches Leid.

Ossip erkundigte sich, wessen Rasgon beschuldigt wurde, dann befragte Rasgon ihn nach seinem eigenen Fall:

Er schwieg. Dann sagte er, er gebe sich keinen Illusionen über sein Schicksal hin. Sein Fall näherte sich dem Abschluss, und er sei darauf vorbereitet. Er erzählte mir, wie sie ihn pausenlos vernommen, gefoltert, das, was sie brauchten, aus ihm herausgeprügelt und dabei gedroht hätten, ihn totzuschlagen. Bevor er ausreden konnte, holten sie ihn erneut ab.

Am 10. April wurde Pjatnizkij ins Lefortowo-Gefängnis verlegt, wo man ihn vom 12. April bis Ende Juli Nacht für Nacht systematisch folterte und verhörte. Nach Aussage seines Hauptvernehmers, der jegliche Anwendung von körperlicher Gewalt bestreit, verhielt Pjatnizkij sich „ruhig und zurückhaltend, doch einmal, als er aus irgendeinem Grund erregt war, bat er mich um Erlaubnis, etwas zu trinken. Dann trat er auf die Wasserkanne zu und schlug sie sich über den Kopf.“

Am 27. Juli stand Ossip Pjatnizkij zusammen mit 137 anderen Häftlingen vor dem Militärtribunal des Obersten Sowjets.

Er war angeklagt, einer der Führer eines faschistischen Spionagerings von Trotzkisten und Rechtsabweichlern in der Komintern gewesen zu sein. Jeschow schickte Stalin eine Liste mit den Namen der Abzurteilenden.

An Kopf der Liste, die sich in den Präsidentschaftsarchiven im Kreml erhalten hat, steht eine kurze handschriftliche Anordnung: „Alle 138 erschießen. J. St. W. Molotow.“

Von alledem wusste Julia nichts. Sie wusste nicht einmal, dass Pjatnizkij im Butyrka-Gefängnis einsaß, wenn sie sich den Schlangen vor dem Tor anschloss, um ein Paket für ihren Sohn abzugeben. Je länger sie nichts von Ossip hörte, desto schwerer fiel es ihr, sich an die Hoffnung zu klammern, dass er unschuldig war. Der Gedanke an Igors Leid änderte ihre Einstellung zu Ossip:

Mit meinem Leben geht es unablässig bergab. Ich rede flüsternd mit mir selbst und bin völlig verzweifelt – wegen Pjatnizkij und Igor, besonders jedoch wegen meines armen Jungen. Er bringt seinen 17. Frühling in einem elenden, dunklen und schmutzigen Gefängnis, in einer Zelle mit Fremden. Vor allem hat er sich nichts zuschulden kommen lassen. Pjatnizkij hat sein Leben gelebt – er erkannte die Feinde nicht, die ihn umgaben, oder er degenerierte, was nicht so erstaunlich ist, da er sich der Politik hingab, doch Igor ...

Die Überlegung, dass für Ossip jede Hilfe zu spät komme, bestärkte Julia in ihrer Entschlossenheit, für Igor, der sein Leben noch vor sich hatte, irgend etwas zu tun. Sie fasste den Entschluss, sich von ihrem Mann zu distanzieren und ging zur Staatsanwaltschaft. Als man ihr dort erklärte, dass Pjatnizkij ein schweres Staatsverbrechen begangen habe, sagte Julia: „Wenn das der Fall ist, bedeutet er mir nichts mehr.“

Der Staatsanwalt riet ihr, ein neues Leben zu beginnen. Sie bot an, für den NKWD zu arbeiten, und er empfahl ihr, einen offiziellen Antrag zu stellen, den er unterstützen werde. Julia hielt ihn für einen freundlichen Mann:

Ich schüttelte ihm herzlich die Hand, wobei ich vielleicht zu viel Gefühl erkennen ließ – etwas, was ich noch nie habe kontrollieren können –, aber ich empfand eine gewisse Verbundenheit mit diesem Mann, dessen Aufgabe schwierig, doch notwendig ist. Ich hatte das Bedürfnis, ihm meinen Respekt als Genossen zu bezeigen, meine moralische Unterstützung für alle anderen Genossen deutlich zu machen, die den Auftrag haben, diese Schweine aus unserer Partei zu entfernen. Abermals betone ich: Trotz meines eigenen Leides und trotz der Möglichkeit, dass Unschuldige geopfert werden (wenn nur mein Igor nicht einer von ihnen ist!), muss ich prinzippetreu, diszipliniert und geduldig bleiben, und außerdem muss ich unbedingt eine Möglichkeit finden, einen aktiven Beitrag zu leisten, denn sonst werde ich keinen Platz in unserem Volk haben.

Nachdem Julia ihren Mann aufgegeben hatte, war sie bereit, das Schlimmste über ihn anzunehmen. Am 16. April 1938 notierte sie:

Oh, es will mir einfach nicht in den Kopf! Aber wenn es stimmt – wie verachte ich ihn, wie hasse ich seine gemeine und feige, für mich unverständliche Seele! ... Oh, wie gut er sich verstellt hat! Nur weiß ich, warum er sich mit der „herzlichen Kameradschaft“ all der Spione, Provokateure und Bürokraten

umgab. In Wirklichkeit hatte er gewiss keine wahren Freunde. Im Grunde war er ein finsterner Mann, der sich mir nie geöffnet hat ... Womöglich hat er die Partei nie geliebt ... Was aber soll aus uns, aus mir und den Kindern, werden?

Drei Wochen später schlepppte man ihren Sohn Igor vor ein Dreierkollegium unter der Anklage, eine konterrevolutionäre Studentengruppe organisiert zu haben – doch das war so absurd, dass sogar dieses „Gericht“ sie verwarf. Dennoch verurteilte es Igor zu fünf Jahren Arbeitslager wegen des viel vageren Vorwurfs der antisowjetischen Agitation. Julia erfuhr am 27. Mai davon. In einem Anfall von Hysterie verlangte sie, dass der Staatsanwalt sie ebenfalls verhaften ließe: „Wenn er schuldig ist, dann bin ich es auch.“

Am 27. Oktober 1938 kamen die Hässcher zu Julia. Ihr beschlagnahmtes Tagebuch benutzte man als Beweisstück, um sie wegen Verschwörung gegen die Regierung zu verurteilen. Sie wurde in das Arbeitslager Kandalakscha im Gebiet Murmansk im hohen Norden geschickt.

Der 13-jährige Wladimir musste ebenfalls den Weg dorthin antreten. Obwohl er sehr krank war und eine Operation hinter sich hatte, wurde er aus dem Bett geholt. In Kandalakscha blieb Wladimir in der Baracke und wurde zweimal täglich vom NKWD-Wächter gefüttert, während Julia beim Bau eines Wasserkraftwerks in der Nähe mitarbeiten musste.

Kurz darauf entkam Wladimir und schlug sich nach Moskau durch, wo er sich bei Schulfreunden versteckte, so auch bei der Familie von Jewgenij Loginow, dessen Vater in Stalins Sekretariat arbeitete. Wladimir verbrachte drei Monate bei den Loginows. Dann bekam er eines Abends ein Gespräch seiner Gastgeber mit: Jewgenijs Vater war in Schwierigkeiten geraten, weil er Pjatnizkijs Sohn aufgenommen hatte.

Um ihnen weiteres Ungemach zu ersparen, stellte sich Wladimir. Der Mann, mit dem er sprach, war ein alter Genosse Pjatnizkijs vom Oktober 1917. Er bestellte belegte Brote für Wladimir und holte dann die Miliz. Wladimir kam in ein NKWD-Internierungslager, von wo aus die Kinder von „Volksfeinden“ in Waisenhäuser geschickt wurden.

Im März 1939 zeigten drei Kolleginnen am Wasserkraftwerk Julia an: Sie habe behauptet, ihr Mann sei zu Unrecht verhaftet worden, er sei unschuldig, und sie habe Stalin als Führer des Proletariats für ungeeignet gehalten. Julia wurde wegen antisowjetischer Agitation zu fünf Jahren im Arbeitslager Karaganda in Kasachstan verurteilt.

Ihr Sohn Igor gehörte zu den Häftlingen in der Industrieabteilung des Lagers, und irgendwie schaffte es Julia, ihn zu treffen. „Wir verbrachten einen bemerkenswerten und sehr traurigen Tag miteinander“, erinnert sich Igor, „und dann kehrte sie [in die Frauenabteilung des Lagers] zurück.“

Julia war den Härten des Lagerlebens nicht gewachsen. Immer noch eine schöne Frau, zog sie die Aufmerksamkeit des Lagerkommandanten auf sich (was erklären könnte, weshalb sie Igor hatte besuchen dürfen), doch sie wies seine sexuellen Forderungen zurück.

Zur Strafe schickte er sie als Arbeiterin zum Bau eines Damms. 16 Stunden lang stand sie täglich hüfthoch in eisaltem Wasser und schaufelte Schlamm.

1958, nach seiner Entlassung aus den Arbeitslagern, erhielt Igor Besuch von einer alten Bekannten der Familie, einer Frau namens Sina. Sie war seiner Mutter im Lager Karaganda begegnet, wo sie ebenfalls eine Strafe abgefüßt hatte.

Sina erzählte Igor, Julia sei im Lagerkrankenhaus gestorben und in einem Massengrab beigesetzt worden.

1986 erschien Sina, mittlerweile eine Frau von 80 Jahren, erneut bei Igor. Sie gestand, dass sie bei ihrem früheren Besuch die Unwahrheit über seine Mutter gesagt habe, denn Julia habe ihr vor dem Tod das Versprechen abgenommen, Igor die grässlichen Einzelheiten ihres Todes zu ersparen.

Doch unlängst habe sie Julia in ihren Träumen gesehen – sie habe sich nach ihrem Sohn erkundigt – und es als Aufruf verstanden, Igor von den letzten Tagen seiner Mutter zu berichten.

Julia sei nicht im Krankenhaus gestorben. Im Dezember 1940 habe Sina im Lager Karaganda nach ihr gesucht. Niemand wollte ihr sagen, wo sie sich befand. Schließlich aber habe eine Frau auf eine Schafhürde in der Steppe gezeigt.

Sina sei dorthin gegangen und habe Julia zwischen den Schafen auf dem eiskalten Boden liegend vorgefunden:

Sie lag im Sterben, ihr ganzer Körper war vom Fieber aufgedunsen, sie fühlte sich glühend heiß an und zitterte. Die Schafe standen um sie herum Wache, konnten sie jedoch nicht vor dem Wind und Schnee, den es zu Wehen aufgehäuft hatte, schützen. Ich kauerte mich neben sie, und Julia versuchte, sich aufzurichten, doch ihr fehlte die Kraft. Ich nahm ihre Hände, um sie mit meinem Atem zu wärmen.

„Wer bist du?“, fragte sie. Ich nannte ihr meinen Namen und sagte nur, dass du mich gebeten hättest, nach ihr zu suchen.

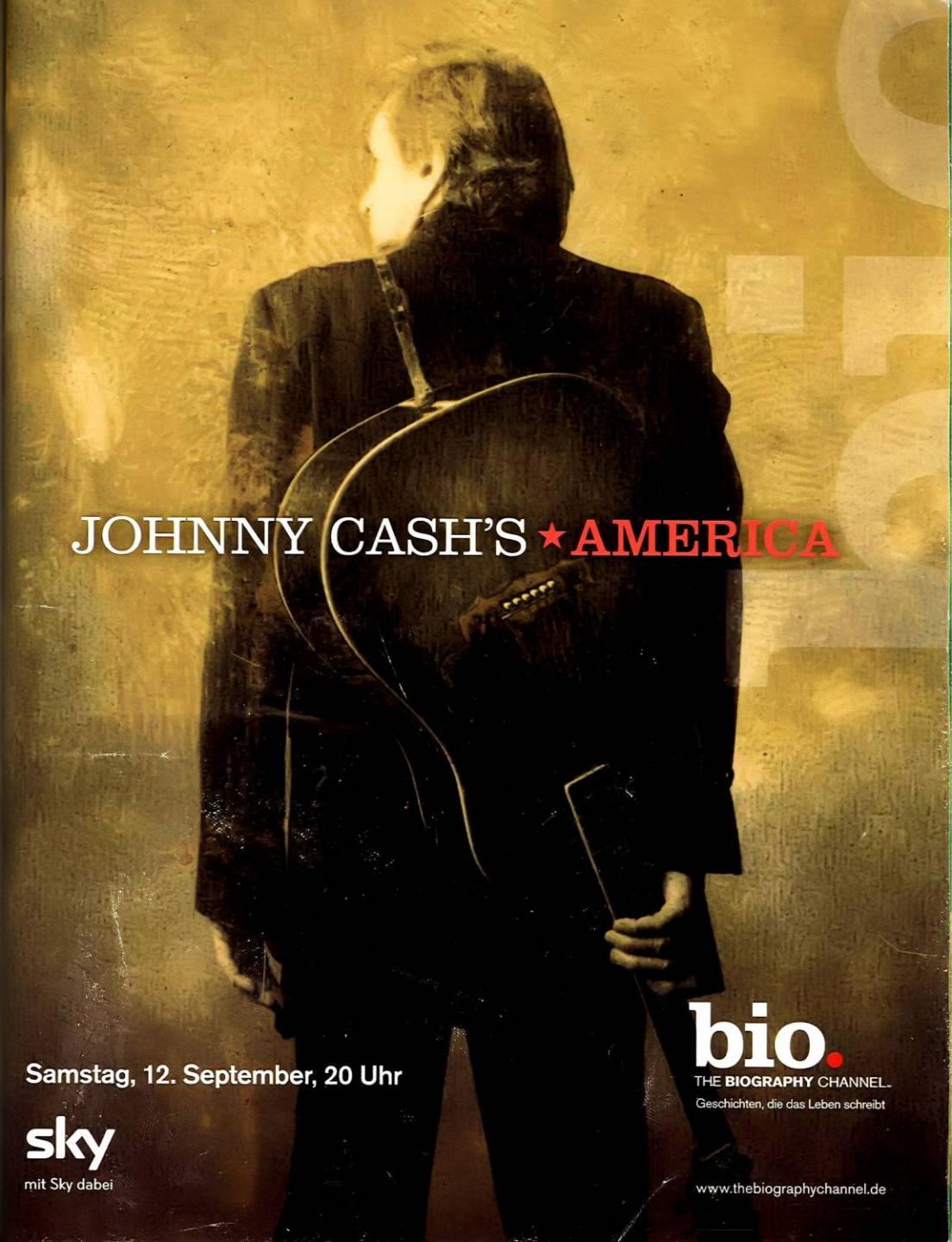
Wie aufgeregt sie da wurde, „Igor – mein Junge“, flüsterte sie mit ihren erstarnten Lippen. „Mein Kleiner, hilf ihm, ich flehe dich an, hilf ihm zu überleben.“ Ich beruhigte sie und versprach ihr, mich um dich zu kümmern, als ob das von mir abhing.

„Gib mir dein Wort“, flüsterte Julia. „Sag ihm nicht, wie seine Mutter gestorben ist. Gib mir dein Wort...“ Sie war halb im Delirium. Ich hockte mich wieder neben sie und versprach es ihr.

Dann rief ein Wächter hinter mir, „Wo kommst du denn her? Wie bist du hier hereingekommen?“ Er packte mich und schleppte mich aus der Schafhürde. „Wer bist du?“

Ich erklärte, dass ich als Abteilungsleiter einer Gerätekwerkstatt hergekommen und zufällig auf die Frau gestoßen sei. Doch ich wurde festgehalten. Sie schärften mir ein: Kein Wort über das, was ich gesehen hatte! „Halt den Mund und sag nichts!“ Julia starb in der Schafhürde. Man hatte sie dort sich selbst überlassen, als sie erkrankt war, und niemand durfte sie besuchen. Sie wurde am Ort ihres Todes begraben. □

Orlando Figes, 49, hat mehrere Bücher über Russland und die Sowjetunion veröffentlicht, darunter „Die Tragödie eines Volkes“ (Berlin Verlag), eine hochgelobte Geschichte der Russischen Revolution, sowie „Die Flüsterer“ (Berlin Verlag) – ein mehr als 1000 Seiten starkes Werk, in dem er den Opfern des Stalin-Terrors ein Denkmal setzt. Bei den Recherchen zu diesem Buch haben Figes und Mitarbeiter der Menschenrechtsorganisation Memorial Hunderte privater Familienarchive ausgewertet und Hunderte von Überlebenden gesprochen – so konnte Figes den von schierer Angst geprägten Alltag im Sowjetreich derart umfassend rekonstruieren wie wohl kein anderer vor ihm. Orlando Figes, „Die Flüsterer“. © 2007 Orlando Figes. Für die deutsche Ausgabe © 2008 BV Berlin Verlag GmbH, Berlin. Aus dem Englischen übersetzt von Bernd Rulkötter.

A black and white photograph of Johnny Cash from behind, wearing a dark suit and holding a guitar. He is standing against a textured, light-colored wall.

JOHNNY CASH'S ★AMERICA

Samstag, 12. September, 20 Uhr

sky

mit Sky dabei

bio.
THE BIOGRAPHY CHANNEL.
Geschichten, die das Leben schreibt

www.thebiographychannel.de

Die große UTOPIE

Radikaler noch als der politische Umsturz von 1917 ist jene Revolution, die die Künste der jungen Sowjetunion erfasst. Doch bald schon werden die visionären Neuerer der Avantgarde von Stalins Regime gegängelt, von seiner Vorstellung eines »Sozialistischen Realismus«. Auch der Komponist Dmitrij Schostakowitsch muss um seine Karriere fürchten – und um sein Leben

VON JÖRG-UWE ALBIG



EL LISSITZKY »SCHLAGT DIE WEISSEN MIT DEM ROTEN KEIL«

Propaganda für die Sache der Bolschewiki ist dieses Plakat des Grafikers El Lissitzky von 1920 – und selbst eine künstlerische Revolution. Lissitzky nutzt erstmals einfache geometrische Formen, um eine Botschaft zu vermitteln: die Hoffnung auf einen Sieg der Roten über die Weißen im Bürgerkrieg

S

o beginnt eine Jagd – mit einem Schnurrbartsträuben, einem Stühlerücken, einer zufallenden Tür. Indem ein Mann sich erhebt und mit seinen Begleitern die stahlgepanzerte Regierungsloge verlässt, noch ehe der Vorhang fällt. Den Komponisten, der aus der Loge gegenüber schwitzend jede Regung der mächtigen Zuhörer verfolgt, würdigt der Mann, Josef Stalin, keines Wortes.

Es ist der 26. Januar 1936. Das Bolshoi-Theater gibt „Lady Macbeth von Mzensk“, die zweite Oper des 29-jährigen Komponisten Dmitrij Schostakowitsch. In den zwei Jahren zuvor haben Kenner in Moskau und Zürich, in Buenos Aires und Kopenhagen das Bühnenwerk bejubelt. Es übertrage alles, was im Westen geschaffen worden sei, schwärzte der Dirigent der Leningrader Uraufführung.

Dmitrij Schostakowitsch, das ängstliche Wunderkind, zeitlebens geplagt von Launen und melancholischen Stimmungen! Der ewige Jüngling mit den müden Augen hinter den runden Brillengläsern, mit den schmalen, gepressten Lippen und der Haarsträhne in der Stirn! Das geniale Muttersöhnchen, das so schüchtern ist, dass es sich vor seiner eigenen Hochzeit versteckt! Schon mit 19 Jahren hat er mit seiner Ersten Symphonie die russische Musikwelt erobert, kurz darauf auch die Deutschlands und der USA.

Doch jetzt hat der oberste Kritiker des Landes das Wort. Es ist ein Schuld spruch – und ein Signal.

Zwei Tage später hat Schostakowitsch es schriftlich. Im Parteiorgan „Prawda“ findet er es, unter der Überschrift „Chaos statt Musik“. Da der Artikel keine Autorenzeile trägt, vermutet der Komponist, er stamme aus allerhöchster Feder.

Von „absichtlich disharmonischen, chaotischen Tönen“ ist dort die Rede, von „linkem Chaos statt einer echten, menschlichen Musik“. Von einem „Krachen, Knirschen und Gekreisch“, das die „Volksmassen“ nicht verstün-

den. „Dieses Spiel kann böse enden“, lautet die unverhüllte Warnung.

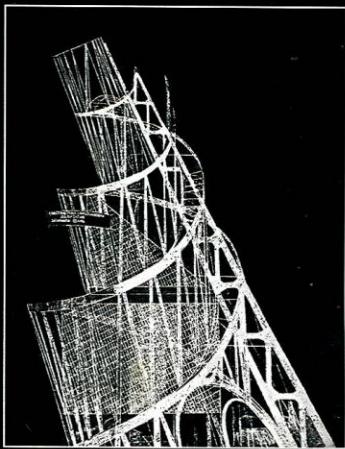
Schostakowitsch weiß, dass dieses Verdikt nicht nur ein ästhetisches Urteil ist, sondern eines über Leben und Tod sein kann. Doch nicht allein die Existenz des Komponisten steht auf dem Spiel: Dieser Artikel besiegt das Ende einer Revolution.

Längst vorbei ist die Zeit des bolschewistischen Aufbruchs. Vorbei die Zeit, als die Künstler, die unter den Bolschewiki im Land geblieben waren, nach den Sternen griffen. Als sie ein neues Leben propagierten, die bessere Welt.

Vorbei die Zeit der Asketen mit den rasierten Schädeln, der hohen Ideen voll Reinheit und heiligem Glanz, der Offenbarungen voll religiöser Glut. „Christus ist auferstanden“, hieß ein Revolutionsgedicht des Lyrikers Andrej Belyj. „Wir werden das Leben neu gestalten“, psalmodierte der Dichter Wladimir Majakovskij, „bis zum letzten Knopf unserer Weste hinunter.“

Vorbei die Himmelsstürmerei von Visionären wie Wladimir Tatlin und El Lissitzky, die spiralförmige Türme aus Stahlträgern und „Wolkenbügel“ aus quer in der Luft liegenden Hochhausquadern entwarfen. Von Malern wie Kasimir Malewitsch, der mit seinem „Schwarzen Quadrat“ die Kunstsprache zum reinigenden Kollaps trieb. Von Filmemachern wie Sergej Eisenstein, der mit rasanter Bildmontage, kühnen Perspektiven und wilden Assoziationen das Kino umwälzte.

Und vorbei auch die Experimente eines Komponisten wie Schostakowitsch, der eine atonale Klaviersonate mit nur einem Satz schrieb, eine Sym-



VLADIMIR TATLIN »DENKMAL DER III. INTERNATIONALE«

Viele Künstler sehen die Revolution als Auftrag, die Welt von Grund auf umzuformen. Der Ukrainer Tatlin entwirft 1919 für die Komintern einen gewagten, jedoch nie realisierten Bau, der Monument und Gebäude zugleich ist

DMITRIJ SCHOŠTAKOWITSCH 1906–1975



Bereits mit 19 Jahren verfasst der Komponist seine Erste Symphonie und wird bald darauf in der UdSSR und weltweit als musikalisches Genie gefeiert. Doch als Stalin 1936 Avantgarde-Musik ablehnt, gelten seine Werke als dekadent. Kurz darauf muss er sich den ästhetischen Vorgaben der Bolschewiki fügen. Erst nach Stalins Tod komponiert Schostakowitsch wieder experimentelle Musik.

phonie mit Fabriksirene sowie eine Oper, in der stellenweise mit zugehaltener Nase gesungen werden musste.

Jetzt soll der Geschmack der Massen nicht mehr revolutioniert, sondern zum Maßstab der Kunstproduktion gemacht werden. Es ist ein Populismus im Geist des von Stalin verehrten Walt Disney – die Kultur der größtmöglichen Zahl.

Von Anfang an war es eine labile Liebe gewesen, die Russlands Revolutionskünstler mit den Massen verband. Nur wenige Jahre hatten die Neuerer Zeit, das Leben umzuwälzen. Das war die Ära, als die Avantgarde die Schlüsselpositionen in der Kulturpolitik besetzte; als ganz Moskau ein Theater war; als in Cafés und Museen, auf Bühnen und Straßen Futuristen und Imaginisten stritten, Akmeisten und Konstruktivisten, Suprematisten und Produktivisten.

Der Bühnenrevolutionär Wsewolod Meyerhold erfand die „Biomechanik“, bei der Schauspieler Emotionen über die Bewegungen ihrer Körper erzeugen sollten – und nicht umgekehrt. Bühne und Kostüme wurden abstrakt: „Lasst uns“, forderte er, „die Eleganz den Friseuren und Schuhmachern überlassen!“

In den linken Theatern rufen Plakate zum Mitspielen auf: „Klatschen, Pfeifen, Zischen, Trampeln und Weggehen während der Vorstellung IST GESTATTET.“ Auf Bühnen wurden futuristische Texte wie diese Publikumsbeschimpfung des Poeten Majakowskij rezitiert: „Ich will euren Geist, der da döst im verweichlichten Hirn, mit blu-

tigem Fetzen des Herzens verwirren“, kündigte er reimend an. Es war eine künstlerische Revolution – radikaler als jene, die 1917 die alte politische Ordnung gestürzt hatte.

Doch schon 1921, als Lenins „Neue Ökonomische Politik“ (NEP) sich anschickte, den Markt in den Sozialismus zurückzubringen, verlor die Avantgarde zunehmend ihre kulturelle Führungsrolle. Jetzt begann das Neureiche, das Neue zurückzudrängen.

Statt „Kommunisten in blauer Hemdbluse“ tummelten sich, wie der Kulturphilosoph Walter Benjamin bei einem Moskaubesuch 1926 feststellte, in den Theatern „Gestalten, die in keinem Band von George Grosz fehl am Platze gewesen wären“. Das Kinopublikum fand mehr Freude an Thrillern und Abenteuerstreifen als an den Zumutungen Eisensteins, schwänzte massenhaft den Revolutionsfilm „Oktober“, um lieber in die deutsche Komödie „Blitzzug der Liebe“ zu strömen.

Statt ätherischer Seelenspeisung regierte, wie der revolutionäre Quadrat-Konstruktivist Malewitsch verbittert bemerkte, gegenständlicher „Futtertrog-Realismus“.

Die Avantgarde war beleidigt. „Wenn das NEP-Publikum ‚Liebes-‘ oder ‚Kriminal‘-Dramen bevorzugt, bedeutet das nicht, dass mit unseren Arbeiten etwas nicht stimmt“, maulte der Film-Revolutionär Dsiga Wertow: „Es bedeutet, dass mit dem Publikum etwas nicht stimmt.“

Der Dichter Majakowskij stellte resigniert fest, in der Kultur sei „für viele

Menschen die Nachfrage des Marktes zum Wertmaßstab geworden“. Und der Fotokünstler Alexander Rodtschenko seufzte rückblickend in seinem Tagebuch: „Was wir gemacht haben, hat niemand gebraucht.“

Zum Ende des Jahrzehnts stoppte Stalin die Neue Ökonomische Politik. Jetzt waren es nicht mehr Kaviar und Kintopp, die der Avantgarde Konkurrenz machten, sondern Hammer und Sichel. Organisationen „proletarischer Musiker“ und „proletarischer Schriftsteller“ gewannen an Einfluss und kämpften für „proletarische Kunst“ – obwohl nur wenige ihrer Mitglieder schon mal Fabrikluft geatmet hatten.

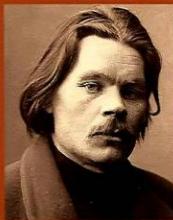
Auch Schostakowitsch musste sich gegen die Angriffe der plebejischen Eiferer verteidigen: Als die „Proletarischen Musiker“ gegen die Uraufführung seiner Oper „Die Nase“ mobil machten, wurde die Debatte so hitzig, dass der Komponist einen Herzanfall erlitt und – vergeblich – den Direktor des Leningrader Mayi-Theaters bat, die Oper abzusetzen.

Später schaffte Stalin die proletarischen Kulturverbände zwar wieder ab: Die von ihnen postulierten Kunstformen, wie etwa der kollektivistische Produktionsroman ohne Hauptfiguren, befremdeten die Masse – nicht weniger als die Werke der Avantgarde. Zudem sei mit der erfolgreichen Revolution das Ende der Klassenkämpfe in der UdSSR erreicht. Der Konflikt, Motor jeder Avantgarde, sei beendet.

Doch nun befahl Stalin das Happy End. Verkündete die Parteiführung Mitte der 1930er Jahre ganz offiziell

MAXIM GORKIJ

1868–1936



Gorkij, bereits um 1900 ein beliebter Schriftsteller, schreibt vor allem über das Elend der Unterschicht, der er selbst entstammt. Als Vorsitzender des sowjetischen Schriftstellerverbandes erklärt er 1934 den Sozialistischen Realismus zur verbindlichen Kunstart: eine volkstümliche Literatur mit positiven Helden als Vorbilder für eine kommunistische Idealgesellschaft.

WSEWOLOD MEYERHOLD

1874–1940



Der Regisseur entwickelt als Kulturfunktionär ein Programm für das sowjetische Theater. Doch weil den Bolschewiki seine Ideen zu avantgardistisch sind, wird er entlassen. Daraufhin gründet er eine eigene Bühne, inszeniert experimentelle Stücke, in denen sich die Akteure wie Puppen bewegen. 1940 wird er wegen angeblich antisowjetischer Propaganda hingerichtet.



WASSILI KANDINSKIJ »AUF WEISS«

Viele Künstler nutzen die vorübergehende Freiheit nach dem Ende des Zarenreichs. Kandinskij lehrt ab 1918 in Moskau an einer neuen Kunsthochschule, die aus einer zaristischen Akademie hervorgegangen ist

den „Sieg des Sozialismus in der UdSSR“ und erklärte die Sowjetbürger zu einem glücklichen Volk.

Zwar ist auch jetzt noch politische Sauberkeit gefordert. Zwar bläht sich der Personenkult, wachsen die Stalindenkmäler und wälzen sich Massenchoreografien durch Straßen und Stadien. Doch wichtiger als Linientreue

scheint jetzt die Unterhaltung. Es ist, das lässt sich nicht leugnen, die Diktatur des Proletariats – doch eine im Disney'schen Sinn: die Diktatur der Zielgruppe.

Einer Zielgruppe, die sich amüsieren und ihre Sorgen vergessen will. Jazzbands touren durchs Land, Tango-Orchester spielen zum Tanz auf. In

Moskau tobts ein „Volkskarneval“; im Gorkij-Park tanzen Tausende auf Maskenbällen und Tanzpartys unter freiem Himmel. Melancholie ist ein Verbrechen. Stalin gibt seinen Untertanen, wonach sie verlangen – und so dröhnt durch die Zeit des Terrors, der Erschießungen und des Gulags auch das sardonische Lachen der Massen.

KASIMIR MALEWITSCH 1878–1935

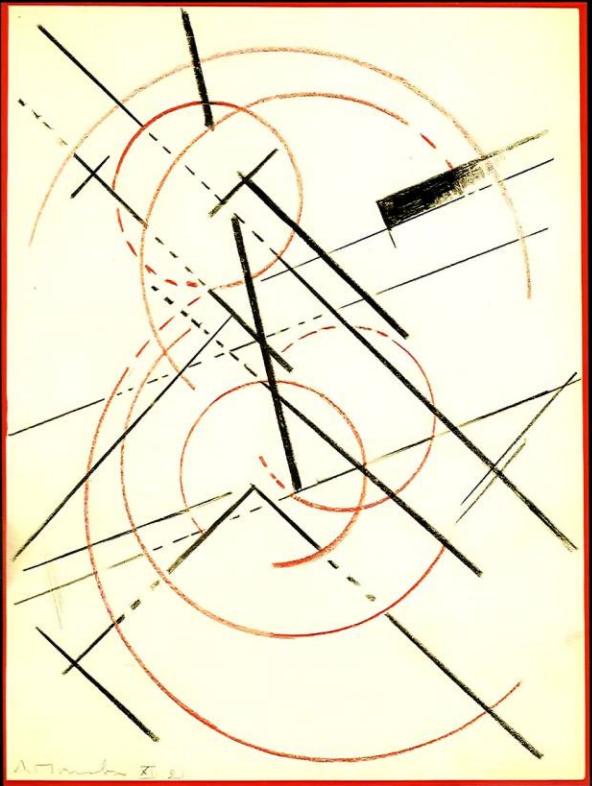


1915 malt Malewitsch »Das Schwarze Quadrat auf weißem Grund«. Das Bild ist ein Höhepunkt der abstrakten Kunst. Er will – losgelöst von allem Gegenständlichen – eine »kosmische Perfektion« erreichen. Nach der Revolution lehrt er in Moskau und Leningrad. Doch schon bevor der Sozialistische Realismus zum Dogma wird, gilt sein Stil als nicht »systemkonform«.

JEWGENIJ SAMJATIN 1884–1937



Samjatin verfasst 1924 den Roman »Wir«, in dem er die bolschewistische Utopie konsequent zu Ende denkt: Er entwirft das düstere Bild eines Überwachungsstaates, in dem namenlose Menschen in gläsernen Häusern leben. Die Zensur verbietet das Buch. 1931 emigriert der Autor nach Paris. »Wir« erscheint in der Sowjetunion erst 1989.



LJUBOW POPOWA »LINEARE KOMPOSITION«

Mit Buntstift arrangiert die Malerin Popowa, die in den 1920er Jahren auch Mode gestaltet, schwarze Linien und rote Kreissegmente zu einem abstrakten Tableau. Wie viele ihrer Mitsstreiter fordert auch sie, dass die Kunst nicht

selbstherrlich sein, sondern im Dienste der neuen Gesellschaft stehen solle

Die Idee des symbolistischen Schriftstellers Andrej Belyj vom Beginn des Jahrhunderts, Künstler sollten „Ingenieure der Seele“ sein, wird unter Stalin nun zum Kommando.

Doch nicht als Erfinder des „Neuen Menschen“ werden sie gebraucht, sondern als Wartungspersonal für Stalins Themenpark. Die Malerei etwa zeigt kaum noch Schwerstarbeit, sondern Sport, Spiel, Entspannung: Denn „wenn es sich froh lebt“, sagt Stalin, „geht auch die Arbeit gut vonstatten“.

Die Schaltzentrale des Frohsinns ist das Kino – die, so der Filmmann Stalin, „bei den Massen beliebteste Kunstform“. Er fordert die „Kinofizierung“ des Landes, erhöht die Subventionen für den Film von vier Millionen Rubel 1927 auf 225 Millionen im Jahr 1937. Die Zahl der Lichtspielhäuser nimmt von 7000 im Jahr 1928 auf mehr als 29 000 im Jahr 1940 zu.

Der Diktator greift in die Produktionen ein, besucht sogar Dreharbeiten. Er tadeln Regisseure, die aus Angst satirische Elemente vermeiden, und verbietet Zensoren, die komische Szenen aus Filmen entfernen lassen.

Langeweile ist verboten: Filme, findet Stalin, müssen kurz, schnell und handlungsprall sein. Persönlich regt er sich über allzu strenge Lehrstücke auf, die etwa den Klassenkampf deutscher Fischer behandeln („Wer wird sich das anschauen?“), und fordert dafür mehr Komödien: „Der Zuschauer braucht Freude und gute Laune.“

Experimentatoren wie Sergei Eisenstein kommen in den gespenstisch heiteren Dreißigern kaum noch zum Zug. Noch 1927 hatte er für seinen kühn montierten Revolutionsfilm

VLADIMIR TATLIN 1885–1953



Der Maler, Bildhauer und Architekt revolutioniert mit seinen geometrischen Raumkonstruktionen die Kunst der Moderne. 1919 entwirft er einen 396 Meter hohen Turm, in dessen Innerem sich Räume in unterschiedlicher Geschwindigkeit um eine Achse drehen. Doch das als Informationszentrum geplante Monument wird nicht gebaut – es missfällt der Sowjetregierung.

ANNA ACHMATOWA 1889–1966



Die streng komponierten Verse von Russlands bedeutender Lyrikerin des 20. Jahrhunderts über Liebe und das Verhältnis zu Gott gelten den Kulturfunktionären als „volksfremd“. Während der Stalin-Ära darf sie nur zwei Bücher veröffentlichen. Erst nach dem Tod des Diktators erfährt die unangepasste Dichterin Anerkennung in der UdSSR.

„Oktober“ die Rekordsumme von fast 800 000 Rubeln ausgeben dürfen – und im Gegenzug weisungsgemäß Stalins Rivalen Leo Trotzki herausgeschnitten. Fünf Jahre später bietet man ihm nur noch Musikkomödien und Hörspielfilme an; beleidigt lehnt er ab.

1932 wird seine Montagetechnik als „formalistisch“ verdammt: als Beispiel jener modernistischen Haltung, der die Form angeblich wichtiger ist als die Verständlichkeit. Die Funktionäre verlangen jetzt einfache Geschichten, schöne Stars, leichte Musik.

Eisenstein entschließt sich zur Anpassung. In der Zeitung „Kino“ lobt er zähneknirschend die antiformalistische Parteilinie. Doch erst sein Hörspielschinken „Alexander Newskij“ über den russischen Abwehrkampf gegen die Deutschritter im Jahr 1242 beschenkt ihn 1938 wieder das Wohlwollen der Mächtigen – aber zugleich ein „Trauma“, wie er notiert: „Dies ist der erste Film, in dem ich den Eisenstein-Touch aufgegeben habe.“

Das Opfer ist vergebens. Im Jahr darauf, als Stalin den Nichtangriffspakt mit Hitler schließt, wird „Newskij“ aus dem Programm genommen: Russen, die gegen Deutsche kämpfen, sind kein Filmthema mehr.

Spielverderber aber ruft Stalin gnadenlos zur Räson. Als 1934 das Musical „Lustige Burschen“ ins Kreuzfahrtschiff politisch besorgter Kritik gerät („Limonadenideologie“, schimpfen die Spaßfeinde vom Schriftstellerverband), setzt sich der Diktator per-

sönlich für den Amüsiertfilm ein. Der Volkskommissar für Bildung, der den Streifen als „konterrevolutionär“ gebrandmarkt hat, wird vier Jahre später exekutiert.

Es ist kein Wunder, dass Grigorij Alexandrow, der Regisseur der Komödie, sein Handwerk auf einer Dienstreise zu den Lustspielfabriken Hollywoods gelernt hat. Und es ist fast unvermeidlich, dass er zu Stalins Lieblingsregisseur aufsteigt. Der Slogan der Jazztruppe, die in „Lustige Burschen“ Moskau im Sturm erobert und deren Lieder jetzt das ganze Land singt, lautet: „Leicht auf dem Herzen vom fröhlichen Liede“.

Es sind ausgerechnet die seichten Klänge aus den *mjusik-cholly*, den Varieté-Bühnen der NEP-Zeit, die Stalins Musicals zum Erfolg verhelfen: Es sind Jazz und Tango, Foxtrott und sogenannte Zigeunerromanzen, einst von proletarischen Kulturwächtern als „Tanz verblödeter und gehorsamer Sklaven“ oder „Musik der Impotenten“ verpönt. Doch jetzt sind diese Schlager, die jeden politischen Lehrauftrag souverän ignorieren, die wahren Arbeiterlieder geworden.

Der Diktator selbst ebnet den munter-sentimentalen Klängen den Weg: Den „Marsch der Lustigen Burschen“ will er am liebsten landesweit auf Grammophonplatten verbreiten lassen. Und als die Regierungszeitung „Iswestija“ eine Kampagne gegen Jazz im Kino lanciert, lässt Stalin die Redaktion „säubern“.

Doch gleichzeitig passt er auf, dass die neue Volks-Lust nicht in Wollust umschlägt. Wie die Filme Walt Disney's unterliegt auch die Stalin-Kultur

einem streng puritanischen Reinheitsgebot: Ein Gesetz aus dem Jahr 1935 bedroht „Pornografie“ in Kunst oder Literatur mit fünf Jahren Gefängnis. Und als ein Filmbürokrat seinem obersten Zensor ein paar pikantere Stellen aus West-Filmen vorführt (ganz privat, „zur Entspannung“, versteht sich), schlägt der Tyrann angeekelt mit der Faust auf den Tisch: „Das ist kein Bordell hier!“, ruft er aus.

Wie bei Disney sind es Familienwerte, die in Stalins *magic kingdom* den Kurs bestimmen. Der Befreiung der Frau, einst heiliges Ziel der Revolution, setzt der Tyrann die Doppelrolle als Arbeiterin und Mutter entgegen. Die Maler illustrieren nur das „Zurück zur Natur“, ersetzen die asketischen Frauen der Revolutionsutopien durch gesunde Madonnen. Und anstelle der scharfkantigen Maschinenmenschen der Aufbruchsjahre preisen sie jetzt weiches Mutterglück.

Denn auch in der bildenden Kunst wirkt die Doktrin des „Sozialistischen Realismus“, verkündet 1934 von dem Literaten Maxim Gorkij auf dem I. Kongress des sowjetischen Schriftstellersverbandes. Das Wort „Realismus“ hat einen sprechenden Doppelsinn: Nicht die utopische Idee soll mehr reißen, sondern die idealisierte Wirklichkeit, wie sie der Partei vorschwebt.

Der titanische Ehrgeiz, Realitäten völlig neu zu schaffen, der einst die Künstler der Revolution beseelte, ist nicht mehr gefragt: Jetzt gilt es, mit

BORIS PASTERNAK 1890–1960



Die meisten Bücher Pasternaks verbieten die Zensoren. So auch den Roman »Doktor Schiwago« – die Geschichte eines Mannes, der in den Wirren von Revolution und Bürgerkrieg versucht, seinen Idealen treu zu bleiben. 1958, ein Jahr nachdem das Buch in Italien erschienen ist, erhält er den Nobelpreis. Doch er lehnt ab, aus Furcht, ausgebürgert zu werden.

EL LISSITZKY 1890–1941



Der Maler, Grafiker und Architekt experimentiert ab 1919 mit abstrakten geometrischen Formen. Ende 1921 siegt Lissitzky nach Deutschland über, wo er eine Zeitschrift für russische Kunst mit herausgibt. Zurück in Moskau, entwirft er unter anderem stilbildende Propagandaplakate. Seine Arbeiten beeinflussen das Design und die Architektur des 20. Jahrhunderts.

dem Greifbaren zu arbeiten – und sei es, indem man es sich schönmalt.

Auf den Gemälden der „Sozialistischen Realisten“ scheint von nun an fast immer die Sonne. Während etwa die – künstlerisch ähnlich rückwärts gewandten – Maler des nationalsozialistischen Deutschland mit Vorliebe tragische Himmel, finstere Weihewelten und ernste, kriegerisch erstarnte Heldenmienen darstellen, zeigen die Designer von Stalins Disneyland „Ungezwungenes Leben“ beim Geländelauf am Wasser, entspanntes Picknick beim „Treffen der Rotarmisten mit Kolchosbauern“ oder Matrosengesang beim Besuch von „Arbeiterinnen auf ihrem Patenschiff der Ostseeflotte“.

So befiehlt Stalin das Glück. Nicht etwa die disharmonischen Leinwände eines zeitgenössischen Kommunisten wie Pablo Picasso sollen den Malern zum Vorbild dienen, sondern die mehr als 50 Jahre alten Werke des russischen Realisten Ilja Repin. „Der Sozialistische Realismus“, so bringt es einer der Kultur-Politruks auf den Punkt, das „ist Rembrandt, Rubens und Repin im Dienst der Arbeiterklasse“.

Der Tag, an dem Dmitrij Schostakowitsch sein Urteil der „Prawda“ entnimmt, ist ein kalter Wintertag. Gleich nach Stalins Besuch in der Oper ist der Komponist zu einer Konzertreise ins nordrussische Archangelsk aufgebrochen. Frierend steht er dort in der Schlange vor dem Kiosk, die sich nur langsam vorwärtsbewegt. Als er die Zeitung in

Empfang nimmt, beginnt er sofort zu lesen – und bricht schluchzend zusammen. „He, Bruder“, ruft einer der Wartenden, „schon morgen besoffen?“

Jetzt, nach dem Verriß Schostakowitschs in der „Prawda“, wird aus den Absichtserklärungen Politik. Gegen „Formalisten“, wie die Avantgardisten nun ohne Unterschied geschmäht werden, sind alle Maßnahmen erlaubt.

Wer sich dem Sowjet-Pop widersetzt, muss nicht nur um seinen Beruf bangen, sondern um die nackte Haut.

1938 stirbt der Dichter Ossip Mandelstam in einem Lager bei Wladiwostok. 1940 wird der Literat Isaak Babel erschossen, der auf dem 1. Schriftstellerkongress noch Gelächter auslöste, als er mitteilte, Staat und Partei hätten den Autoren nur *ein* Recht genommen – nämlich das, schlecht zu schreiben (das aber sei freilich ein sehr wichtiges Recht gewesen). Und 1939 wird der Theater-Avantgardist Wsewolod Meyerhold aus den Proben heraus verhaftet und im Jahr darauf nach grausamer Folter umgebracht.

Auch über Schostakowitsch ziehen sich Wolken zusammen. Nicht nur um sich muss er jetzt fürchten, sondern auch um seine Frau Nina und seine Kinder Galina und Maxim. Nachts legt er sich nur noch mit Kleidern ins Bett, einen gepackten Koffer neben sich: schlaflos wartet er auf das Klingeln der Männer vom NKWD. Er zieht den Kopf ein, trinkt, denkt an Selbstmord.

Er vollendet seine Vierte Symphonie, genauso „formalistisch“ wie die vorangegangenen Werke. Und natürlich wird er kurz vor der Uraufführung von offizieller Seite aufgefordert, seine Komposition zurückzuziehen.

Schostakowitsch beginnt, am Konservatorium zu unterrichten, schreibt nun hauptsächlich Gebrauchsmusik für Unterhaltungsfilm wie „Das dumme Mäuschen“ – eine geistlose, aber ungefährliche Arbeit. Und er begräbt seine hochfliegenden Opernpläne; jedes Wort zu viel ist jetzt eine Gefahr.

Schostakowitsch ist nicht der Einzige, dessen Mut an Stalins Willkür zerschellt. Dem Schriftsteller Michail Bulgakow („Der Meister und Margarita“), der so lange verboten und kaltgestellt wird, bis er um Ausreiseerlaubnis bittet, verschafft der Diktator persönlich einen Posten am Moskauer Künstlertheater.

1939 schreibt Bulgakow ein Huldigungsdrama über den jungen Revolutionär Stalin. Der Autor stirbt wenige Monate später, doch Stalin kann sich nun brüsten: „Wir haben sogar Bulgakow beigebracht, für uns zu arbeiten.“

Und so schreibt auch Schostakowitsch seine Fünfte Symphonie – ein Kompromisswerk in einer vereinfachten und dennoch hochindividuellen Musiksprache, an klassischen Formen orientiert und voll emotionaler Kraft. Am Tag vor der Premiere erklärt er in der Zeitung des Moskauer Parteikomitees: Dieses Werk sei die „konstruktive schöpferische Antwort eines sowjetischen Künstlers auf gerechte Kritik“.

Das Premierenpublikum applaudiert eine halbe Stunde lang; aschfahl, sich auf die Lippen beißend, nimmt der Komponist die Ovationen entgegen.

Es klingt paradox, dass ausgerechnet der Weltkrieg den Künsten wieder etwas Freiraum verleiht: Das Regime

OSSIP MANDELSTAM 1891–1938



Der Dichter schafft eine eigenständige, oft nur schwer zu entschlüsselnde Poesie. In dem Gedicht »Wir Lebenden spüren den Boden nicht mehr« verdammt er 1934 »den Gebirgler im Kreml« (Stalin). Die Verse, nur wenigen Freunden vorgetragen, fallen in die Hände der Polizei. Mandelstam wird verhaftet. Er stirbt im Arbeitslager.

MICHAIL BULGAKOW 1891–1940



Bulgakow, einer der großen russischen Satiriker, schreibt Theaterstücke sowie humorvolle, bitterböse Geschichten über Missgunst, Mittelmaß, Korruption und Willkür im sowjetischen Alltag. Als keines seiner Werke mehr veröffentlicht wird, wendet er sich 1930 an Stalin persönlich. Fortan darf er als Regieassistent arbeiten. Doch seine Romane erscheinen erst in den 1960er Jahren.



KASIMIR MALEWITSCH «ROTE KAVALLERIE»

Lange ist Malewitsch gefeierter Vertreter der Avantgarde. Doch Ende der 1920er Jahre beginnt der Künstler wieder gegenständlicher zu malen (Bild von 1932)

hat nun andere Sorgen. Seine Siebte Symphonie – gewidmet „unserem Kampf gegen den Faschismus“ – verfasst Schostakowitsch im belagerten Leningrad. Draußen heulen Sirenen, flammen Brandbomben auf. Später, so berichtet es sein umstrittener Biograf Solomon Wolkow, wird er beteuern, das Werk richte sich gegen „jede Art von Totalitarismus“ – doch die Staatspropaganda nimmt die zornige

Musik gern auf und lenkt sie gegen den Feind.

Es gibt westliche Kritiker, die das Werk als bombastische Begleitmusik für einen schlechten Kriegsfilm schmähen – doch die Symphonie ergreift das Land, bringt Menschen zum Weinen.

Bei der Moskauer Erstaufführung im März 1942 im Bolschoj-Theater bleiben die Zuhörer auf ihren Plätzen, obwohl die Luftabwehr nach dem

zweiten Satz Fliegeralarm ausruft. Am 9. August kommt das Werk im belagerten Leningrad zur Aufführung: Ein Dirigent im schlitternden Frack leitet ein Orchester, das in Pullovern musiziert. Zum Finale erhebt sich das Publikum von den Plätzen. Das Radio überträgt das Konzert überall im Land.

Doch am 8. Mai 1945 ist der Krieg vorbei – und mit ihm die kurze Freiheit

SERGEJ PROKOFJEW 1891–1953



Der Komponist vereint traditionelle Elemente mit modernen, oft gewagten Harmonien. Zum 20. Jahrestag der Oktoberrevolution etwa komponiert er eine Kantate für zwei Chöre, Schlagzeug sowie für ein Akkordeon und ein Bläserensemble – zu Texten von Stalin, Lenin und Marx. Doch 1948 brandmarkt Stalin den international gefeierten Musiker als »Formalisten«.

ALEXANDER RODTSCHENKO 1891–1956



Linien und geometrische Formen bestimmen das Werk des Malers, der sich 1924 der Fotografie zuwendet. Rodtschenko zeigt etwa Menschen an Maschinen sowie Aktenberge und Glühbirnen aus ungewöhnlichen Perspektiven. Durch solche Aufnahmen, die mitunter fast wie abstrakte Grafiken wirken, will er lernen, die Welt »neu zu sehen«.



KASIMIR MALEWITSCH »ARBEITERIN«

Ganz gibt Malewitsch dem Zwang zum kommunistischen Einheitsstil nicht nach. Seine Darstellungen von Sowjetbürgern orientieren sich auch an Vorbildern der Renaissance oder der russischen Ikonenmalerei

der Kultur. Stalin verliert keine Zeit, nun eine härtere Gängart einzuschlagen. Sein Scherze ist der ZK-Sekretär Andrej Schdanow, nach dem diese Epoche dereinst *schdanowschtschina* heißen wird: Jahre des Schweigens, der Verstellung, der Friedhofsruhe.

Das Dissonanzverbot trifft auch die Theaterbühnen: Gefordert wird das „konfliktlose Drama“, in dem allenfalls „das Gute gegen das Bessere“ streiten darf. Im August 1946 verdammt Schdanow den Schriftsteller Michail Soschtschenko als „literarischen Abenteurer

ohne Ehre und Gewissen“ und verurteilt die Gedichte der Lyrikerin Anna Achmatowa als „volksfremd“ – ein Vorwurf, der das Thema für eine antisemitische Kampagne setzt, die unter dem Etikett des „Anti-Kosmopolitismus“ die jüdische Intelligenz dezimiert.

Bleich und reglos, hinter dicken Brillengläsern versteckt, lauscht Schostakowitsch den Anweisungen Schdanows, der auf einer ZK-Tagung im Januar 1948 die versammelte Musikelite auf den Kampf gegen modernistische Klänge einschwört.

Auch Kompositionen von Schostakowitschs Schülern erregen Unmut. Die zeitgenössische Musik erinnere ihn, höhnt der Funktionär, „bald an eine Bohrmaschine, bald an ein musikalisches Mordinstrument“. Und er fährt fort: „Sie wundern sich vielleicht, dass man im Zentralkomitee der Bolschewiki von der Musik Schönheit und vollendete Form verlangt.“

Am 11. Februar 1948 veröffentlicht die „Prawda“ einen ZK-Beschluss mit einer „Aufzählung „volksfremder“ Komponisten. Sergei Prokofjew ist auf dieser Liste verzeichnet, auch Aram Chatschaturjan. An erster Stelle aber steht der Name Schostakowitsch.

Bei einer Konferenz des Komponistenverbandes soll er Selbstkritik üben. Im voll besetzten Saal sitzt er allein in einer Reihe. Auf dem Weg zum Podium wird ihm ein Zettel mit einer Rede zugesteckt, die er apathisch abliest, als ginge es um einen Fremden: „Er kehrte wieder zum Formalismus zurück und sprach in einer dem Volk fremden Sprache. Nun aber sieht er klar, dass die Partei recht hat.“ Die Musik der Schwierigen verschwindet fast voll-

VLADIMIR MAJAKOWSKI 1893–1930



Der Poet des russischen Futurismus und überzeugte Bolschewik verfasst zahlreiche Propagandaschriften. Doch bald ist ihm die UdSSR zu kleinbürgerlich und korrupt. Ab 1925 reist er durch Europa und Amerika, hält Vorträge, schreibt Gedichte. 1930 nimmt er sich das Leben – aus Liebeskummer. Stalin admittiert ihn als »talentiertesten Dichter der sowjetischen Epoche«.

ISAAK BABEL 1894–1940



»Die Reiterarmee« – ein Zyklus von Erzählungen über die Brutalität des Bürgerkrieges – bringt Babel 1926 den internationalen Durchbruch und der Sowjetunion einen Skandal. Denn Offiziere fühlen sich durch das Buch diffamiert. Unter Stalins Diktatur wächst der Druck auf den Schriftsteller. Im Mai 1939 wird er verhaftet und vermutlich im Januar 1940 hingerichtet.

ständig von den Spielplänen, Radio Moskau löscht Tonbänder mit „formalistischen“ Klängen. Zeitungen drucken Dankesbriefe von Werktagen aus dem ganzen Land; „Millionen einfacher Menschen“, so heißt es, preisen die Partei für die Befreiung von der quällenden Musik.

Alle, die ihr Verständnis nie zugeben wagten, stimmen jetzt erleichtert in die Schmährufe ein. Selbst Schostakowitschs zehnjähriger Sohn wird bei der Musikschulprüfung geworungen, seinen Vater zu verdammen.

Der Komponist wird krank. Er leidet unter Kopfschmerzen, Übelkeit, Trübsal. Die Freunde kommen ihm abhanden: Wer noch nicht tot oder verhaftet ist, zieht sich zurück. Dafür tritt er bei Versammlungen auf, die ihn nicht interessieren, liest Verlautbarungen vor, die er nicht kennt, unterschreibt Resolutionen, die er nicht liest. Und wartet auf die Verhaftung.

Doch auch wenn Schostakowitsch im Sowjetstaat geschmäht wird – für die Außendarstellung braucht man ihn doch. 1949 fordert ihn Außenminister Wjatscheslaw Molotow auf, die sowjetische Delegation zur Friedenskonferenz internationaler Künstler und Wissenschaftler in New York zu verstärken. Der Komponist winkt ab, schiebt seine schwache Gesundheit vor. Darklingelt eines Tages sein Tele-

fon: Stalin ist am Apparat und fragt persönlich nach.

Er könne das Land nicht repräsentieren, erklärt der Künstler dem Diktator, er sei krank; zudem werde seine Musik ja nicht mehr gespielt.

Am folgenden Tag erscheinen mehrere Ärzte bei dem Künstler. Kurz darauf fällt das Aufführungsverbot für die Werke der „Formalisten“.

Schostakowitschs Westreise aber wird ein persönliches Desaster. Er verträgt das Fliegen nicht; am Frankfurter Flughafen erwarten ihn Reporter mit flotten Sprüchen: „Hallo Schosty, mögen Sie lieber die Blonden oder die Brünetten?“

In New York, im Hotel Waldorf-Astoria, wird der scheue, unbeholfene Mann zerrieben zwischen der Sensationslust der Medien und der Unerbittlichkeit des Parteauftrags.

Der Komponist Nicolas Nabokov, ein Emigrant, versucht während der Konferenz, die schwierige Lage des Kollegen zu enthüllen: Ob Schostakowitsch einverstanden sei mit den Attacken der „Prawda“ gegen Komponisten wie Strawinskij und Schönberg?

Er stimme den Äußerungen der „Prawda“ vollständig zu, verkündet der Besucher, die Augen gesenkt.

Zurück in Moskau erhält er für das Aufführungs-Oratorium „Lied der Wälder“ (das, so die Führung der Komponisten-Union, „den Genossen Stalin verherrlicht, den genialen Schöpfer des großen Plans zur Umgestaltung der Natur“) seinen vierten Stalinpreis: Später wird er angeben, er habe das Werk „unter Zwang“ geschrieben. 1952

bringt ihm ein Chorzyklus mit Texten revolutionärer Dichter der Jahrhundertwende den fünften Stalinpreis ein.

Im März 1953 ist der Diktator tot. Schostakowitsch beteiligt sich an einem beflissenen Nachruf („Der Name und das Werk Stalins werden ewig leben“) – und macht sich daran, mit ihm abrechnen: Nach acht Jahren Pause schreibt er wieder eine Symphonie.

Es ist ein Krieg der Klänge. Auf der einen Seite das Stalin-Motiv – das wilde Scherzo des zweiten Satzes –, auf der anderen Seite der Komponist selbst, verkörpert durch ein Thema aus den Tönen D-Es-C-H, den deutschen Initialen seines Namens.

Im letzten Satz ringen beide Seiten miteinander, das Schostakowitsch-Motiv wird erst angegedeutet von Hörnern und Trompeten, dann störrisch wiederholt von Streichern und Holzbläsern – bis das Stalin-Thema verblasst und Schostakowitschs Name das Finale überstrahlt: D-Es-C-H!

Vielleicht ist die Symphonie weniger ein postumes Attentat auf den Diktator als ein Kampf um die eigene Integrität – der innere Kampf eines ängstlichen Mannes in einer barbarischen Zeit. Doch das Wichtigste ist: Schostakowitsch hat Stalin überlebt. Erst 22 Jahre nach ihm wird er sterben – an Lungenkrebs, in einem Bett.

Drei Tage nach seinem Tod meldet auch die „Prawda“ das Ereignis, verbsteckt auf Seite drei. Die Titelseite bringt Informationen über die Ernte, die Erfolge der Bergleute und die Übergabe eines Mähdreschers an einen verdienten Landarbeiter. □

Literatur: Laurel E. Fay, „Shostakovich. A Life“, Oxford University Press; die zur Zeit beste Biografie des Komponisten.

Hubert Gafner u. a. (Hg.), „Agitation zum Glück. Sovjetische Kunst der Stalinzeit“, Edition Temmen: Ausstellungskatalog mit aufschlussreichen Aufsätzen zum Sozialistischen Realismus.

SERGEJ EISENSTEIN 1898–1948



Der Film-Revolutionär wird 1925 mit dem Werk »Panzerkreuzer Potemkin« über die Revolution von 1905 weltbekannt. Er entwickelt unter anderem eine neuartige Technik, bei der er Sequenzen entgegen ihrer Chronologie montiert. Für den Film »Iwan der Schreckliche« von 1944 erhält Eisenstein den Stalin-Preis. Doch dann verliert er die Gunst des Diktators.

DANIIL CHARMS 1905–1942



Wegen seiner subversiven Texte wird der Künstler mehrfach inhaftiert. In dem Drama »Jelisaweta Bam« prangert er die Willkürjustiz an: Die grundlos verhaftete Hauptfigur wird zum Verbrechen gezwungen, um so ihre Haft zu legitimieren. Nach einer weiteren Verhaftung verhungert Charms während der deutschen Blockade 1942 in einem Leningrader Gefängnis.

Blind in die Katastro



Hitler überzieht 1939 die Welt mit Krieg – und Stalin ist zunächst sein

wichtigster Verbündeter. Als der deutsche Diktator aber bald darauf die UdSSR

angreifen will, erfahren sowjetische Agenten zwar früh davon. Doch der

Herr im Kreml ignoriert die Gefahr VON CAY RADEMACHER

P H E



Wehrmachtssoldaten in Wolokolamsk, etwa 100 Kilometer vor Moskau, Dezember 1941. Die Angreifer drücken eine 1600 Kilometer breite Front tief in die Sowjetunion, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer.

Nur wenige Wochen im Leben des Josef Stalin sind so dramatisch wie jene vor und nach dem Überfall Adolf Hitlers 1941. Der Angriff der Wehrmacht auf die UdSSR verursacht unfassbare Zerstörungen, ändert den Lauf des Zweiten Weltkrieges – und bringt dem Diktator in Moskau beinahe den Tod, wenn auch nicht von deutscher Hand.

Wieso aber wird Stalin ausgerechnet von diesem Angriff überrascht? Weshalb ist er fast wehrlos bei einem Gegner, der den Kampf gegen den Bolschewismus zur Lebensaufgabe erklärt und bereits halb Europa mit Krieg überzogen hat?

Wie kommt es, dass sich ein Gewalt Herrscher, der selbst unbedeutendste oder auch nur eingebildete Gegner beim leisen Verdacht gnadenlos auslöscht, ausgerechnet von seinem schlimmsten Feind über Monate täuschen lässt?

Eine Suche nach den Ursachen einer Jahrhundertkatastrophe – und ein Protokoll von Verwirrung und Verrat, von Furcht und Wahn.

DIE VORGESCHICHTE

Im Jahre 1934 lobt Stalin Hitler: „Das ist schon ein ganzer Kerl! Großartig! Der kann etwas!“ Da hat der deutsche Regierungschef gerade im sogenannten „Röhm-Putsch“ Hunderte Parteigänger und Gegner ermorden lassen. Eine „Säuberung“, die dem sowjetischen Diktator imponiert.

Auch sonst blickt Stalin als Realpolitiker auf die Welt jenseits der Grenzen. Die Parole „Kampf gegen den Faschismus“ ist zwar für die Propaganda gut, doch ihn interessiert an fremden Staaten vor allem deren Nutzen für die UdSSR. Kann man mit ihnen Handel treiben? Ihnen Zugeständnisse, gar Land abpressen? Oder drohen Angriffe?

Selbstverständlich kann Deutschland der Sowjetunion gefährlich werden.

Doch gilt das nicht auch für Großbritannien und Frankreich, die beide in den russischen Bürgerkrieg eingegriffen haben? Stalin traut Berlin nicht – aber London und Paris ebenso wenig.

Im Sommer 1939 ist es so weit: Deutschland hat augerüstet und bereitet nun einen Angriff auf Polen vor.

Dessen Verbündete in London und Paris fordern Moskau auf, Warschau beizustehen, bieten dafür aber so gut wie nichts: kein Bündnis mit der UdSSR, keine materiellen Gegenleistungen.

Ganz anders Berlin – Hitler will Moskau als Verbündeten gewinnen. Also offeriert er ein Handelsabkommen: Kohle und Getreide aus der UdSSR gegen deutsche Maschinen und Waffen. Zudem einen Nichtangriffspakt. Und darüber hinaus, in einem geheimen Zusatzprotokoll: die Aufteilung Osteuropas.

Am 23. August 1939, nur neun Tage vor dem Überfall auf Polen, fliegt der deutsche Außenminister Joachim von Ribbentrop nach Moskau und unterzeichnet mit seinem Amtskollegen Wjatscheslaw Molotow einen Pakt, in dem sich ihre beiden Herren freie Hand bei der Gewaltpolitik zusichern: Hitler darf seinem Reich unter anderem Westpolen einverleiben, Stalin bekommt dafür die Zusicherung, dass er die polnischen Ostgebiete annexieren darf, fast das ganze Baltikum sowie einen Teil Rumäniens.

Das ist ein strategischer Triumph für beide Seiten. Hitler verschafft er freie Hand in Nord- und Mitteleuropa. In den folgenden acht Monaten erobert das Deutsche Reich den Westen Polens, besetzt Dänemark und große Gebiete Norwegens. Stalin marschiert in den Ostteil Polens ein und annexiert Regionen in Finnlands Osten sowie strategisch wichtige Inseln im Baltischen Meer.

Bis Mai 1940 hat Moskau durch das Bündnis mit Hitler viel gewonnen. Der Deutsche lässt einem Sowjetdiplomaten ausrichten, er betrachte den Pakt als „soliden und unwiderruflichen Akt“.

Dann aber verdüstert sich die Lage.

DER AUFZIEHENDE STURM

9. MAI 1940: Stalin billigt nach den Siegen der vorangegangenen Monate eine Teil-Demobilisierung der Roten Armee: Von 3,2 Millionen Soldaten werden 686 000 Reservisten entlassen.

Die Rote Armee ist eine gewaltige, doch fast kopflose Streitmacht. Bei „Säuberungen“ 1937/38 sind 80 Prozent der

Korps- und Divisionskommandeure und 90 Prozent der Stabsoffiziere exekutiert oder verhaftet worden. Drei Viertel aller neuen Offiziere dienen erst weniger als ein Jahr. Und „40 Prozent der Kommandeure“, so die Einschätzung eines hochrangigen KP-Funktionärs, sind „dumm, charakterlos oder feige“.

10. MAI: Berlin greift Frankreich, die Niederlande, Belgien, Luxemburg an.

22. MAI: Stopp der Demobilisierung der Roten Armee. Die Truppenstärke wird wieder erhöht, moderne Panzer sollen eilig gebaut werden.

17. JUNI: Paris bittet um Frieden. Stalin ist schockiert vom mühelosen Sieg der Wehrmacht. „Jetzt wird Hitler bestimmt uns fertigmachen!“, ruft er einem Vertrauten zu.

Fortan treibt den Diktator die Sorge um die Schwäche der Roten Armee um, und die Angst, dass Deutschland ihn angreifen könnte. Aber was vermag er zu tun? Großbritannien, die verbliebene Westmacht, wirkt militärisch zuschwach – und er traut London ohnehin nicht.

Die Nähe zu Hitler scheint Stalins einzige Option zu sein. Das Ziel: einen Krieg mit Deutschland zu verhindern, zumindest jedoch so lange hinauszögern, bis die Rote Armee wieder der Wehrmacht gewachsen ist. 4000 inhaftierte Offiziere werden aus den Kerkern entlassen und erneut eingestellt.

Molotow gratuliert derweil Berlin „zu dem glänzenden Erfolg“.

In Deutschland entscheidet sich Hitler spätestens jetzt, einen Angriff auf die UdSSR zu wagen – um „Lebensraum“ im Osten zu erobern.

9. JULI: Der Geheimdienst erklärt Stalin, dass Deutschland einen Angriff auf die Sowjetunion plane.

Die Agentenberichte stammen aus mehreren Ländern: Im besetzten Polen werden Wehrmachtseinheiten verlegt; im besetzten Tschechien fährt die Waffenschmiede Skoda die Produktion hoch, zudem werden in Prag weißrussische Emigranten und Russisch sprechende, ehemalige tschechische Offiziere von den Deutschen angeworben. Der Bruder des Reichsluftfahrtministers Hermann Göring kauft in Rumänien und Bulgarien Waffen ein. Und ein hochrangiger deutscher Diplomat verrät weißrussi-



Am 23. August 1939 posieren im Kreml der deutsche Außenminister Ribbentrop (l.) und sein sowjetischer Kollege Molotow (r.) mit Stalin. In einem soeben unterzeichneten Geheimvertrag legen beide Mächte fest, welche Länder sie unterwerfen wollen

schen Emigranten, Hitler wolle in Russland „eine neue Ordnung errichten“.

Vage Informationen nur, trotzdem: Der Kremlherr erfährt von einem möglichen Angriff auf die UdSSR früher als das Oberkommando der Wehrmacht. Aus bis heute ungeklärten Gründen glaubt Stalin, dass ein Angriff, sollte er je erfolgen, vor allem die Ukraine treffen würde.

Zwei Geheimdienste sammeln für Stalin Informationen: der dem Militär unterstehende GRU und der Dienst des Innennamens NKWD. Diplomaten und Militärrattachés in den Botschaften sowie Hunderte Ausländer, meist überzeugte Bolschewiki, arbeiten ihnen zu.

Doch auch die Geheimdienste wurden durch die Säuberungen verheert: Beim GRU fielen ihnen sämtliche führenden Offiziere zum Opfer, auch viele Agenten im Ausland wurden liquidiert.

Dennoch haben die Dienste in Berlin wertvolle Informanten angeworben. Männer wie Willy Lehmann, Deckname

„Breitenbach“, der bei der Gestapo arbeitet. Oder Arvid Harnack („Korse“), ein Ökonom im Reichswirtschaftsministerium. Oder Harro Schulze-Boysen („Hauptfeldwebel“), ein Mitarbeiter des Reichsluftfahrtministeriums.

Doch was niemand in Moskau ahnt: Der Informant Orest Berlings („Lyzemummenschüler“) ist ein Doppelagent, der von der Gestapo mit Fehlinformationen versorgt wird.

31. JULI: Hitler präsentiert den Stabschefs der Wehrmacht seinen Angriffsplan. Schon wenige Tage später fertigen Offiziere den „Operationseinsatz Ost“ an, mit ersten Details: Bis zu 140 Divisionen sollen angreifen, mehr als zwei Millionen Mann; nach nur elf Wochen Feldzug soll das europäische Gebiet der UdSSR zum großen Teil unterworfen sein.

17. AUGUST: Posten des NKWD melden, dass deutsche Offiziere von polnischer Seite aus die Grenzgebiete zur Sowjetunion inspizieren. Flugplätze werden in Polen gebaut, Kampfflugzeuge aus dem Westen herangeschafft. Einige Tage später hören Agenten Ge-

rüchte, die Wehrmacht wolle 120 Divisionen nach Osten verlegen.

HERBST: Nun folgen fast täglich Berichte. Mehr als 70 Züge mit Soldaten und Waffen verlassen Frankreich und rollen gen Osten. In der Slowakei werden Flugplätze errichtet, in Polen Kasernen. Dort übt die Wehrmacht Angriffe auf einen defensiv eingestellten Gegner. Ein Beamter im deutschen Außenministerium soll verkündet haben, Hitler werde „das Problem im Osten mit militärischen Mitteln lösen“.

Stalin zweifelt dennoch. Vielleicht sind diese Nachrichten nur Provokationen? Ausgetreten von den Briten – die Moskau in einen Krieg gegen Deutschland treiben wollen, weil sie selbst Hitler nicht mehr widerstehen können?

UM DEN 5. OKTOBER: Semjon Timoschenko, Volkskommissar für Verteidigung, legt einen Plan vor: den beschleunigten Ausbau der „Molotow-Linie“, einer befestigten Stellung im besetzten Ostpolen und entlang der Grenze zu Ost-



Im Juni 1941 rollen deutsche Panzer in die Ukraine. Das schwere Kriegsgerät der Wehrmacht an der Grenze hat schon früh sowjetische Informanten alarmiert. Doch Stalin glaubt, dass Hitler mit dem Aufmarsch nur blufft – bis es zu spät ist

preußen; anschließend sollen Truppen aus der gesicherten Region in den Süden verlegt werden. Denn von dort werde ja, so glaubt es zumindest der Kremlherr, der Angriff erfolgen, wenn überhaupt.

Der Kopf hinter diesem Verteidigungsplan ist General Georgij Schukow. Ein bulliger Offizier, überzeugter Kommunist, rücksichtslos, brutal, tapfer. 1939 hat er in Sibirien einen Angriff der japanischen Armee zurückgeschlagen. Stalin ist von ihm beeindruckt.

12./13. NOVEMBER: Außenminister Molotow reist nach Berlin, konferiert mit Hitler und Ribbentrop. Molotow ist überrascht von, wie er berichtet, Hitlers

„Freundlichkeit“. Über „diplomatische Kanäle“, so hofft er, werden sich Konflikte mit dem Reich auch künftig vermeiden lassen. Einen Krieg hält er für wenig wahrscheinlich.

5. DEZEMBER: Hitler erklärt seinen Stabschefs, dass fortan nicht mehr London, sondern Moskau als Hauptgegner anzusehen sei. Das Vorhaben erhält den Codenamen „Barbarossa“.

Noch am selben Tag geht bei der sowjetischen Botschaft in Berlin ein anonymer Brief ein, in dem vor einem Überfall auf die UdSSR gewarnt wird.

18. DEZEMBER: In einer Weisung an die Wehrmacht befiehlt Hitler, „darauf vorbereitet zu sein, auch vor Beendigung des Krieges gegen England Sowjetrussland in einem schnellen Feldzug

niederzuwerfen“. Nun werden die Vorbereitungen intensiviert, sickern Details langsam zu: immer mehr Soldaten durch – und nicht nur dort.

29. DEZEMBER: Der Militärattaché in Berlin meldet Stalin, ein Informant habe „aus bestinformierten hohen Militärcreisen erfahren, dass Hitler Befehl gegeben hat, Vorbereitungen für den Krieg gegen die UdSSR zu treffen. Krieg wird im März 1941 erklärt werden“.

2. BIS 11. JANUAR 1941: Zwei Manöver der Roten Armee. Die Truppen üben die Verteidigung gegen eine angreifende Armee. Die Ergebnisse sind ernüchternd. Die hohen Offiziere sind mit der



Sowjetische Generäle dürfen die Armee nicht alarmieren

Organisation großer Armeen überfordert. Stalin ist außer sich, als er erfährt, dass die Rote Armee der Wehrmacht so kaum standzuhalten vermag.

Was kann er tun? Der Kremlherr setzt noch mehr auf die Diplomatie. Er hofft, dass ihm die Deutschen Forderungen präsentieren, nach Land, nach militärischem Beistand, über die sich verhandeln lässt. Hofft, dass Berlin erkennt, wie unklug es wäre, sein Riesenreich anzugreifen, solange man noch Großbritannien bekriegt. Als erste Konsequenz aus der militärischen Schwäche entlässt er den Generalstabschef. Als Nachfolger bestellt er jenen General, der bereits die Japaner geschlagen hat: Schukow.

10. JANUAR: Unterzeichnung eines erweiterten deutsch-sowjetischen Han-

delsabkommens. Für Stalin ein Triumph der Diplomatie, da es bis zum August 1942 Lieferungen regelt. Ein Indiz, dass die Wehrmacht bis dahin nicht angreift?

20. JANUAR: Sowjetagenten fangen ein Telegramm des japanischen Botschafters in Bukarest an seine Regierung ab: „Die Lage ist in ihr entscheidenden Stadium getreten. Deutschland hat seinen Aufmarsch von Finnland bis zum Schwarzen Meer abgeschlossen und ist überzeugt, dass es einen leichten Sieg erringen wird.“

ENDE FEBRUAR: Timoschenko und Schukow sind auf Stalins Datscha eingeladen. „Denken sie daran, dass er sich keine langen Vorträge anhört“, mahnt der Verteidigungsminister den Stabschef.

Kurz darauf steht Schukow vor Stalin und dessen Vertrauten. Der General, beunruhigt von den Geheimdienstberichten, will Stalin vor einem Angriff der Wehrmacht warnen, will Gegenmaßnahmen mit ihm besprechen. Schukow hat nur wenige Minuten, bevor Buchweizengrütze und Borschtsch serviert werden. Nervös berichtet er.

„Sind Sie scharf darauf, sich mit den Deutschen anzulegen?“ unterbricht ihn Molotow schon nach dem ersten Satz.

Schukow darf trotzdem ausreden, dann mit den Genossen speisen. Zum Abschied aber warnt ihn Stalin vor „hochfliegenden, unrealistischen Projekten, für die Russland die Mittel fehlen“. Konkrete Verteidigungsbefehle gibt er nicht.

9. MÄRZ: Harro Schulze-Boysen, der Spion im Reichsluftfahrtministerium mit dem Decknamen „Hauptfeldwebel“, meldet, dass von Bukarest, Königsberg und dem norwegischen Kirkenes Aufklärungsflugzeuge der Luftwaffe starten und Sowjetgebiet überfliegen.

6. APRIL: Die Wehrmacht überfällt Jugoslawien – unter anderem deshalb, weil Hitler für den bevorstehenden Angriff gegen die UdSSR seine Südostflanke absichern will.

„Lasst sie nur kommen. Wir haben starke Nerven“, verkündet Stalin seinen Mitarbeitern heiter. Er glaubt, dass die deutsche Armee in den Bergen des Balkanstaates lange aufgehalten wird.

Doch nur elf Tage später kapituliert Belgrad. Es ist der erfolgreichste „Blitzkrieg“ der Wehrmacht.

9. APRIL: Das Politbüro erfährt, dass wegen „mangelnder Disziplin“ täglich zwei bis drei Piloten der Roten Armee bei Abstürzen ums Leben kommen. Etwas später wird bekannt, dass von 593 als einsatzbereit gemeldeten neuen Jagdflugzeugen des Typs LAGG-3 tatsächlich erst 158 bei der Truppe stehen, und die seien fast alle defekt.

14. APRIL: Stalin liest Berichte von „Hauptfeldwebel“ sowie dem Doppelagenten „Lyzeumsschüler“. Hitler werde, bevor er angreife, in einem Ultimatum fordern, dass die UdSSR als Verbündeter Deutschlands und Italiens formal den Achsenmächten beitrete.

Der Sowjetdiktator ist erleichtert: Ultimatum – bedeutet das nicht, dass Berlin verhandeln will? Dass die Deutschen zumindest, ehe sie attackieren, eine eindeutige Warnung schicken?

Viele sowjetische Geheimdienstler und Diplomaten halten dies für eine gefährliche Illusion. Doch da sich schnell herumspricht, dass Stalin von der Nachricht begeistert ist, tauchen bald weitere Analysen auf, in denen von einem Ultimatum die Rede ist.

Am gleichen Tag meldet sich Franz Kosch, Arbeiter in einer Berliner Elektrofabrik, der als zuverlässiger Informant gilt, bei seinem Kontaktmann in der Sowjetbotschaft. Er sagt, Hitler wolle mit der UdSSR ein Handelsabkommen über 90 Jahre abschließen und Stalin erlauben, die Türkei und Finnland als „Sowjetrepubliken“ zu annexieren. Woher ein einfacher Arbeiter an derartige sensible Informationen kommt, fragt offenbar keiner der Agenten.

MITTE APRIL: „Hauptfeldwebel“ berichtet von schweren Konflikten innerhalb der deutschen Führung. Göring sei für einen Krieg Ribbentrop dagegen.

Stalin liest auch dies gern. Er glaubt nun, dass einige Deutsche, vor allem Wehrmachtoffiziere, auf einen Angriff drängen, andere aber dagegen sind – und

zu denen zählt er Hitler. Wieso Stalin zu diesem Schluss kommt, weiß niemand.

Die Kriegspartei, vermutet der Kremlherr, organisiert den Aufmarsch an der Grenze, doch sei noch längst nicht entschieden, ob die Wehrmacht losschlagen werde. Und falls doch: Dann werde ja zuerst ein Ultimatum gestellt. Genug Zeit also, um zu verhandeln – nur vorsichtig muss man sein, damit sowjetische „Provokationen“ nicht der deutschen Kriegspartei ungewollt Auftrieb geben. Also darf Schukow die Rote Armee nur langsam auf die Verteidigung vorbereiten.

Tatsächlich ist der deutsche Außenminister Ribbentrop gegen einen Krieg mit Moskau – er sieht in London nach wie vor den größten Feind. Doch sein Einfluss ist gering; Hitler hat ihn erst vor einem Monat in das „Unternehmen Barbarossa“ eingeweiht.

Währenddessen melden Agenten, dass in Polen immer noch neue Flugplätze und Hangars errichtet werden.

21. APRIL: Stalin wird von britischen Diplomaten eine Warnung des Premierministers Winston Churchill zugestellt. Die Nachricht: Berlin wird angreifen.

„Ein raffiniertes politisches Spiel“, schimpft der Kremlchef. Sein Londoner Botschafter nennt die Warnungen „peinlich, ja geradezu taktlos“. Stalin fürchtet, dass ihn die Briten zu einem Kriegsschritt provozieren wollen – den er aber nun mehr denn je vermeiden will.

25. APRIL: Der sowjetische Militärtaché in Berlin schreibt in einer Analyse, dass die „UdSSR als Nächste an der Reihe“ sei. GRU-Chef Filipp Golikow hält den Text 24 Stunden zurück und verwässert ihn, ehe er Stalin vorlegt. Er fürchtet, dass die unverblümte Warnung den Zorn des Diktators erregen könnte.

29. APRIL: Hitler untersagt Ribbentrop, mit der UdSSR zu verhandeln, und fordert von ihm die uneingeschränkte Unterstützung bei der Vorbereitung des „Unternehmens Barbarossa“. Persönlich hätte der Außenminister wohl ein Bündnis mit der UdSSR vorgezogen, doch stellt er sich den Kriegsplänen nicht mehr in den Weg.

30. APRIL: „Hauptfeldwebel“ meldet, dass nun auch Ribbentrop für den Krieg sei. Ein Angriff sei nun „jeden Tag“ möglich. Der Bericht geht an die Zentrale

des Geheimdienstes, doch höchstwahrscheinlich wagt es niemand, ihn Stalin vorzulegen. Er verschwindet im Archiv.

Etwa um diese Zeit stürzt ein deutsches Aufklärungsflugzeug über Russland ab, vermutlich wegen eines Defekts. An Bord sind belichtete Filme und Karten des Grenzgebietes.

5. MAI: Stalin hält eine Rede vor 2000 Absolventen der Militärakademie: „Die Rote Armee ist eine moderne Armee. Eine moderne Armee aber ist eine Angriffsarmee“, erklärt er. Absichtlich lässt er den Text dieser Rede durchsickern. Den Deutschen soll damit signalisiert werden, dass die Sowjettruppen stark und selbstbewusst sind.

Am selben Tag melden Agenten aus Warschau, dass die Stadt verdunkelt werde. Militärlazarette sind eingerichtet worden, Tausende Zwangsarbeiter schuften an befestigten Stellungen. Lange Kolonnen deutscher Soldaten marschieren durch die Stadt.

12. MAI: Abends empfangen Stalin und Molotow im Kreml Stabschef Schukow und Verteidigungsminister Timoschenko, die beide auf einen drohenden Überfall hinweisen. Zwei Stunden lang verhandeln die vier, dann gibt Stalin widerwillig etwas nach: 800 000 Rotarmisten sollen in den nächsten Wochen näher zur Grenze verlegt, eine halbe Million Reservisten eingezogen werden. Aber möglichst unauffällig!

16. MAI: Aus Angst vor „Provokationen“ beginnen NKWD-Häscher in der Ukraine mit Verhaftungen ehemaliger zaristischer Beamter und aller irgendwie verdächtiger Personen. Einige Tage später werden auch im Baltikum Deportationen befohlen. Tausende verschwinden – darunter viele Juden, die Stalin als „Faschisten“ verfolgen lässt.

21. MAI: Richard Shore, deutschstämmiger Spion in Sowjetdiensten, meldet aus Tokyo, dass Wehrmachtoffiziere, die sich in Japan aufhalten, ihre Rückreise via Transsibirischer Eisenbahn antreten müssen – und zwar vor Ende Mai. Er berichtet aber auch, dass es 1941 wahrscheinlich keinen Krieg gegen die Sowjetunion geben werde.

25. MAI: „Lyzeumsschüler“, der Doppelagent, bestätigt den Aufmarsch der Wehrmacht in Polen, doch sei ein Krieg „unwahrscheinlich“, da Hitler in diesem Fall eine „Spaltung der Partei“ befürchte. Der NKWD-Auslandschef Wsewolod Merkulow reicht diese beruhigende Meldung eilig an Stalin weiter.

Als einige Tage später vier deutsche Soldaten desertieren und vor einem Angriff warnen, kürzt Merkulow deren Berichte. Jetzt wirken sie so, als befalle die Deutschen „Kriegsmüdigkeit“ und „Angst vor der Roten Armee“.

Dass es gefährlich sein kann, Stalin unangenehme Nachrichten zu überbringen, sieht Merkulow am Fall des Verteidigungsministers Timoschenko, der immer wieder auf eine bevorstehende Invasion hinweist. Timoschenkos Name wird in der sowjetischen Presse kaum noch genannt – ein sicheres Indiz dafür, dass er in Ungnade gefallen ist.

ENDE MAI: Timoschenko und Schukow sprechen dennoch bei Stalin vor, um ihn anzuflehen, unverzüglich mit der Mobilisierung zu beginnen. Stalin jedoch verzögert dies – und konfrontiert die fassungslosen Militärs auch noch mit einer Bitte, die der deutsche Botschafter in Moskau an ihn herangetragen hat: Die Deutschen fragen, ob sie vermisste Gefallene des Ersten Weltkrieges auf sowjetischem Territorium suchen dürfen.

Der zornige Schukow muss diesem Ansinnen zustimmen, obwohl er ahnt, dass so Spione eingeschleust werden sollen, um das Terrain zu sondieren.

Als Timoschenko bittet, zumindest deutsche Aufklärungsflugzeuge, die in den sowjetischen Luftraum eindringen, fortan abschießen zu dürfen, verbietet dies Stalin. Er befürchtet Provokationen und verkündet: „Ich bin nicht sicher, ob Hitler von diesen Aktionen weiß.“

1. JUNI: Zwei Despachen von Richard Sorge aus Tokyo. Ein Angriff in der zweiten Junihälfte sei „zu 95 Prozent sicher“. Stalin aber glaubt, der Spion sei „veralteten“ Informationen aufgesessen.

5. JUNI: Agenten in Polen melden präzise Details der Wehrmachtmobilisierung: Divisionsstandorte, lokale Quartiere, Aufmarschwege, Namen kommandierender Offiziere.

6. JUNI: Mehrere Kommandeure der Roten Armee gestehen Schukow, dass selbst die zurückhaltenden Mobilisierungsbefehle nicht umgesetzt werden. Hunderte Geschütze etwa, die bislang in den alten Grenzbefestigungen standen und nun an der Molotow-Linie in den neu eroberten polnischen Gebieten aufgebaut werden sollen, stecken fest,



Januar 1942, auf der Krim: Angehörige identifizieren gefallene Rotarmisten. Mindestens 8,7 Millionen Soldaten verloren die UdSSR im Krieg: an jedem Tag doppelt so viele wie die westlichen Alliierten am Tag der Invasion in der Normandie

demontiert aus ihren alten Stellungen, noch nicht installiert in den neuen.

7. JUNI: GRU-Chef Golikow vermutet erstmals, dass der deutsche Hauptangriff nicht vom Balkan aus gegen die Ukraine, sondern von Polen und Ostpreußen aus gegen Russlands Zentrum geführt werden könnte. Konsequenzen zieht er jedoch nicht.

11. JUNI: „Hauptfeldwebel“ übermittelt detailliert den deutschen Angriffsplan, nennt Heeresgruppen und deren Stoßziele. Ein NKWD-Agent fügt hinzu, dieser Bericht sei „keine Provokation“, sondern „aus dem Herzen gesprochen“.

Noch in der Nacht sprechen Timoschenko und Schukow bei Stalin vor und bitten, die Rote Armee kampfbereiter machen zu dürfen.

Der Diktator gerät in Wut: „Hitler ist kein solcher Idiot“, faucht er, dass er einen Zweifrontenkrieg gegen Großbritannien und die UdSSR riskieren werde. „Schlagen sie vor, die Mobilmachung im Lande auszurufen, die Truppen jetzt zu

alarmieren und an die Westgrenze zu schicken? Das bedeutet Krieg!“

Deprimiert verlassen Timoschenko und Schukow den Kreml.

12. JUNI: „Hauptfeldwebel“ meldet, ein deutscher Überfall werde womöglich ohne vorheriges Ultimatum erfolgen.

Andererseits berichtet ein als Korrespondent getarnter NKWD-Agent wenig später aus Berlin, der Aufmarsch der Wehrmacht sei ein „gigantischer Bluff“, mit dem Hitler der UdSSR Verhandlungen aufzwingen wolle.

13. JUNI: Stalin ordnet eine Zeitungsmeldung an, in der Gerüchte über einen bevorstehenden deutsch-sowjetischen Krieg als „plumpe Propaganda“ abgetan werden. Der Diktator will so eine deutsche Reaktion provozieren, wenn möglich eine Bestätigung.

Doch in Berlin reagiert niemand.

16. JUNI: „Hauptfeldwebel“ – Harro Schulze-Boysen aus dem Reichsluftfahrtministerium – bestätigt den deutschen Angriffsplan und verrät, dass deutsche Offiziere die Meldung über den angeblichen Bluff für „reichlich ironisch“ halten. Als Stalin dieser Be-

richt vorgelegt wird, schreibt er an den NKWD-Auslandschef: „Sie können Ihre ‚Quelle‘ aus dem Stab der deutschen Luftwaffe abziehen und zu seiner Hurenmutter schicken! Das ist keine Quelle, sondern Desinformation.“

18. JUNI: Agenten melden, im Hof der deutschen Botschaft in Moskau würden Akten verbrannt. Seit einigen Tagen bereite man dort eine Evakuierung vor.

19. JUNI: Der italienische Botschafter in Moskau telegraphiert nach Rom eine Nachricht, die auch der NKWD liest: Der Krieg werde „in zwei oder drei Tagen“ ausbrechen, „möglicherweise am Sonntag“.

Das wäre der 22. Juni.

Nachmittags bedrängen Timoschenko und Schukow Stalin erneut im Kreml. Da explodiert der Diktator. „Wollen Sie einen Krieg, weil Sie noch nicht genug Orden haben und weil Ihr Rang Ihnen nicht ausreicht?“, fährt er Schukow an.

Der schlachtenerprobte Veteran erleichtert, sinkt auf einen Stuhl.



Flüchtlinge verlassen ein bombardiertes Haus in Leningrad, Winter 1941/42. Russlands zweitgrößte Stadt wird 900 Tage lang belagert, etwa eine halbe Million Menschen kommen bei Angriffen um, erfrieren oder verhungern

Dann ist Timoschenko dran: „Man hätte ihn erschießen lassen sollen“, verkündet Stalin anwesenden Spitzengenossen. Der Verteidigungskommissar sei „ein ehrenwerter Mann mit einem großen Kopf, aber einem Spatzenhirn. Sie müssen erkennen, dass Deutschland niemals von sich aus Russland angreifen wird“. Und, bevor er aus dem Raum stürzt: „Wenn Sie die Deutschen im Grenzgebiet provozieren, indem Sie dort ohne unsere Erlaubnis Truppen bewegen, werden Köpfe rollen.“

Immerhin darf sich die Rote Armee noch am selben Tag tarnen – ein Zugeständnis, das Schukow Stalin abgerungen hat.

Doch die Rückmeldungen aus den Stellungen sind verheerend: Panzer sind mit leuchtendem Lack überzogen, Flugzeuge ohne Schutz abgestellt, Flugplätze kilometerweit sichtbar, ebenso Geschützstellungen und Vorratslager.

20. JUNI: Der Hafenmeister aus dem Hafen des sowjetischen Riga meldet, alle deutschen Schiffe seien verschwunden.

24 STUNDEN IM JUNI*

SAMSTAG, 21. JUNI 1941: Beginn der Schulferien, schwüles Wetter in Moskau. Viele Menschen suchen Erfrischung in den Parks, andere gehen ins Stadion: Dynamo Moskau verliert sein Heimspiel. Die Theater geben „Rigoletto“, „La Traviata“, Tschechows „Drei Schwestern“.

Und aus dem Hof der deutschen Botschaft steigt eine Rauchsäule brennender Akten in den lastenden Himmel.

Im Kreml tagt das Politbüro pausenlos. Stalin gesteht einem Gefolgsmann erstmals ein, dass der Krieg am nächsten Tag ausbrechen könne. Den Truppen der Moskauer Luftabwehr befiehlt er erhöhte Kampfbereitschaft.

Gegen Mittag übermittelt Molotow den Beamten der Sowjetbotschaft in Berlin, sie sollen Ribbentrop so schnell wie möglich eine Protestnote gegen die deutschen Aufklärungsflüge übergeben. Tatsächlich aber will Molotow herausfinden, was vor sich geht.

* Die folgenden Zeitangaben sind aus mehreren, teils widersprüchlichen Quellen rekonstruiert.



Putsch Außenminis- ter Molotow gegen den Diktator?

19.00 UHR MOSKAUER ZEIT: Molotow bestellt den deutschen Botschafter ein. Der gibt sich ahnungslos: Berlin halte auch ihn „im Dunkeln“.

Timoschenko berichtet Stalin von einem wenige Stunden zuvor deserrierten deutschen Oberfeldwebel, der den Angriff für den nächsten Morgen ankündigte. Der Kremlchef fürchtet, dass dies eine Provokation deutscher Offiziere sein könnte, die ohne Wissen Hitlers einen Konflikt auslösen wollen.

20.15 UHR: Timoschenko meldet einen zweiten deutschen Deserteur, der den Angriff bestätige – für 4.00 Uhr morgens am folgenden Tag.

22.30 UHR: Der sowjetische Botschafter in Berlin erreicht Ribbentrop nicht, dafür endlich Staatssekretär Ernst

von Weizsäcker. Der spielt auf Zeit. Auf die Protestnote müsse man „eine offizielle Antwort“ abwarten.

SONNTAG, 22. JUNI, 0.30 UHR: Schukow unterbricht Stalin bei einem späten Abendessen mit Spitzenumfragen und berichtet von einem dritten Deserteur: Der zur Wehrmacht gezogene kommunistische Berliner Arbeiter Alfred Liskow hat einen Grenzfluss durchschwommen und den sowjetischen Posten erzählt, seiner Einheit sei soeben der Marschbefehl verlesen worden.

Stalin ordnet an, Liskow „wegen der Desinformation“ sofort zu erschießen (der Befehl kann jedoch nicht mehr ausgeführt werden). Dann bricht er mit Ge-

treuen zu seiner Datscha auf. Er wird dort noch trinken.

1.30 UHR: Schukow sendet einen Eilbefehl an die Kommandeure der 3., 4. und 10. Armee. „Im Laufe des 22. und 23. 6. 41 Überraschungsangriff der Deutschen möglich.“ Dem Angriff kann ein provoka-

tischer Akt vorausgehen. Aufgabe unserer Truppen: Auf keine provokatorischen Handlungen reagieren, die Komplikationen hervorrufen kön-

nen. Ich befehle, alle Truppenteile in Gefechtsbereitschaft zu versetzen. Ohne besondere Weisungen keine weiteren Maßnahmen einzuleiten.“

2.00 UHR: Die Genossen verlassen die Datscha. Stalin legt sich schlafen.

4.17 UHR: Im Verteidigungskommissariat schrillt das Sondertelefon mit der Verbindung zum Schwarze Meer-Kommando. Die Nachricht: Angriff der Deutschen! Schwere Bombardements.

4.30 UHR: Sondertelefonat von der Westgrenze. Auch hier greifen die Deutschen an.

4.40 UHR: Sondertelefonat vom Bal-

timon-Kommando. Angriff!

Panik im Kreml und im Verteidigungskommissariat. Timoschenko wagt es nicht, den schlafenden Stalin anzurufen. Ein Admiral, der nicht weiß, dass Stalin auf seiner Datscha ruht, wird im Kreml am Telefon von einem Mitarbei-

ter rüde abgewimmelt. Andere Parteibürokraten verlangen, dass die telefonischen Warnungen zunächst schriftlich bestätigt werden müssen.

Schließlich ruft Schukow in der Datscha an und befiehlt Stalins Wächtern, ihren Herrn zu wecken. Endlich ist der Diktator am Apparat. Knapp berichtet der Stabschef vom Überfall und bittet um die Erlaubnis zum Gegenangriff.

Stille. Nur Stalins schwerer Atem ist in der Leitung zu hören.

„Haben Sie mich verstanden?“, fragt Schukow.

Stille.

Endlich Stalins Stimme: „Wo ist der Volkskommissar? Kommen Sie mit Timoschenko in den Kreml.“

5.00 UHR: Stalin, die Mitglieder des Politbüros und die Militärs versammeln sich im Arbeitszimmer des Herrschers. Der Diktator ist bleich, umklammert eine kalte, gestopfte Pfeife. Der Krieg sei „eine Provokation des deutschen Offizierskorps“, befindet er mit nervöser Stimme: „Hitler weiß einfach nichts davon. Dieser Schurke Ribbentrop hat uns hereingelegt. Wir müssen schnellstens die deutsche Botschaft anrufen.“

Der Botschafter, der zu diesem Zeitpunkt bereits mit einer Erklärung Hitlers den Kreml erreicht hat, betritt ein paar Minuten später Molotows Büro und liest das Schreiben vor. Hitler stellt den Überfall als Verteidigungsakt dar. Deshalb ist von der Konzentration sowjetischer Truppen an der Grenze die Rede, die das Deutsche Reich nun zu „Gegemaßnahmen“ gezwungen habe.

Molotow, ungläubig und wütend, stottert: „Soll das eine Kriegserklärung sein?“ Der Diplomat zuckt mit den Schultern. Kurz darauf verabschiedet er sich. Molotow eilt zu Stalin und den Spitzengenossen: „Die deutsche Regierung hat uns den Krieg erklärt!“, ruft er.

„Sie sind ohne Vorwarnung über uns hergefallen, haben heimtückisch angegriffen wie gemeine Banditen“, wird Stalin kurz darauf einem Vertrauten gegenüber klagen. Jetzt sinkt er erst einmal sprachlos auf einem Stuhl zusammen, erschöpft, erschüttert. Dann rafft er sich auf und wendet sich an Schukow: „Wir werden den Feind auf der ganzen Linie schlagen. Was empfehlen Sie?“

Endlich hat Schukow freie Hand – doch es ist zu spät.

Die Nachrichten von der Front sind wirr, zeitweise ist der Kontakt zu manchen Abschnitten ganz unterbrochen. Das aber wird rasch klar: Der Hauptangriff der Wehrmacht erfolgt von Polen aus in das russische Zentrum, Richtung Minsk und Moskau sowie aus Ostpreußen durch das Baltikum Richtung Leningrad; weitere Angreifer wälzen sich vom Balkan aus auf Kiew zu.

Und: Die eigenen Verluste sind furchtbar. Abends meldet Timoschenko, dass fast 1000 Kampfflugzeuge noch am Boden zerstört worden sind.

„Gewiss hat die deutsche Luftwaffe nicht jeden unserer Flugplätze erreicht?“, fragt Stalin nach.

„Leider doch.“

„Das ist ein ungeheuerliches Verbrennen!“, tobts Stalin (und lässt kurz darauf alle Kommandeure der Westfront erschießen). Er schickt Schukow und andere Vertraute an die Front, um die Lage zu sondieren.

EINE WOCHE AUF LEBEN UND TOD

25. JUNI 1941: Während die Wehrmacht vorrückt, fragt Timoschenko Stalin, ob auch dessen ältester Sohn Jakow, ein Offizier, zur Front soll.

„Ich rate Ihnen dringend, mir nie wieder solche Fragen zu stellen“, grölt Stalin. Jakow geht. Und wird drei Wochen später von den Deutschen gefangen genommen.

„Der Narr – schaffte es nicht einmal, sich zu erschießen!“, flucht der Diktator daraufhin. (Später wird Jakow in der Gefangenschaft Selbstmord verüben.)

26. JUNI: Die Verteidigungsline der Roten Armee bricht zusammen, 30 Divisionen sind ausgelöscht, mehrere Hunderttausend Mann. Die Deutschen stehen vor Minsk. Stalin erkennt, dass der Angriff nicht mehr an der Grenze zu stoppen ist.

Er ruft Schukow aus der Ukraine zurück. Dort hat der Stabschef die Lage kurzzeitig stabilisiert und die Angreifer aufgehalten, indem er je-

dem sowjetischen Offizier, der zurückwich, die sofortige Exekution androhte.

Als Schukow am folgenden Tag im Kreml erscheint, stehen Verteidigungs-kommissar Timoschenko sowie ein weiterer General gerade vor dem Diktator stramm wie Rekruten. Die Augen der Militärs sind gerötet vor Müdigkeit. Stalin weist die drei an, eine neue Verteidi-gungsstrategie auszuarbeiten.

Sie haben dafür 40 Minuten Zeit.

28. JUNI: Sechs Tage nach dem Überfall steht die Wehrmacht 500 Kilometer tief in der Sowjetunion. Minsk fällt. 400 000 Rotarmisten werden getötet oder gefangen genommen.

Als Stalin im Kreml vom Verlust der weißrussischen Metropole erfährt, ist er außer sich. Mit Molotow und NKWD-Chef Lawrentij Berija lässt er sich zum Verteidigungsministerium chauffieren.

„Was geht in Minsk vor?“, herrscht er Timoschenko an.

„Darüber kann ich noch keinen Be richt abgeben“, gesteht der. Er hat den Kontakt zu den Truppen verloren.

„Genosse Stalin, erlauben Sie, dass wir weiterarbeiten?“, springt Schukow seinem Vorgesetzten bei.

„Stehen wir Ihnen vielleicht im Weg?“, giftet Berija zurück.

Daraufhin liefern sich der Stabschef und der gefürchtete Chef des Geheim-

dienstes einen heftigen Wortwechsel, bis auch Stalin wütet: „Was heißt hier Großes Hauptquartier? Was für ein Stabschef ist das, der seit dem ersten Kriegstag keinen Kontakt mehr zu seinen Truppen hat, niemanden repräsentiert und niemanden befehligt?“

Nun bricht Schukow zusammen. Er weint, verlässt den Raum. Molotow folgt, um ihn zu trösten. Fünf Minuten später kehren beide zurück.

„Das haben wir nun davon. Ziehen wir los, Genossen“, verkündet Stalin.

Schukow darf weiter arbeiten, die Politgrößen lassen sich in Stalins Datscha fahren.

„Alles ist hin“, flucht Stalin im Auto. „Ich gebe auf. Lenin hat unseren Staat gegründet, und wir haben alles versaut.“

In der Datscha verabschieden sich Molotow, Berija und die anderen Funktionäre von dem deprimierten und erschöpften Diktator. Auf dem Rückweg nach Moskau unterhält sich Molotow mit einem anderen Spitzengenossen. Ob Stalins Erschütterung echt ist? Oder nur eine Finte? Aber wozu?

29. JUNI: „Genosse Stalin ist nicht da, und ich weiß nicht, wann er kommt“, fertigt sein Sekretär jeden Besucher im Kreml ab. Tatsächlich hat sich der

Diktator auf seine Datscha verkrochen, empfängt niemanden, lässt kein Telefongespräch zu sich durchstellen. Stille.

Molotow, Berija und die anderen Größen wagen nicht, irgend eine Anweisung zu unterschreiben – aus Angst, dass ihnen Stalin dies später als Rebellion auslegen könnte: Denn Befehle zu geben, ohne sich zuvor vom Diktator die Erlaubnis zu holen, wäre eine Eigennächtigkeit. Erführe der Kremlherr davon, würde er den Betroffenen rücksichtslos bestrafen. Während die Wehrmacht das Land verwüstet, fällt die politische und militärische Führung des Riesensreiches in Schockstarre.

30. JUNI: Stalin bleibt verschwunden. Ruhelos schleicht er in der Datscha von Zimmer zu Zimmer, starrt seine (erschrockenen) Leibwächter an, wechselt nicht einmal seine Kleidung.



Bis 1942 erreicht die Wehrmacht den Kaukasus.
Doch die strategisch wichtigsten Ziele eroberst sie nie:
Moskau sowie die Kriegsindustrie jenseits des Ural



Stalingrad, Anfang 1943: Deutsche marschieren in die Kriegsgefangenschaft. Insgesamt verliert die Wehrmacht in der Wolgastadt 800 000 Soldaten – die Wende in jenem Krieg, an den Stalin lange nicht glauben wollte

Sicher ist er erschöpft, ratlos und gedemütigt: Denn nun wissen alle Gefolgsleute, dass seine Voraussagen über die Absichten der Deutschen unsinnig waren.

Doch möglicherweise verfolgt Stalin auch eine mörderische Strategie, die einst schon Zar Iwan der Schreckliche, sein großes Vorbild, anwandte: im Moment einer schweren Krise aus der Öffentlichkeit zu verschwinden, um zu sehen, ob ein Untergebener es wagt, die Macht an sich zu reißen.

Nichts geschieht. Abends treffen sich Berija, Molotow und weitere Spitzenbosse im Kreml. Halten sie jetzt die Macht in Händen? Was sollen sie tun?

„Wjatscheslaw, geh du voran und wir folgen dir!“, ruft einer der Funktionäre Molotow zu. Der erleichtert. Soll das ein Putsch gegen Stalin werden?

Molotow kennt Stalin und dessen grenzenloses Misstrauen. Nun kann er nicht mehr passiv bleiben, einfach abwarten und vorsichtig sein. Er muss sich

entscheiden: Folgt er der Aufforderung, gibt Befehle, übt Macht aus – dann muss er bereit sein zum Kampf gegen den Diktator. Doch selbst wenn er nichts unternimmt, wird Stalin die Erkenntnis nicht mehr ruhen lassen, dass andere den Außenminister für fähig hielten, das Regime zu übernehmen.

Molotow hat, wenn er nicht putschen will, nur eine Chance: Er muss Stalin seine bedingungslose Ergebenheit zusichern, sofort. Hilfe suchend blickt er Berija an. Niemand unternimmt etwas. Schließlich beschließen alle, in die Datscha zu fahren.

Ein dunkelgrünes Haus im Nadelwald. Leibwächter. Endlich werden Molotow, Berija und die anderen vorgelassen. Stalin ist „erstarrt zu Stein“, wie es ein Augenzeuge später schildern wird.

Offenbar glaubt der Diktator an einen Putsch: Er sitzt im Lehnsstuhl seines Esszimmers, sieht „verschreckt und etwas sonderbar aus“. Stets sind die Großen seines Reiches nur erschienen, wenn er sie einbestellt hat. Die Mitglieder des Politbüros sind hier, so muss Stalin glauben, um ihm die Macht zu entreißen,

ihn womöglich liquidieren zu lassen. Wenn sie es nicht jetzt tun, wann dann?

„Warum seid ihr gekommen?“, fragt er. Doch die Spitzenfunktionäre fürchten sich mindestens ebensosehr wie der Diktator. Einer drängt sich gar hinter die Rücken der anderen, in der Hoffnung, nicht gesehen zu werden.

Molotow tritt vor, offenbar in Panik, die Aufforderung an ihn könnte bereits zur Datscha gedrungen sein. Er ruft: „Ich möchte dir hier und jetzt mitteilen, dass jeder Schwachkopf, der mich gegen dich aufzuhetzen versuchte, teuer dafür bezahlen müsste. Wir bitten dich, wieder an die Arbeit zurückzukehren.“

Der historische Moment, die eine Sekunde in den Jahrzehnten der Schreckensherrschaft, da man den Diktator hätte entmachten können, ist vertan.

„Kann ich das Land zum Sieg führen?“, fragt Stalin. „Vielleicht gibt es einen würdigeren Kandidaten.“

„Es gibt keinen Würdigeren!“, ruft einer. „Richtig!“, ein anderer.



1943 konferiert Stalin in Teheran mit US-Präsident Roosevelt (M.) und dem britischen Premier Churchill, Verbündeten im Kampf gegen Deutschland

Der Diktator entspannt sich. Die anderen Funktionäre versichern ihm ihre Loyalität, flehen ihn an, zurückzukehren, die Regierung zu leiten.

Wenige Minuten später verteilt Stalin bereits Posten einer Notstandsregierung. Am Tag darauf erscheint er wieder im Kreml und unterzeichnet Befehle.

Diese Bedrohung, zumindest, hat er abgewendet.

DER KRIEG

Die Wehrmacht erobert bis zum Winter 1941/42 die Krim sowie die Ukraine, Weißrussland, das Baltikum und große Teile Russlands. Angreifer stoßen bis zur Wolga vor, Leningrad wird eingeschlossen, Panzer nähern sich Moskau.

Und doch hat Stalin im Winter den Kampf bereits gewonnen. Denn Hitlers Konzept des Blitzkrieges scheitert. Aus den ursprünglich veranschlagten elf Wochen werden Monate, dann Jahre. Die Rote Armee erleidet schreckliche Verluste, doch Schukow organisiert die Truppen um, wirft immer neue Divisionen an die Front, baut Stellungen aus,

kann sich schließlich auf ein immer größeres Korps nun kriegerfahrener Offiziere stützen. Und die Wirtschaft hält durch: Panzer, Geschütze und Munition werden an die Front transportiert.

Stalin geht ein Bündnis mit den Briten ein. Und als im Dezember 1941 auch die USA in den Krieg ziehen, gewinnt Moskau einen weiteren Alliierten, erhält schon bald amerikanische Waffen.

1942 stößt die Wehrmacht zwar noch tiefer in das Riesenreich vor, kann aber keine entscheidenden Eroberungen machen. Dann wird die 6. Armee bei Stalingrad an der Wolga eingeschlossen und Anfang 1943 aufgerieben. Die Wende.

Langsam drängt Schukow die Deutschen zurück, denen die Reserven ausgehen. Die Rote Armee erreicht das Baltikum, besetzt nach und nach Rumänien, Bulgarien, Ungarn, erobert Prag, befreit mit jugoslawischen Partisanen Belgrad. Im April 1945 schließlich hissen sowjetische Soldaten die Rote Fahne über dem zerbombten Berliner Reichstag.

Fast neun Millionen Rotarmisten sterben, etwa sechs Millionen geraten in Kriegsgefangenschaft (mehr als die Hälfte kommen dort um). Hunderttausende Frauen und Kinder gefangener Rotarmisten werden zudem deportiert – von Stalin, der 1941 Sippenhaft anordnet, um den Kampfgeist zu stärken: Wer dem Feind in die Hände fällt, soll wissen, dass seine Familie verfolgt wird.

Literatur: Gabriel Gorodetsky, „Die Große Täuschung. Hitler, Stalin und das Unternehmen Barbarossa“, Siedler; gute, detaillierte Rekonstruktion der Vorgeschichte des deutschen Überfalls.

Etwas 13,7 Millionen Zivilisten kommen in der UdSSR ums Leben. Bis zu einem Drittel aller Fabriken, Maschinen und Verkehrsmittel werden zerstört – mit Folgen, die noch eine Generation später spürbar sind.

Adolf Hitler hätte die UdSSR wohl in jedem Fall angegriffen, um „Lebensraum“ im Osten zu erobern. Doch hätte Stalins Imperium wirklich einen so hohen Blutzoll entrichten müssen? Wäre die Sowjetunion nicht besser davongekommen, wenn sie in jenem Frühsummer 1941 nicht so unvorbereitet gewesen wäre?

Vielelleicht nicht.

Sicher, die Geheimdienste warnten Stalin rechtzeitig. Der wollte diese Warnungen nicht hören und tat aus Furcht, das Falsche zu tun, lieber gar nichts. Und sicher, in einem Terrorsystem berichteten auch erfahrene Agenten nur das, was ihr oberster Herr zu lesen wünschte.

Aber was hätte Stalin 1941 tun sollen? Er war ein Gefangener früherer Entscheidungen – und seiner Skrupellosigkeit. Denn 1937/38 hatte er in Säuberungen die Rote Armee so brutal geschwächt, dass sie selbst 1941 nicht der Wehrmacht gewachsen war.

Diese Armee hätte er zwar eher alarmieren können. Aber viel kampfkraftiger wäre sie wohl dennoch nicht gewesen, weil er fast alle ihre erfahrenen Führer liquidiert hatte.

Zudem hatte er sich 1939 zum Komplizen Hitlers gemacht und so die Westmächte verprellt. Wäre er aber schon 1940 zu den Briten übergegangen, hätten die vermutlich nicht seine Eroberungen in Polen, dem Baltikum und auf dem Balkan anerkannt. Er hätte sie herausgeben müssen.

Also spielte Stalin auf Zeit. Er sah die Gefahr nicht, weil er sie nicht sehen wollte. Und er wollte sie nicht sehen, weil er keinen Weg kannte, um ihr zu entrinnen.

Bis seine Illusionen im Kanonen donner der Wehrmacht vergingen. □

Cay Rademacher, 44, der Geschäftsführende Redakteur von GEOPOCHE, beschäftigt sich hier zum zweiten Mal mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Für sein Buch „Drei Tage im September. Die letzte Fahrt der Athina 1939“ (Marebuch) rekonstruierte er das Drama vom September 1939.

Damit Ihr Wissen auf jeder Richterskala den höchsten Wert bekommt.

GEO kompakt Nr. 19

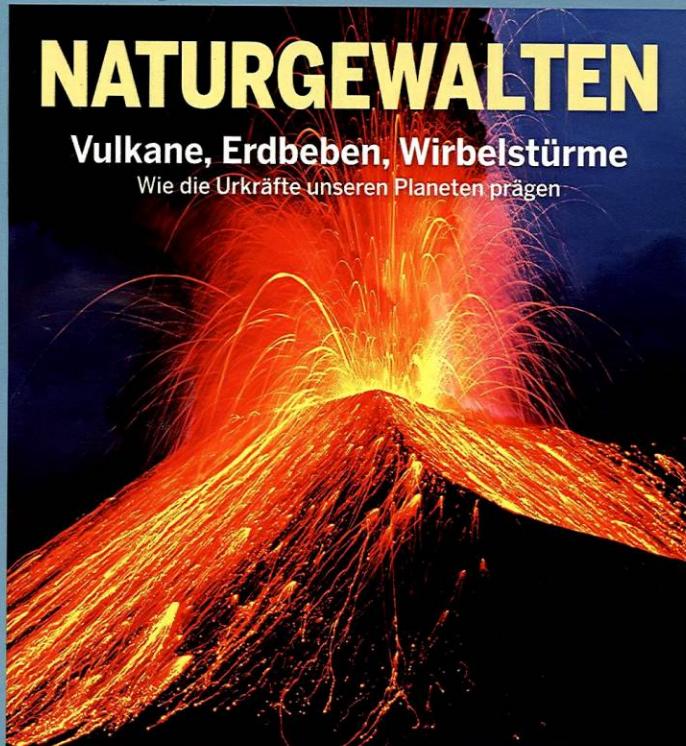
Die Grundlagen des Wissens

NATURGEWALTEN

Vulkane, Erdbeben, Wirbelstürme

Wie die Urkräfte unseren Planeten prägen

GEO kompakt Naturgewalten

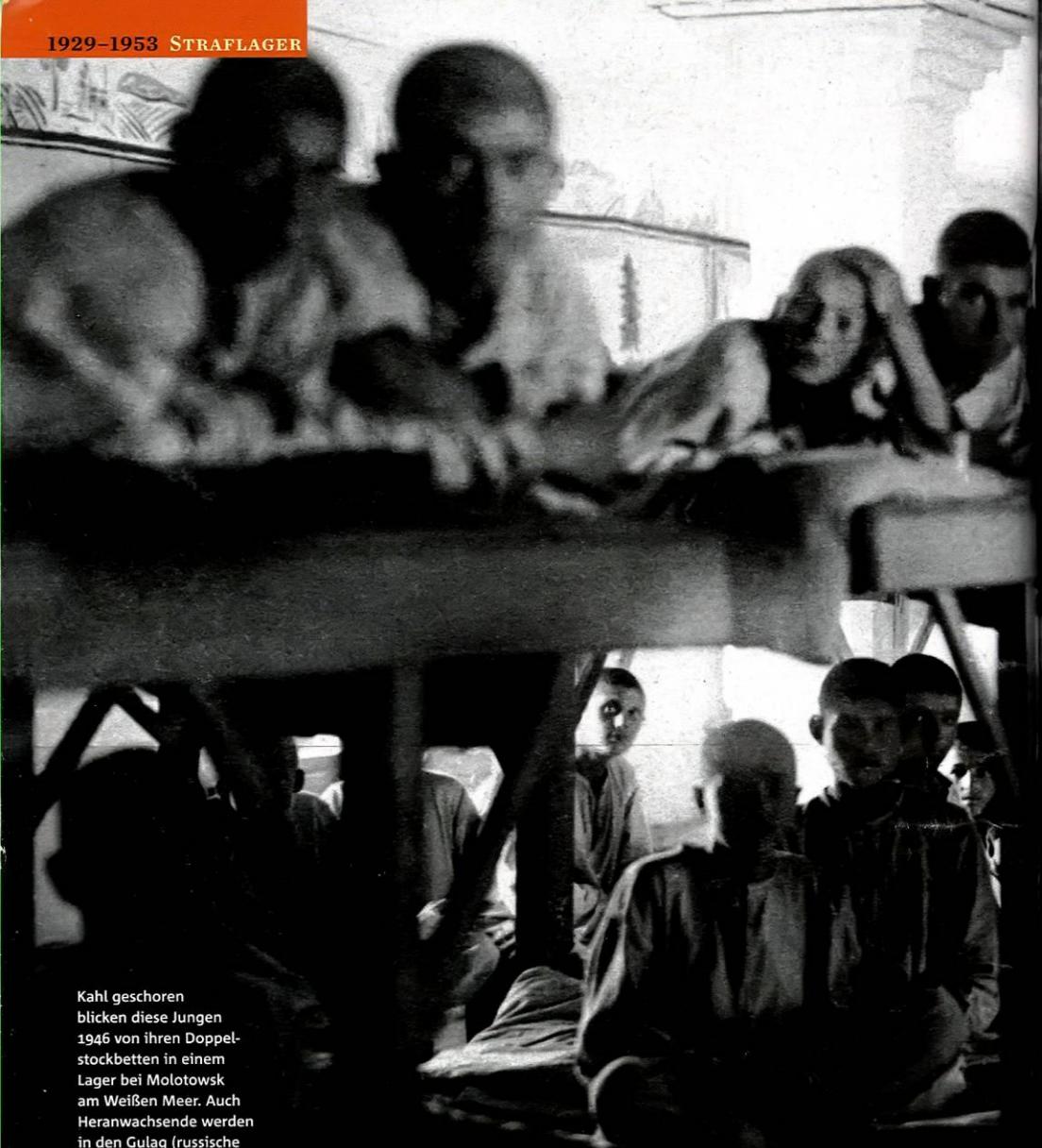


HURRIKAN »IKE«
Ein Tropensturm und sein Weg der Zerstörung

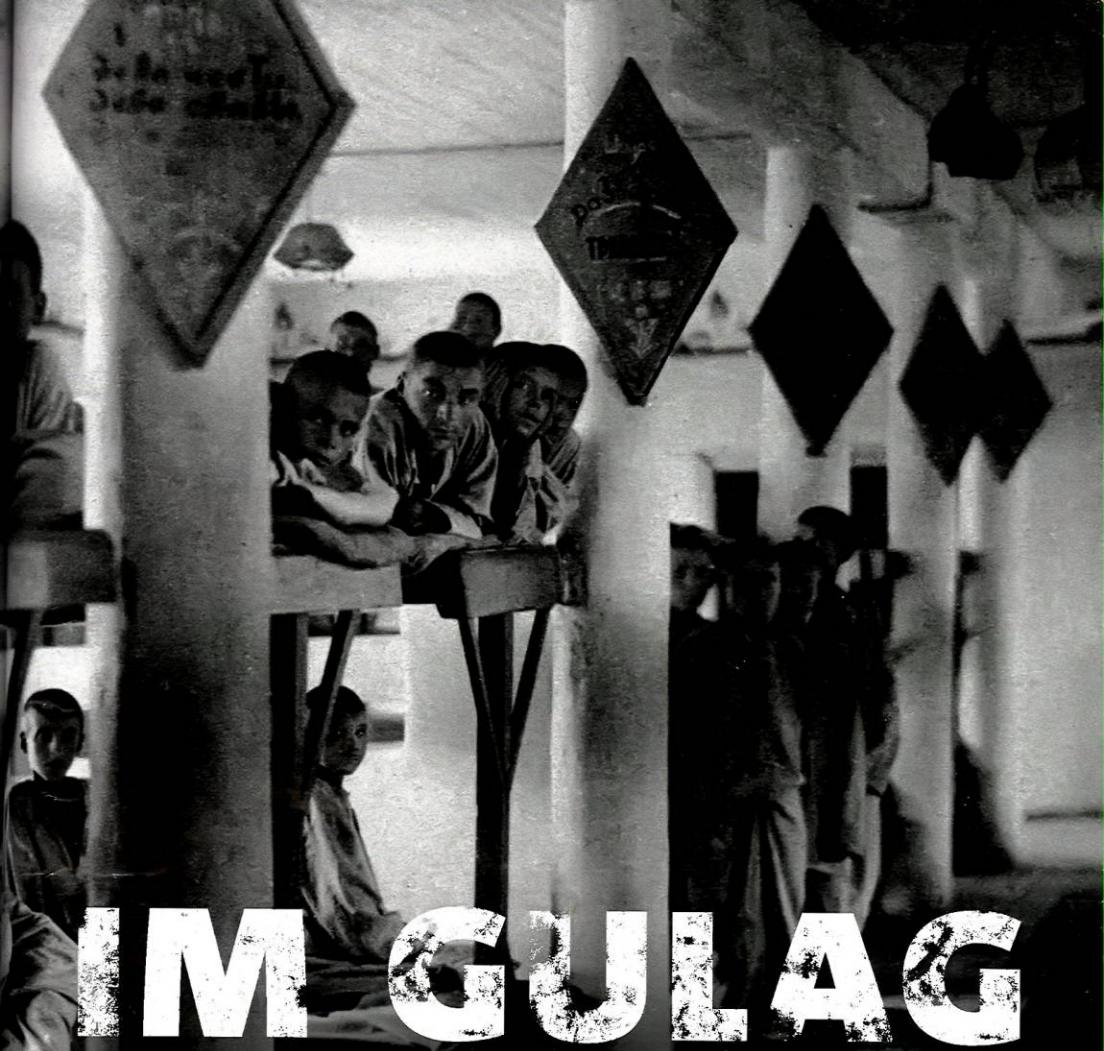
GESCHICHTE DER ERDE
Die erstaunliche Karriere einer glühenden Kugel im All

FEUERBERG KRAKATAU
Als 20 Milliarden Kubikmeter Gestein explodierten

DIE MACHT DER LUFT
Wenn Unsichtbares ganze Landschaften formt



Kahl geschoren
blicken diese Jungen
1946 von ihren Doppel-
stockbetten in einem
Lager bei Molotowsk
am Weißen Meer. Auch
Heranwachsende werden
in den Gulag (russische
Kurzform für »Lager-
hauptverwaltung«)
eingewiesen und müs-
sen Zwangarbeit
verrichten



IM GULAG

Ein gigantisches Netz von Arbeitslagern überzieht Stalins Sowjetunion: der Gulag. Er ist das Kernstück des Terrorregimes, der letzte Schreckensort für so viele, die als angebliche Staatsfeinde verfolgt werden. Eine von 20 Millionen Häftlingen: die Journalistin und Dozentin Jewgenia Ginsburg. Sie berichtet später über ihre leidvollen Jahre in Sibirien. Über den Lageralltag, die Zwangsarbeite, die Kälte – und den Tod





as sind die Tore des Transitlagers! Sie sind mit dichtem Stacheldraht umgeben. Hundezehn „In Fünferreihen, in Fünferreihen! Durch das Tor!“, kommandieren die Wachen und stoßen die Zusammenbrechenden vor sich her.

Im Lager, entlang des Stacheldrahtzauns, stehen zahllose Frauen. Sie tragen geflickte, zerissene Kleider und Jacken. Die Frauen sind mager, ausgemergelt, ihre Gesichter vom Wetter gepeinigt und gebräunt. Sie sehen aus wie Bettlerinnen, wie Flüchtlinge oder Obdachlose.

Das Transitlager [in Wladiwostok] ist ein riesiger mit Stacheldraht umzäunter schmutziger Hof, in dem es nach Salmiak stinkt und nach dem Chlorkalk, der ständig in die Latrinen geschüttet wird.

Eine besondere Art von Wanzen bevölkert die große zugige Holzbaracke mit den dreistöckigen Pritschen. Zum ersten Mal in meinem Leben kann ich beobachten, wie diese Insekten, ähnlich wie die Ameisen, im Kollektiv leben, fast wie vernunftbegabte Wesen. Trotz ihrer Langsamkeit bewegen sie sich dreist und geschäftig in mächtigen Formationen, vollgesogen mit dem Blut früherer Häft-

linge. Es ist unmöglich, auf den Pritschen auch nur zu sitzen, geschweige denn zu schlafen. Gleich in der ersten Nacht beginnt der große Auszug nach draußen, unter den freien Himmel.

Im Steinbruch erfahre ich am eigenen Leib, was Zwangsarbeit ist. Es ist Juli. Erbarmungslos treffen uns die ultravioletten Strahlen der fernöstlichen Sonne. Noch aus der Ferne geht von dem Gestein eine höllische Glut aus. Es kommt hinzu, dass wir über zwei Jahre lang keinen einzigen Sonnenstrahl gesehen haben und nach der Zeit in den Einzelzellen körperliche Arbeit nicht mehr gewohnt sind. Wir leiden an Skorbut und Pellagra. Und ausgerechnet wir müssen Erd- und Steinbrucharbeiten leisten, die selbst von Männern große

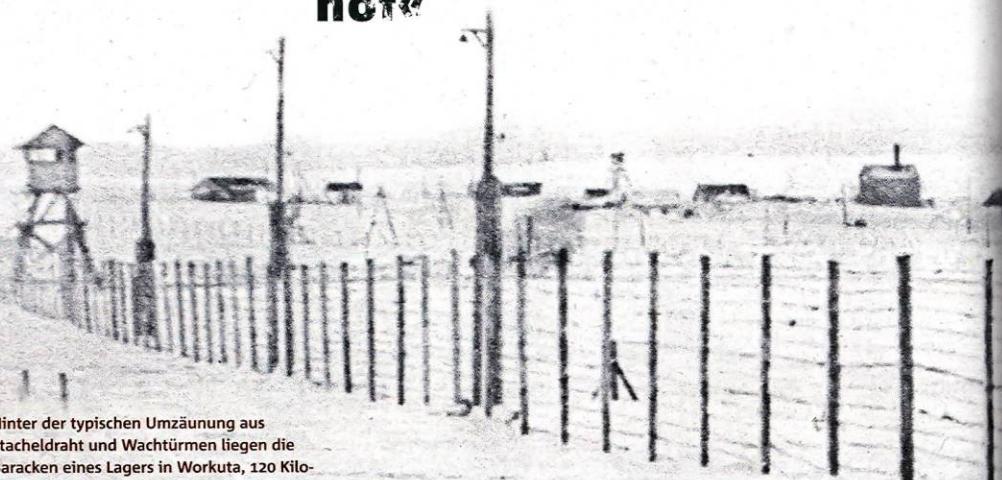
Kraft und Widerstandsfähigkeit verlangen. Es ist erstaunlich, wie selten in dieser Sonnenglut jemand einen Hitzschlag bekommt.

Die Wächter des Transitlagers verschern uns immer wieder, diese Arbeit sei ein wahres Paradies, gemessen an unseren Strafen, denn bisher müssten wir noch kein Soll erfüllen und bekämen trotzdem die Verpflegung für hundertprozentige Leistung. In der Kolyma-Region [im äußersten Nordosten der Sowjetunion] werde das anders aussehen. Dort müssten wir ein bestimmtes Soll erfüllen. Der Aufenthalt hier sei nur eine Art Ruhepause vor der Überfahrt.

Trotz dieses „Liberalismus“ bekommen viele von uns Hungerödeme an den Beinen. Nachts kann man, obwohl wir unter freiem Himmel liegen, nur schwer einschlafen, weil ringsum Hunderte Menschen atmen, stöhnen, hin und wieder aufschreien. Zwischen den Zähnen knirscht der Staub aus dem Steinbruch.

Kolyma: Es sieht so aus, als sei die Welt zu Ende, aber wir fahren und fahren, besser gesagt, wir werden gefahren, auf offenen Lastwagen, halb erfroren und zusammengepercht wie Vieh auf dem

»Wir fahren wie Vieh auf dem Weg zum Schlacht- hof«



Hinter der typischen Umzäunung aus Stacheldraht und Wachtürmen liegen die Baracken eines Lagers in Workuta, 120 Kilometer nördlich des Polarkreises. Die Gulag-Inassen der Region werden vor allem zur Arbeit in Steinkohlengruben gezwungen



Oft müssen die Häftlinge ihre primitiven Holzbehausungen selbst errichten. In diesem Lager in den Wäldern Kareliens werden sowjetische Finnen interniert, von Stalin kollektiv des Landesverrats verdächtigt

Dichte Nebelschwaden hängen über Elgen, als unser Lastwagen die Hauptstraße erreicht, an der das einstöckige, hölzerne Verwaltungsgebäude liegt. Es ist gerade Mittagspause, und lange Reihen von „Arbeitern“ ziehen, von Soldaten bewacht, an uns vorbei in Richtung des Lagers. Die weiß gegerbten Halspelze der Wachsoldaten heben sich von dem dichten Grau ab. Alle „Arbeiter“ drehen sich wie auf Kommando nach uns um. Und auch wir erwachen aus der Erstarrung und blicken forschend in die Gesichter unserer neuen Kameraden.

Sie sind geschlechtslos, diese Arbeitskzlaven in ihren gesteppten Hosen, mit den Fußslappen, den tief ins Gesicht gezogenen Ohrenmützen, mit den von schwarzen Frostbeulen bedeckten Gesichtern, die bis zu den Augen in undefinierbare Lumpen gehüllt sind.

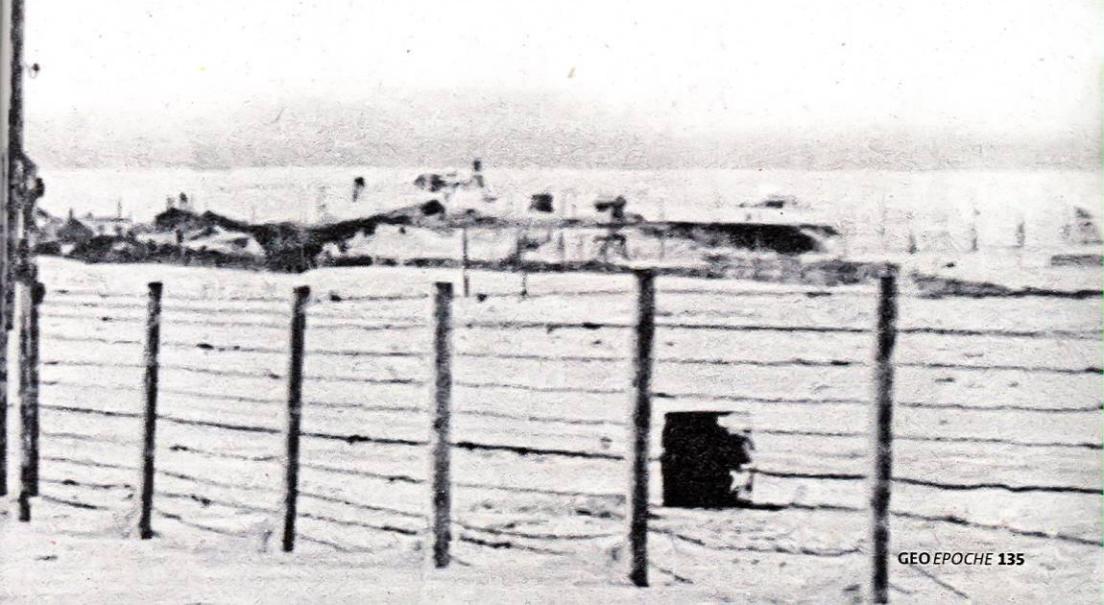
Das also erwartet uns hier. In Elgen werden wir, die wir bereits unseren Beruf, die Zugehörigkeit zur Partei, das Bürgerrecht und unsere Familie verlo-

Weg zum Schlachthof. Und es ist, als habe diese Schneewüste nie ein Ende. Sehr bald verstummen wir, erstarrt vor Kälte und in dem Bewusstsein, dass nun Wirklichkeit wird, wovor wir uns alle gefürchtet haben: dass man uns in das Lager Elgen bringt.

Es ist der 4. April, aber es sind noch immer 40 Grad unter null. Der nahende Frühling kündigt sich nur durch die blendende Pracht der Schneefelder und

durch das vielfarbige Lichtspiel der Sonnenstrahlen an. Das Gefühl „am Rande der Welt“ zu sein, in völliger Abgeschiedenheit von der menschlichen Zivilisation, verlässt uns während der gesamten Fahrt keinen Augenblick.

Ich habe den Eindruck, dass wir uns nicht nur von unseren Städten, sondern auch von unserer Epoche immer weiter entfernen und zurückbewegen in die Eiszeit.



ren haben, auch noch unser Geschlecht verlieren. Morgen werden wir uns in die gespenstischen Kolonnen dieser seltsamen Wesen einreihen, die jetzt an unseren Lastwagen vorüberziehen, durch den knirschenden Schnee.

Jetzt kommen wir in das Lager. Stacheldraht, in regelmässigen Abständen Wachtürme, ein knarrendes Tor, das gierig nach uns zu schnappen scheint. Reihen niedriger, mit schadhafter Dachpappe gedeckter Baracken. Eine lang gestreckte Gemeinschaftslatrine mit Bergen von versteinertem Kot.

Morgens gegen fünf Uhr werden wir geweckt. Alle Knochen schmerzen unerträglich. Wir haben keine Matratzen, die durchgehenden Pritschen bestehen nicht aus Brettern, sondern aus Rundholz und die nicht abgeholbelten Astknoten bohren sich in den Körper ein. Jeder Morgen beginnt mit einem Ge-

ühl quälender Leere. Man muss es mit übermenschlicher Anstrengung überwinden, damit man aufsteht und die erste, lebenswichtige Bewegung macht – die Schritte zum Ofen, wo man aus dem Haufen stinkender Lumpen die eigenen Fußlappen und Fäustlinge heraussucht.

Wir hausen mit Kriminellen in einem Raum. Für diese Mädchen ist es selbstverständlich, sich fremde, bessere Fußlappen anzueignen oder den besten Ofenplatz zu beanspruchen.

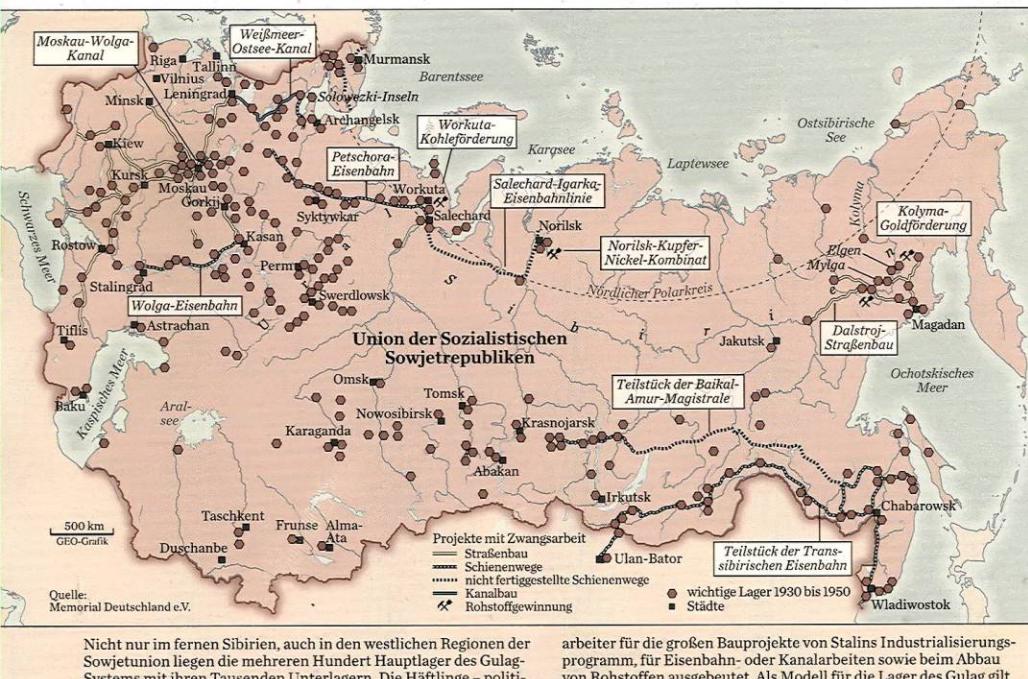
Wir verlassen das Lager noch bei völliger Dunkelheit. Marschieren etwa fünf Kilometer in Fünferreihen, unter dem Schreien der Wachen und dem Fluchen der Kriminellen, die wegen irgendwelcher Vergehen unserer Brigade zugeteilt worden sind.

Dann erreichen wir ein Wind und Wetter ausgesetztes Gelände, wo unser

Brigadier – der Kriminelle Sjenka, ein gieriger, widerlicher Bursche, der in aller Offenheit eine erstklassige gesteckte Hose gegen eine „Stunde ohne Reue“ bietet – Spitzhacken und Schaufeln an uns verteilt. Bis ein Uhr mittags müssen wir damit den ewigen Frostboden Kolymas bearbeiten, bei 40 Grad Kälte.

Der Arbeitstag dauert von fünf Uhr morgens bis zehn Uhr abends. Ich schlafe nur noch auf dem Rücken, die Hände über dem Kopf. Sie müssen unbedingt frei liegen, damit sie sich in der kurzen Nacht etwas ausruhen können.

Bei manchen zeigt sich der Lagerstumpfsinn. Sie haben gelernt, alles wie durch einen Nebel zu betrachten, ohne wirklich wahrzunehmen: die Sterbenden, die Nachtblindten, die nach Sonnenuntergang mit ihren Helfern oder mit vorgestreckten, zitternden Armen



Nicht nur im fernen Sibirien, auch in den westlichen Regionen der Sowjetunion liegen die mehreren Hundert Hauptlager des Gulag-Systems mit ihren Tausenden Unterlagern. Die Häftlinge – politische wie kriminelle Gefangene – werden vor allem als Zwangs-

arbeiter für die großen Bauprojekte von Stalins Industrialisierungsprogramm, für Eisenbahn- oder Kanalarbeiten sowie beim Abbau von Rohstoffen ausgebaut. Als Modell für die Lager des Gulag gilt eine Anlage auf den Solowezki-Inseln im Weißen Meer von 1922

In den Lagerbaracken gibt es, wie in dieser Frauenunterkunft, keine Privatsphäre. Nicht selten schlafen die Insassen zu zweit auf einer groben Pritsche. Der Arbeitstag beginnt häufig schon um fünf Uhr morgens

umhergehen, und die Scharen von Wanzen auf den Pritschen. Einige nehmen die schreckliche Gewohnheit an, ihre Ödeme und Lumpen wie Bettler zur Schau zu tragen.

Der Durchfall, eine Folge des Vitaminmangels, verwandelt die Menschen in Schatten. Ins Krankenhaus kommen nur die Sterbenden, und auch sie nicht immer. Die anderen bleiben auf der Erde oder auf den Pritschen liegen und müssen jeden Augenblick aufspringen, um zur Latrine zu rennen.

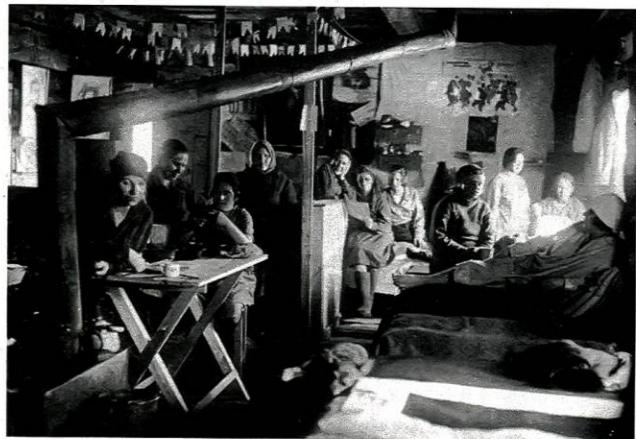
Diejenigen, die sich noch auf den Beinen halten können, versorgen die Kranken mit dem gelben, stinkenden Wasser aus den Fässern und holen zuweilen aus lauter Verzweiflung den „Hilfsarzt“, der mit schmutzigen Fingern Salol-Tabletten in die halboffenen ausgedornten Münden steckt.

Die Nichterfüllung des Solls gilt als Sabotage und wird nicht nur mit Essensentzug bestraft, sondern auch mit Strafzelle. Fast alle *tjursaki* [eine Kategorie politischer Häftlinge] erfüllen das Soll nicht und können es gar nicht erfüllen.

Man führt uns von der Arbeit direkt in die Strafzelle. Eine ungeheizte Hütte, die am meisten Ähnlichkeit mit einer Latrine hat, da niemand zur Verrichtung natürlicher Bedürfnisse herausgelassen wird und ein Kübel nicht vorhanden ist.

Fast die ganze Nacht müssen wir stehen, denn auf den drei zusammengenagelten Rundhölzern, die die Pritschen ersetzen, können wir nur abwechselnd sitzen. Hier werden wir gegen acht Uhr abends, von der Arbeit durchnässt und hungrig, hineingetrieben und morgens um fünf wieder herausgelassen – zur Arbeitszuteilung, und dann geht es zum Holzfällen in den Wald.

Der Anblick der Kantine und der Essenden ist unbeschreiblich. Die Sitzplätze reichen nicht aus, viele essen im Stehen



an dem großen runden Eisenofen. Ihre Hände zittern. Der Gestank der dampfenden, in der Ofenwärme trocknenden Fußlappen überdeckt noch den Geruch des Eintopfs.

Ach, wie zittern diese knochigen, schwarzen, erfrorenen Finger, die den Napf umklammern. Die ganze Baracke dröhnt unter obszönen Flüchen, unter bellendem Gehuste und Gekräische und unter dem Geklapper der Löffel.

Am schlimmsten ist es, die Witze der Todeskandidaten zu hören: „Zum Wohl! Gebe Gott, dass es nicht das letzte Mal ist!“ So prosten sie sich zu, bevor sie das Glas Kräuterextrakt austrinken, das in der Ecke der Baracke als Vorbeugungsmittel gegen Skorbut ausgegeben wird.

Die Brotration wird mit jeder Woche winziger und daher begehrswerter. Wenn man sich eine Hälfte für den nächsten Morgen aufhebt, macht man

die ganze Nacht kein Auge zu. Das Brot lässt einen nicht schlafen, es brennt unter dem Strohsack wie Feuer. Man wartet mit Sehnsucht auf den nächsten Morgen, damit man es endlich essen kann. Wenn man bereits abends alles ist, wie soll man sich dann morgens, hungrig, zu seiner Säge schleppen?

Nach einem halben Monat Schuftereife fühle ich wieder jene seltsame Leichtigkeit des Körpers und habe ständig einen Schleier vor den Augen. Schon früher habe ich dies als Zeichen des nahenden Todes zu erkennen gelernt. Die Norm zu erfüllen geht über unsere Kraft. Die Brotration wird kleiner.

Zudem kommen in diesem Jahr die ersten Fröste sehr früh. Eines Morgens erschrecke ich sehr, als ich unerklärlicherweise meinen Kopf nicht mehr heben kann. Dann erst merke ich, dass nichts Schlimmes passiert ist, nur mein Zopf ist auf der Strohunterlage festgefroren, weil während der Nacht durch die Ritzen der Hüttentür ein Sturm Schnee und Reif hereingeweht hat.

Aus Angst, zum Morgenappell zu spät zu kommen, beginne ich, die Haare strähnenweise loszureißen.

Jeden Moment kann die Barackentür aufgehen, kann ein Arbeitsleiter mit langen Papierstreifen in der Hand her-

**„Die
Brotration
wird jede
Woche
winziger“**

einkommen. Das sind die Listen für die Transporte.

Und alle werden, zu Statuen erstarrt, auf ihren Pritschen sitzen, und die, die ihren Namen hören, werden leise aufstöhnen und sich zusammenkrümmen, als habe eine Kugel sie getroffen.

Viele sind der Ansicht, dass der Schock, den man beim Aufruf zum Abtransport in ein anderes Lager erleidet, ebenso groß sei wie der bei der ersten Verhaftung. Vielleicht sogar größer.

Denn damals habe es noch die Hoffnung auf einen Fehler, auf ein Missverständnis gegeben. Hier aber ist kein Missverständnis möglich. Mit unfehlbarer Sicherheit holt man dich aus dem Winkel, in dem du dich verkrochen hast in der Hoffnung, dass man dich vergisst.

Oh nein, man hat sich an dich erinnert! Und du wirst wieder in das eisige Dunkel gestoßen.

*

Iswestkowaja [in der Kolyma-Region]: das schlimmste aller Straflager. Die Insel der Aussätzigen.

Ausruhen lässt man mich nicht nach dem langen Marsch. Ich bekomme eine Spitzhacke in die Hand gedrückt (ich kann sie nur noch mit Mühe halten!), und ab geht es mit mir in die Kalkgrube!

Am ersten Tag erfülle ich 14 Prozent der Norm und erhalte kein Brot. Am zweiten Tag erreiche ich wie durch ein Wunder 21 Prozent. Aber auch dafür gibt es noch kein Brot.

„Ist verboten“, brummt ein Wacht-posten. „Hier ist ein Straflager. Die Brot-ration gibt es erst ab 100 Prozent.“ Die ersten Nächte verbringe ich, auf meinem Bündel sitzend, in der Ecke der Baracke. Auf den Pritschen ist kein Platz mehr.

In Iswestkowaja gibt es wie in der richtigen Hölle weder Tag noch Nacht, und auch keine Temperaturen, bei denen man existieren kann. Es gibt nur die eisige Kälte der Kalkgrube oder die infernalische Hitze der Baracke. Ich bin die erste Politische, die es auf diese Insel der Aussätzigen verschlagen hat.

Am dritten Tag meines Aufenthaltes in Iswestkowaja, als mir alles um mich herum schon fast gleichgültig ist und vor meinen Augen goldene und lila farbene Kreise verschwimmen, gibt man mir plötzlich ein Stück Brot. Obwohl ich die Norm bei Weitem nicht erfüllt habe.

„Du kriegst es probehalber. Vielleicht nimmst du dann Verstand an“, brummt der Kommandant der Wachmannschaft.

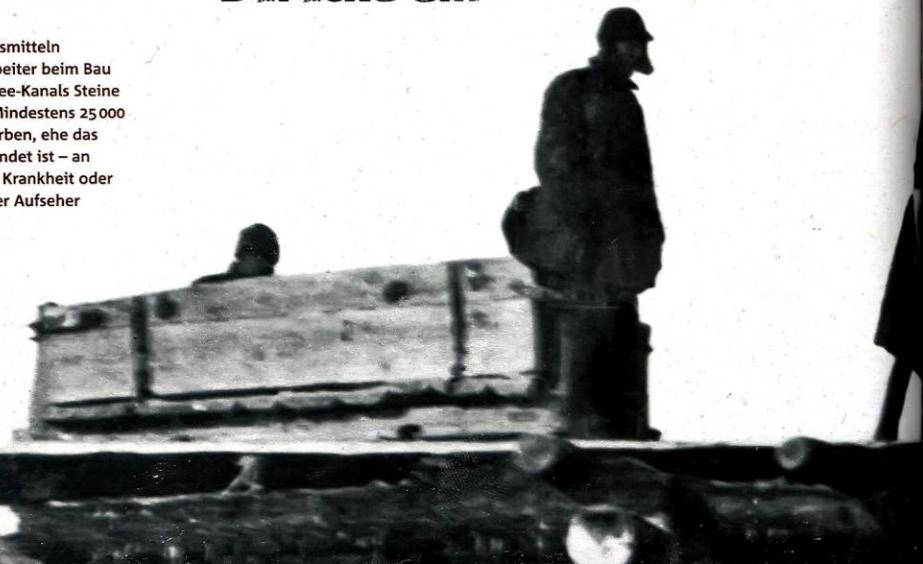
*

Liebe in den Lagern der Kolyma-Region – das sind hastige, äußerst gefährliche Begegnungen in irgendwelchen Winkeln, während der Arbeit, in der Taiga, hinter einem schmutzigen Vorhang in einer „freien Baracke“. Und immer in der Furcht, ertappt, öffentlich gebrandmarkt und dann in eine Strafkolonie verlegt zu werden, in der einen die Arbeit langsam umbringt – man bezahlt also für ein Stelldechein unter Umständen mit dem Leben.

Viele unserer Gefährten lösen dieses Problem nicht nur für sich selbst, sondern grundsätzlich, für alle, mit unerbittlicher Logik. In der Kolyma, sagen sie, kann es keine Liebe geben, weil sie sich hier in Formen äußert, die die menschliche Würde verletzen. Es darf

»Unerwartet fällt eine Rotte betrunkener Soldaten in die Baracke ein«

Mit einfachsten Hilfsmitteln wuchten Zwangsarbeiter beim Bau des Weiße Meer-Ostsee-Kanals Steine über eine Rampe. Mindestens 25 000 Gulag-Häftlinge sterben, ehe das Bauwerk 1933 vollendet ist – an Erschöpfung, Kälte, Krankheit oder durch die Gewalt der Aufseher



keine persönlichen Bindungen geben, weil sie hier leicht in primitive Prostitution abgleiten können.



Eine sterrenlose Nacht von undurchdringlicher Schwärze. Plötzlich wird die Tür aufgerissen, und herein stürzt eine Frau mit düsterem, verzerrtem Gesicht. Ich erkenne sie kaum wieder. Es ist eine von uns [eine Politische]. In den Händen hält sie ein Wunder, einen Laib Schwarzbrot. Sie schleudert ihn auf den aus drei Brettern zusammengeschlagenen Tisch.

„Iss! Ich kann nicht ... Iss du dich wenigstens einmal satt!“

„Woher hast du das denn? Was ist passiert?“, dringe ich in sie.

Langes, heftiges Schluchzen. Dann hysterisches Gelächter.

„Ach, ein Jammer ist das mit den Intellektuellen, ein großer Jammer! Als ob das eine Tragödie wäre! Andere verdienen doch auch so ihr Brot. Na, und ich habe es auch verdient ... Womit? Natürlich so wie Tausende von anderen Frauen, wenn keine andere Möglichkeit mehr bleibt. Es war so: Da kam ein Mann. Und ich sägte allein, meine Partnerin ist krank. Der Wachtposten war gerade weit weg. Ich habe nur auf das Brot geschaut.

Er hat es aus einem Sack genommen und es mir gezeigt. In den Schnee hat er den Laib gelegt. Ich konnte die Augen nicht abwenden. Und jetzt kann ich es einfach nicht essen.“



Die Rote betrunkener Soldaten fällt so unerwartet in die Baracke ein, dass ich denke: Durchsuchung! Aber nein. Sie kommen in eigener Sache.

Zu einer stinkenden, scheußlichen, schmutzigen Orgie. So etwas habe ich in meinen acht Gefängnis- und Lagerjahren noch nicht erlebt.

Der Ofen speit wahnsinnige Hitze aus, und zum Gestank glühenden Eisens kommt der Dunst des Alkoholatems der Betrunkenen. Das Gekreisch der nackten Mädchen mischt sich mit den Zoten und dem gröhrenden Gelächter der völlig pervertierten Männer.

Das sind jetzt weder Soldaten noch die Bauern von ehedem. Es sind Satyrn, nein, Gestalten aus einem Gruselfilm.



„Ammen“: So heißen alle Frauen, die bei illegalen Liebesbeziehungen ertappt oder der Schwangerschaft „überführt“ worden sind. Sie werden streng bestraft, aber in gewissen Dingen macht man Ausnahmen, aus Humanität, wenn

man so will. Mehrere Male täglich ertötet von den Wachtürmen das Kommando: „Zum Stillen!“

Und die in Lappen eingemummten geschlechtslosen Gestalten marschieren eilig, in Fünferreihen, bewacht von den weiß gegerbten Schafspelzen, in das Kinderkombinat, wo jeder ihr Baby ausgehändigt wird. Das Baby steht vor einer schwierigen Aufgabe: Es soll ein paar Tropfen Milch aus der Brust einer Mutter saugen, die von der Ration lebt.

Unter den Müttern sind auch ein paar von den Unseren, „Politische“, die es gewagt haben, ein Kind in die Welt zu setzen. Mit traurig-fragendem Blick stehen sie an der Tür. Und man weiß nicht, wovor sie mehr Angst haben: dass das hier geborene Kind stirbt oder dass es durchkommt.

Wenn ich an die flache, von der Hoffnungslosigkeit des Nichtseins umhüllte Landschaft denke, dann scheinen mir die unsinnigsten und teuflischsten Ausgeburten des Geistes jene Baracken mit den Aufschriften „Säuglinge“, „Krabbelkinder“ und „Kleinkinder“ zu sein.



In den Nächten während des Krieges – eine Durchsuchung nach der anderen. Kaum hat man die entzündeten Lider



Bewacht werden die
Häftlinge – hier Zwangs-
arbeiter an der Baustelle
des Weißmeer-Ostsee-
Kanals – oft von anderen
Gulag-Insassen



Staat im Staate

Unter Stalin wächst der Gulag zu einem teuflischen System

Der „Gulag“, benannt nach seiner Hauptverwaltung („Glawnoje Uprawlenije Lagerej“), ist das größte System von Konzentrationslagern im 20. Jahrhundert. Von 1930 bis zu Stalins Tod 1953 werden etwa 20 Millionen Sowjetbürger dort inhaftiert; etwa zwei Millionen kommen ums Leben.

Bereits im Zarenreich hat es Arbeitsstraflager gegeben. Nach der Oktoberrevolution lässt Lenin ähnliche Anlagen errichten, um tatsächliche oder vermeintliche Gegner einzusperren. Auf Inseln im Weißen Meer entsteht 1922 eine erste Strafkolonie. Hier müssen die Häftlinge harte Arbeit verrichten, sind Folter und Exekutionen durch Wachen üblich. 1929 dann entscheidet das Politbüro, ein Netz aus „Besserungsarbeitslagern“ aufzubauen – der Beginn des Gulag.

Alle Häftlinge mit mehr als drei Jahren Strafe kommen in Lager. Kriminelle und politische Gefangene (etwa 20 bis 25 Prozent der Inhaftierten) sind gemeinsam untergebracht. Viele sitzen allein aufgrund ihrer sozialen Herkunft ein, etwa Bauern oder „bourgeoise Elemente“. Doch die meisten sind Opfer einer Gesetzgebung, die selbst Mundraub und unerlaubtes Entfernen vom Wohnort mit Haft ahndet.

Wachen und Aufseher sind zumeist selbst Insassen oder ehemalige Gefangene, rekrutiert unter den in der Hierarchie oben stehenden Kriminellen. Auch deshalb ist die Organisation vieler Lager chaotisch – und vielfach willkürlich brutal.

Ab 1931 ist die Gulag-Verwaltung zudem für „Sondersiedler“ zuständig: Bis 1953 werden insgesamt sechs Millionen Menschen, darunter Alte, Frauen und Kinder, in unwirtliche Regionen deportiert, um die zu besiedeln.

Der Umbau des sowjetischen Strafwesens durch den Gulag hat ein wirtschaftliches Ziel: Er soll Zwangsarbeiter für die Industrialisierung des Landes verfügbar machen – für Großbauprojekte, vor allem aber, um den menschenleeren Norden und Ressourcen wie Öl, Holz, Kohle, Gold zu erschließen.

Doch oft übersteigen die Ausgaben für Bewachung und Unterhalt die Produktivität der Häftlinge. Zudem sind viele Bauprojekte schlecht geplant oder ohnehin sinnlos. Der 240 Kilometer lange Weißmeer-Ostsee-Kanal etwa, der von

120 000 Häftlingen mit Spitzhaken, Schaufeln, Hämtern und Schubkarren ausgehoben wird, gerät wegen zu knapp bemessener Bauzeit so flach, dass Schiffe mit größerem Tiefgang ihn nicht befahren können. Und die mehr als 600 Kilometer lange Salechar-Lgarka-Eisenbahlinie am Polarkreis wird nie in Betrieb genommen.

Bald gibt es mehrere Hundert Lagerkomplexe in der gesamten UdSSR. Meist bestehen sie aus Dutzenden kleinerer Lager. Im Kohlenbecken von Workuta jenseits des Polarkreises befindet sich eine der größten und härtesten Strafanlagen. Im Zweiten Weltkrieg müssen hier auch Tausende deutsche Kriegsgefangene in den Gruben arbeiten.

Das mit 15 bis 20 Prozent aller Gulag-Insassen umfangreichste Lagerkonglomerat ist jedoch „Dalstroj“, das sich entlang des Flusses Kolyma im Nordosten Sibiriens erstreckt. Hier sitzen bis zu zwei Millionen Menschen zugleich ein und müssen Steine klopfen, Bäume fällen und Gold schürfen.

Ende der 1930er Jahre steigt die Zahl der Insassen massiv an. Nun wird nicht nur der Tod durch Arbeit in Kauf genommen, die Aufseher erschießen auch Tausende. Während des Zweiten Weltkriegs, als die Versorgung katastrophal und die Arbeit besonders hart ist, stirbt fast ein Viertel der Häftlinge.

Zu Beginn der 1950er Jahre ist der Gulag mit 2,5 Millionen Inhaftierten sowie etwa 2,8 Millionen Sondersiedlern und 300 000 „Mitarbeitern“ (darunter 250 000 Aufsehern) ein Staat im Staate.

Für das Regime aber lohnt sich die ökonomische Ausbeutung der Gefangenen immer weniger. Kurz nach Stalins Tod 1953 wird der Gulag verkleinert – 1,2 Millionen Häftlinge kommen frei. Die große Mehrheit der politischen Gefangenen folgt in den nächsten Jahren: 1959 sitzen noch 11 000 Menschen in Lagern.

1973 macht der Schriftsteller Alexander Solzhenizyn, einst selbst Insasse, das Strafsystem mit dem ersten Band seines Werks „Der Archipel Gulag“ weltweit bekannt. Die letzten Lager schließen erst in den 1980er Jahren, kurz vor dem Ende der Sowjetunion.

Jens-Rainer Berg



In vielen Lagern gibt es behelfsmäßige Hospitäler für die Kranken und Todgeweihten, etwa in der Weißmeerregion (links). Insgesamt sterben zwischen 1930 und 1953 etwa zwei Millionen Menschen im Gulag

noch weiter dienen können, bevor sie in die bessere Welt eingehen.

Später erfahre ich, dass diese leichten Arbeiten darin bestehen, dass man zwölf Stunden täglich bei 50 Grad unter null in der Taiga Zweige hauen muss.

Häufig habe ich Menschen beobachtet, deren Persönlichkeit sich durch den täglichen Kampf ums Dasein im Lager völlig verändert hat. Alles, was früher einmal gewesen ist, wird bei ihnen verdrängt. Es entsteht ein neuer Mensch, und dieser Mensch ist furchtbar.

Es sind hölzerne Marionetten, ohne Bindung, ohne Seelenleben und vor allem ohne Gedächtnis. Diese Menschen denken nie mehr an die Freiheit, an die menschliche Periode ihres Lebens zurück. Solche Erinnerungen wären für sie nur eine Belastung.

Und dann halte ich es in Händen, das lang ersehnte A-Formular. In meinen verdreckten Fingern. Das Papier besagt, dass ich zehn Jahre in Arbeitslagern gewesen bin wegen der und der Staatsverbrechen und nach Verbüßung meiner Strafe aus dem Lager entlassen wurde unter Aberkennung der bürgerlichen Rechte auf weitere fünf Jahre.

Außerdem steht unten: „Bei Verlust kein Ersatz.“

Jewgenija Ginsburg, geboren 1904, Historikerin, Frau eines Parteiführers in Kasan an der Wolga und selbst Parteaktivistin, wird 1937 verhaftet, nachdem ein Kollege an der Hochschule als angeblicher Volksfeind enttarnt worden ist. Noch im selben Jahr zu zehn Jahren Haft verurteilt, wird sie von 1939 an in sibirischen Arbeitslagern interniert. 1947 entlassen die Behörden Ginsburg, doch muss sie nach kurzer Pause bis 1955 weiter in Verbannung in Sibirien leben. Offiziell rehabilitiert, beginnt sie 1957, ihre Erinnerungen niederzuschreiben, die – nach vergeblichen Versuchen, sie in der UdSSR zu veröffentlichen – erstmals 1967 in Italien erscheinen. Jewgenija Ginsburg stirbt 1977 in Moskau. Die hier abgedruckten Auszüge aus ihren Memoiren sind gegenüber dem Original zum Teil gekürzt und anders angeordnet.

© 1967 by Arnoldo Mondadori Editore, Milano, originally published in Italy; in Russian as „Kruito Maršrut“. Permission by Mohrbooks AG, Zürich.

geschlossen, da wird auch schon die Barackentür aufgerissen, und die gellende Stimme von Lidka, der Gehilfin der Lagerältesten, schreit so laut, dass es durch den Raum hallt:

„Aufstehen! Aufstellen!“, und dann leiser, gleichsam beiseite gesprochen: „Los, ihr Frauen, beeilt euch ... es wird gefilzt...“ Wir stellen uns in Reih und Glied vor den Pritschen auf, und die Wachmannschaften und die Kriminellen, die als Aufseher eingesetzt werden, stürzen sich auf unsere Pritschen.

Man könnte sagen, die Federn fliegen – wenn es Federn gäbe. Aber wir schlafen schon seit vier Jahren auf unseren Bündeln und auf Stroh. Dafür konfisziert man gnadenlos die sogenannten persönlichen Dinge, sogar die, die uns regulär in Paketen von zu Hause geschickt werden sind. „Fotografien? – Verboten! Stickereien auf Sackleinen? – Nicht gestattet! Ein eigener Löffel? Woher habt ihr den? Hier gibt es kein Eigentum!“

Kaldymow, der Leiter der Sowchose [des landwirtschaftlichen Staatsbetriebs der Region], führt seinen Betrieb mit Sklavenarbeit und einem häufigen Wechsel

der „verschlissenen Kontingente“. Wenn man ihm von „Massenabgängen“ unter den Häftlingen berichtet, antwortet er: „Wir kriegen schon wieder neue.“

Kaldymow ist kein Sadist. Unsere Leiden bereiten ihm kein Vergnügen. Wir sind für ihn einfach nicht vorhanden, weil er uns aus innerster Überzeugung nicht als Menschen betrachtet.

Den „Abgang“ von Häftlingen nimmt er hin als ganz alltägliche Produktionsstörung. Auch die Maschine, die die Silage zerkleinert, werde ja eines Tages unbrauchbar. Die Konsequenz ist für ihn in beiden Fällen die gleiche: Neubeschaffung. Seine Grausamkeit ist ihm nicht bewusst, sie gehört für ihn zum Alltag.

Eines Morgens kommt ein Transport aus der Taiga an. Es sind Menschen, die in den Goldminen zugrunde gerichtet worden sind, eine noch atmende menschliche Schlacke, die zu der Arbeit im Stollen nicht mehr taugt.

Auf dem Transport sterben sie dahin wie die ... Ich hätte beinahe geschrieben: „wie die Fliegen“, aber es wäre treffender zu sagen, die Fliegen sterben wie die „Todeskandidaten“ von Kolyma.

Diese Menschen werden noch einmal „sortiert“. Ein Teil bleibt hier, die meisten werden weitergeschickt, zum Beispiel in das Taskanskij-Kombinat, wo sie der edlen Aufgabe der Erschließung des hohen Nordens durch „leichte Arbeit“

Literatur: Jewgenija Ginsburg, „Marschrute eines Lebens“ und „Graumigration“, Piper; zweiteilige Erinnerungen der Gulag-Insassin. Anne Applebaum, „Der Gulag“, Goldman; beste Überblicksdarstellung zum sowjetischen Gulag-System.

TRUMAN SAYS RUSSIA
ATOMIC
TRUMAN SAYS REDS HAVE

STALINS BOMBE

Nach dem Zweiten Weltkrieg ist die UdSSR die stärkste Militärmacht auf dem europäischen Kontinent: Zwar hat das Land ungeheure Verluste erlitten, aber die Rote Armee steht von der Elbe bis zum Fernen Osten. Doch im Juli 1945 zünden die Amerikaner eine Atombombe, die riesigen sowjetischen Panzerverbände verlieren an Bedeutung. Und so fordert Stalin den Bau einer eigenen Bombe

SET OFF ATOM BLAST BLAST IN RUSSIA EXPLODED ATOM!

Mit dem Pilz der ersten Atom-bombenexplosion in New Mexico beginnt 1945 das Nuklearzeitalter. Doch das Monopol der USA auf die neue Technologie währt nur vier Jahre. Dann erfährt eine schockierte amerikanische Öffentlichkeit, dass auch Stalin die fürchterlichste aller Waffen besitzt

Beiläufig erzählt der US-Präsident von einer neuen Waffe mit »ungewöhnlicher Zerstörungskraft«

24. Juli 1945

Seit einer Woche verhandeln die Sieger über das nationalsozialistische Deutschland hinter den Mauern von Schloss Cecilienhof in Potsdam über den Umgang mit dem unterworfenen Gegner und das weitere Vorgehen im immer noch andauernden Pazifikkrieg.

In rehbrauner Uniform erscheint Josef Stalin zu den Sitzungen mit den Vertretern der USA und Großbritanniens. Er genießt diese Tage des Triumphs. Zwar hat der Kampf gegen Deutschland seinem Land rund 26 Millionen Opfer abgefordert, große Städte und wichtige Industriezentren wie Leningrad und Charkow liegen in Trümmern.

Doch dafür steht die Rote Armee jetzt an der Elbe, beherrscht weite Teile Osteuropas und ist mit ihren Panzern die dominierende Streitmacht auf dem Kontinent. Durch den Sieg über Hitler ist Stalin zum Führer einer Weltmacht aufgestiegen. Briten und Amerikaner können nichts mehr gegen ihn entscheiden.

An diesem Abend endet die Plenarsitzung gegen 19.30 Uhr. Stalin will gerade den Konferenzsaal verlassen, als US-Präsident Harry S. Truman auf ihn zukommt. Großbritanniens Premier Winston Churchill und die übrigen Anwesenden verfolgen die Szene aus den Augenwinkeln.

„Wir besitzen eine neue Waffe von ungewöhnlicher Zerstörungskraft“, sagt Truman wie beiläufig, als er nah bei Stalin steht. Nichts weiter.

Der Angesprochene nickt kaum merklich und schweigt. Der britische Außenminister, der einige Schritte entfernt steht, meint zu hören, dass der sowjetische Generalissimus noch das Wort „Danke“ murmelt.

Truman ist davon überzeugt, dass Stalin die Tragweite seiner Mitteilung

nicht erfasst hat. Doch der Sowjetführer spürt den Stich.

Er weiß sogar mehr über die Sache, will sich aber um keinen Preis beeindruckt zeigen. Wahrscheinlich haben seine Spione ihm sogar schon davon berichtet, dass die Amerikaner acht Tage zuvor in der Wüste von New Mexico eine Atombombe gezündet haben.

Auf der Postdamer Konferenz lässt sich Stalin im Juli 1945 als Führer einer Weltmacht und Bezwinger Hitlers feiern. Doch schon bald fühlt er sich durch die amerikanische Atombombe um die Früchte des Sieges gebracht



13 Tage nach dem kurzen Gespräch zwischen Truman und Stalin steigt ein amerikanischer B-29-Bomber am 6. August 1945 von einer Insel im Pazifik auf und wirft über der japanischen Stadt Hiroshima eine 4000 Kilogramm schwere Atombombe ab.

Deren Sprengkraft entspricht etwa 13000 Tonnen herkömmlichen TNT-Sprengstoffs und löst alles Leben im Umkreis von 500 Metern aus; mehr als 8000 Menschen sterben.

Stalin, bereits wieder in Moskau, ist schockiert über die Vernichtungskraft der Explosion – und wohl mehr noch über ihre symbolische Wirkung: „Hiroshima hat die ganze Welt erschüttert. Das Gleichgewicht ist zerstört.“

Das Nuklearzeitalter hat begonnen. Und die UdSSR ist plötzlich eine Weltmacht zweiter Klasse.

Denn das atomare Inferno offenbart ihre technologische Unterlegenheit. Keine drei Monate nach dem Sieg über Berlin haben die 300 Divisionen der Roten Armee massiv an Wert verloren.

Vor allem brauchen die Amerikaner Stalin nun nicht mehr als Verbündeten im noch fortdauernden Pazifikkrieg.

Zwar erklärt die bis dahin in Fernost neutrale Sowjetunion Japan noch hastig den Krieg, doch unter dem Eindruck der amerikanischen Atombombenbeschuldigungen kapituliert das Kaiserreich, noch ehe Stalins Truppen entscheidend eingreifen können.

Zudem beschleicht die Kremlführung nun der Verdacht, dass der Einsatz der neuen Waffe indirekt auch gegen die Sowjetunion gerichtet war: als Drohung und Demonstration der amerikanischen Stärke, als Vorbote eines neuen, von Rivalität geprägten Verhältnisses der zwei Nach-Verbündeten.

Zwar weiß Stalin aus Geheimdienstberichten, dass die USA in den nächsten Jahren nicht über ausreichend Atombomben für einen Krieg gegen die Sowjetunion verfügen werden.

Doch er befürchtet, dass die Amerikaner ihr Monopol auf die neue Waffe als Druckmittel nutzen werden, um die Nachkriegsordnung nach ihren Bedingungen zu gestalten. Und dass sie binnen Kurzem eine bedrohliche atomare Übermacht besitzen werden.



Stalin weiß bereits von der amerikanischen Atombombe, als ihn US-Präsident Harry S. Truman in Potsdam darüber informiert. Der Diktator gibt sich nach außen unbeeindruckt – und ist doch alarmiert

Stalin ist entschlossen, die Machtbalance so rasch wie möglich wiederherzustellen. Am 20. August 1945 gibt er ein sowjetisches Atombombenprojekt in Auftrag. Geheimdienstchef Lawrentij Berija, ein fähiger Organisator, wird zum Lenker des gesamten Unternehmens ernannt.

Einmal wöchentlich soll er Stalin Bericht über die Fortschritte der Wissenschaftler erstatten – und wohl auch eine Atmosphäre der Bedrohung verbreiten, die sie zur Eile antreibt. Ein ungleicher Wettkampf beginnt, in dem ein vom Krieg ausgezehrtes Land einen Vorsprung von mehreren Jahren aufholen muss.

Die Bombe soll ein 42-jähriger Russe aus dem südlichen Ural bauen. Igor Kurtschatow ist einer der führenden Nuklearphysiker des Landes. Der Mann mit dem langen Mönchsbart kommandiert gern, ist arbeitswütig und äußerst verschwiegen – wie geschaffen für ein Projekt von strenger Geheimhaltung.

Schon seit Beginn der 1930er Jahre erforscht Kurtschatow die Radioaktivität. Im Frühjahr 1939 hat er in Fachzeitschriften gelesen, dass Wissenschaftlern in Berlin die Spaltung von Urankernen gelungen ist. Doch anders als viele Physiker im Westen glaubte er damals nicht, dass sich das Prinzip der Kernspaltung in absehbarer Zeit zur Entwicklung einer Waffe nutzen ließe. Deshalb informierte Kurtschatow weder den Geheimdienst

des NKWD noch andere Regierungsstellen über die Vorgänge in Berlin.

Die sowjetische Führung wurde bald von anderer Seite alarmiert. Im Herbst 1941 suchte ein Informant Kontakt zu der sowjetischen Botschaft in London: Klaus Fuchs, ein deutscher Physiker und überzeugter Kommunist, der 1933 nach England geflohen war und dort inzwischen an einem Atombombenprojekt der Briten mitarbeitete. Fuchs offenbarte seinem Verbindungsmann, dass Amerikaner und Briten heimlich mit Forschungen an einer nie da gewesenen Waffe begonnen hätten.

Doch für die Sowjetführung gab es Dringlicheres als utopisch klingende Spekulationen aus den Labors der Nuklearphysik: Sie musste die Wehrmacht auf deren Weg nach Moskau stoppen.

1942 erfuhr der NKWD, dass auch die Deutschen an einer Atombombe bauten. Die Rote Armee hatte das Notizbuch eines Wehrmachtsoffiziers erbeutet, darin fanden sich eine Liste der Materialien, die für eine Bombe erforderlich wären, und Berechnungen über die gewaltige Energiemenge, die sie freisetzen könnte.

Aber erst im März 1943, nach dem sowjetischen Sieg in Stalingrad, wurde



Der Nuklearphysiker Igor Kurchatow soll die sowjetische Atombombe bauen – mit allen Mitteln und so schnell wie möglich. Der Forscher weiß: Wenn er versagt, kann sein Leben in Gefahr geraten



Klaus Fuchs liefert dem sowjetischen Geheimdienst Pläne der amerikanischen Nuklearwaffen. Der in Deutschland geborene, in den USA arbeitende Physiker ist Kommunist – und spioniert seit 1941 für die UdSSR

Igor Kurchatow zum Direktor eines Projekts ernannt, das die „Nutzbarkeit der Atomenergie“ erforschen sollte.

Indes: Eine eigene Bombe zu bauen erschien auch jetzt noch zu kostspielig und zu langwierig. Stalin glaubte zudem nicht daran, dass die neue Waffe den Ausgang des Krieges entscheiden würde. Ganz offenbar, so meldete ein Spion aus Berlin, machten die Deutschen nur wenig Fortschritte.

Auch Kurchatow kam bis 1945 kaum voran. Für seine Versuche fehlte es ihm vor allem an spaltbarem Uran. Ohnmächtig musste er die Dossiers von Klaus Fuchs lesen, der inzwischen in den USA am 1942 gestarteten „Manhattan Project“ zum Bau einer Atombombe mitarbeitete und bei konspirativen Treffen mit seinem Verbindungsmann von enormen Anstrengungen berichtete.

Im April 1945 beschlagnahmte die vorrückende Rote Armee in Deutschland 100 Kubiktonnen versteckt gelagertes Uranoxid, den Rohstoff für die Atombombe. Bei dem Versuch, sich die Dienste der deutschen Forscher zu sichern, hatten die Sowjettruppen aber das Nachsehen: Eine britisch-amerikanische Spezialeinheit verhaftete in den

letzten Kriegswochen die prominentesten deutschen Kernphysiker und internierte sie in England – nur einige Wissenschaftler aus der zweiten Reihe fielen in die Hände der Russen.

Am 22. August 1945, zwei Tage nachdem Kurchatow den Auftrag zum Bau der Bombe erhalten hat, telegraphiert der militärische Geheimdienst in Moskau an seine Spione jenseits des Atlantiks: „Ergreift Maßnahmen, um Dokumentarmaterial über die Atombombe zu beschaffen! Den technischen Prozess, Zeichnungen, Berechnungen.“

Moskau hat mehrere Informanten, die am Manhattan Project mitarbeiten. Es sind zumeist heimliche Sympathisanten des Sowjetregimes, darunter der junge GI David Greenglass, der als Maschinist in einem der Laboratorien von Los Alamos in New Mexico arbeitet und den von seiner Schwester und deren Mann angeworben wird. Ethel, geborene Greenglass, und Julius Rosenberg überreden ihn, sämtliche verfügbaren Informationen über den Bombenbau weiterzugeben, „um die Kriegsanstrengungen der Alliierten zu unterstützen“. Schon Ende der 1930er Jahre hatte die

Auslandsabteilung des NKWD das Ehepaar für Spitzeldienste rekrutiert.

Die wertvollste Quelle aber ist nach wie vor Klaus Fuchs. Im September 1945 liefert der Deutsche erneut Daten über seinen Verbindungsmann in den USA; zusammen mit älteren Berichten ergeben sie bereits eine grobe Blaupause für den Bau der Bombe – auch wenn die Sowjetforscher jedes Detail überprüfen.

Kurchatow entscheidet sich dafür, eine Kopie der amerikanischen Test-Bombe zu konstruieren. Inzwischen hat Moskau Zugriff auf Uranminen in Sachsen und der Tschechoslowakei. Zudem reisen Geologen nach Zentralasien, um Uranvorkommen zu erschließen.

Damit er die Bombe tatsächlich bauen kann, muss Kurchatow eine ganze Industrie neu erschaffen. Zunächst lässt er Ende 1945 etwa 70 Kilometer östlich von Moskau eine Fabrikanlage errichten, in der Arbeiter unter Anleitung eines deutschen Spezialisten Uranerz in gebrauchsfertiges Metall verwandeln.

Diese Uranfabrik ist die erste von etwa einem Dutzend Einrichtungen zum Bau der Bombe, die in den Jahren darauf überall im Land entstehen, oft Tausende Kilometer voneinander entfernt.

Wohl fast eine halbe Million Menschen werden schließlich an der Bombe mitarbeiten. Etwa 360 000 Arbeiter brechen Uranerz in den sowjetischen, ostdeutschen und tschechoslowakischen Minen. Bis zu 60 000 Menschen sind mit dem Bau der Anlagen beschäftigt. Gut 10 000 Wissenschaftler und Labortechniker kommandiert Kurtschatow.

Niemand kennt die Kosten dieses Projekts. Sicher ist, dass sie enorm sind: Die USA haben zwei Milliarden Dollar in ihre Atombombe investiert, eine Summe, die 30 Milliarden Rubel entspricht – fast ein Viertel der sovjetischen Verteidigungsausgaben im letzten Kriegsjahr.

Doch als Stalin im Januar 1946 Kurtschatow empfängt, um sich berichten zu lassen, gibt er sich ungewohnt gönner-

haft. Nach dem Gespräch notiert der Physiker: „Genosse Stalin sagt, es sei nicht nötig, nach kostengünstigeren Wegen zu suchen.“ Er weiß jetzt, dass er jede Hilfe erhalten wird.

Kurtschatow muss zunächst die atomare Kettenreaktion kontrollieren. Dazu lässt er im November 1946 in einem Moskauer Spezialgebäude einen Versuchsreaktor errichten. Massive Betonmauern sollen verhindern, dass Radioaktivität nach außen dringt; überall sind Messgeräte platziert. Mehr als 45 Tonnen Uran und 400 Tonnen Graphit schichtet Kurtschatow übereinander.

Das radioaktive Schwermetall soll eine bestimmte Menge an Neutronen freisetzen, die ausreicht, andere Urankerne zu spalten, die daraufhin ihrerseits

Neutronen aussenden, die wieder andre Urankerne spalten ... und so weiter.

Doch erst ab einer bestimmten Menge an spaltbarem Uran kann dieser Mechanismus in Gang kommen. Am 25. Dezember 1946, um 18 Uhr, ist es so weit: Eine sich selbst erhaltende Kettenreaktion setzt ein, eine fortgesetzte Spaltung von Urankernen. Der Reaktor produziert 100 Watt Energie, bis Kurtschatow ihn herunterfährt.

„Die Atomenergie hat sich dem Willen des Sowjetmenschen gebeugt“, triumphiert er. Es ist ein entscheidender Schritt auf dem Weg zur Bombe. Denn in einem funktionierenden Reaktor lässt sich nicht nur die Kettenreaktion, die die zerstörerische Kraft der Bombe hervorrufen soll, studieren, sondern auch der nukleare Sprengstoff erzeugen, den Kurtschatow für seine erste Bombe verwenden will.

Jetzt nimmt er einen größeren Reaktor in Betrieb, den 70 000 Gulag-Häftlinge tief im Ural errichtet haben. Viele der Zwangsarbeiter werden nie wieder freikommen, weil sie fortan als Geheimnisträger gelten.

Ab Juli 1948 produziert der Reaktor Plutonium. Einige Monate später sind zwei weitere Anlagen fertig, in denen Techniker diesen Bombensprengstoff reinigen und so einsatzbereit machen.

Immer wieder sind Arbeiter und Wissenschaftler dabei hoher Strahlung ausgesetzt. Millionen Kubikmeter radioaktiven Abfallskippen sie in nahe Flüsse, ohne die Menschen, die an deren Ufern leben, zu warnen.

400 Kilometer östlich von Moskau wächst unterdessen ein weiteres Zentrum des Atomkomplexes zu einer Siedlung heran, die auf keiner offiziellen Landkarte verzeichnet ist. Sicherheitskräfte haben in der Nähe der Stadt Arsamas eine Zone von 250 Quadratkilometern mit Stacheldraht abgeriegelt.

Am 29. August 1949 zünden Techniker eine Atombombe in der kasachischen Steppe. Der Triumph ist mit großen Opfern erkauft: Zahllose Arbeiter in den Uranminen erkranken an Krebs



In den Zellen eines verlassenen Klosters auf dem Gelände richten Kurtschatow und seine Mitarbeiter Labors ein, um den Zündmechanismus und die anderen Bauteile der Bombe zu konstruieren. Gefangene aus einem nahe gelegenen Arbeitslager bauen Häuser und Werkstätten.

In der Geheimstadt führen die Forscher und ihre Familien ein streng abgeschirmtes Leben. Und während in Moskau noch immer Menschen hungrig, herrsch hier keinerlei Mangel an Lebensmitteln und Konsumgütern.

Der NKWD hat Arsamas mit Spitzeln infiltriert, die Verräte aufspüren sollen. Niemand kann sich sicher fühlen.

Denn einerseits sind Wissenschaftler und Ingenieure für Stalin unerlässlich, um die Industrialisierung der Sowjetunion weiter voranzutreiben. Ihre technischen Meisterleistungen, etwa der Bau moderner Kraftwerke oder die Konstruktion von Flugzeugen, sollen zudem das Ansehen der UdSSR mehren.

Doch zugleich misstraut der Sowjetführer den Experten, ruft Kampagnen gegen wissenschaftliche Disziplinen aus,

die ihm als zu „westlich“ gelten. So behaupten parteitreue Theoretiker, dass bestimmte Bereiche der Quantenmechanik und der Relativitätstheorie – für den Bau der Bombe wichtige Fachgebiete – „idealistisch“ seien, sich folglich nicht mit dem dialektischen Materialismus der Kommunisten vertrügen.

Dieser ideologische Streit geht zum Teil auf einen Machtkampf unter Wissenschaftlern zurück: Er wird befeuert von einigen Physikern der Moskauer Universität, die sich vom Bombenprojekt ausgeschlossen fühlen und generell die Errungenschaften der sowjetischen Wissenschaft gegenüber denen des westlichen Auslands missachtet glauben.

Verschärft wird die Atmosphäre des Verdachts in Arsamas und anderen Einrichtungen durch einen Feldzug gegen „Kosmopoliten“, ein Synonym für Juden. Auch Igor Kurtschatow muss mit Anfeindungen rechnen, weil in seinem Team jüdische Wissenschaftler forschen.

Letztlich aber bleibt Stalin auf die Nuklearphysiker angewiesen. „Lasst sie

in Frieden“, soll er dem Geheimdienstchef Berija gesagt haben. „Wir können sie später immer noch erschießen.“

Die Forscher ahnen, dass ihre Karriere, vielleicht sogar ihr Leben von dem Test abhängt. Nach vier Jahren haben Kurtschatows Männer genug Plutonium gewonnen, um zwei Halbkugeln von etwa acht Zentimeter Durchmesser zu formen: den Kern der Bombe.

29. August 1949. In der kasachischen Steppe, 2500 Kilometer südöstlich von Arsamas, wird der entscheidende Test vorbereitet. Techniker haben die Bombe an einem 30 Meter hohen Turm befestigt. Um die Zerstörungswucht zu messen, sind in der Nähe Holzgebäude, Ziegelhäuser, Brücken und Tunnel aufgebaut worden. Lokomotiven, Panzer, Artilleriegeschütze stehen um den Bom-

Jedes Jahr zum Jubiläum der Oktoberrevolution zeigen die sowjetischen Streitkräfte auf einer Parade über den Moskauer Roten Platz ihre Stärke – auch mit Raketen wie diesen (Foto von 1957)



benturm, dazu Messinstrumente und Detektoren.

Um 6.00 Uhr gibt Kurtschatow aus einem zehn Kilometer entfernten Kommandostand den Befehl zur Zündung.

Ein gleißender Lichtblitz erheilt die Steppe, 30 Sekunden später lässt eine gewaltige Druckwelle den Befehlsbunker erbeben. Die Physiker eilen ins Freie und sehen, wie sich die Explosionswolke zu einem Pilz aus Staub und Asche formt.

Berija umarmt Kurtschatow und küsst ihn auf die Stirn – die Forscher sind gerettet. Sie fühlen Erleichterung und patriotischen Stolz: Nun scheint ihr Vaterland nicht mehr verwundbar, seine Position im Streit mit den USA gestärkt.

Denn das Verhältnis zwischen Moskau und Washington hat sich grundlegend geändert. Die Interessenkonflikte, die sich 1945 angedeutet hatten, haben sich zu einem gefährlichen Konflikt ausgewachsen – dem „Kalten Krieg“.

Die einstigen Verbündeten stehen sich nun als ideologische und militärische Kontrahenten gegenüber, der politische Globus ist in zwei Hemisphären gespalten: Ost und West. Und beide Seiten versuchen, einander in einem Wettrüsten zu übertreffen, zu dessen wichtigstem Element die Atombombe geworden ist.

Sofort nach dem erfolgreichen Test geht ein Bericht von Kurtschatow per Kurierflugzeug nach Moskau: Die Messungen ergeben, dass die sowjetische Bombenkopie sogar noch stärker ist als das amerikanische Original.

Ihre Sprengkraft erreicht die von etwa 20 Kilotonnen TNT – 7000 Tonnen mehr als die der US-Atombombe.

Stalin ist begeistert. Er dekoriert die führenden Forscher mit hohen Auszeichnungen: Igor Kurtschatow wird zum „Helden der sozialistischen Arbeit“ ernannt und bekommt Geld, ein Auto und eine Datscha auf der Krim – ein für die meisten Sowjetbürger unerreicherbarer Luxus.

Literatur: David Holloway, „Stalin and the Bomb. The Soviet Union and Atomic Energy 1939–1956“, Yale University Press; sehr detaillierte Untersuchung zu den Anfängen der sowjetischen Nuklearforschung. Voitech Mastny, „The Cold War and Soviet Insecurity. The Stalin Years“, Oxford University Press; Monografie über den Kalten Krieg aus sowjetischer Perspektive.

Zwischen den Supermächten entsteht ein Gleichgewicht des atomaren Schreckens

Bis heute weiß niemand, wie viele Opfer das Atomprojekt forderte. Zahllose Minenarbeiter, die ohne ausreichende Schutzkleidung Uran abbauten, erkrankten später an Krebs. Zehntausende Zwangsarbeiter schufteten unter zum Teil tödlichen Bedingungen auf den Baustellen, in den Produktionsanlagen und Forschungsstätten.

Mit ihrer Hilfe brauchten Stalins Wissenschaftler annähernd vier Jahre – nur wenige Monate länger als zuvor die Männer des Manhattan Project. Allerdings ersparten ihnen die Informationen von Klaus Fuchs und anderen Spionen wohl ein bis zwei Jahre Arbeit.

So gelang es ihnen auch, die CIA zu überrumpeln. Der US-Nachrichtendienst glaubte, dass die UdSSR nicht vor Mitte 1953 erfolgreich sein würde.

Auch jetzt noch, im Sommer 1949, verschweigt Stalin den Test vor der Welt, wahrscheinlich weil er verhindern will, dass die USA ihre atomare Rüstung beschleunigen. Es ist sein Kontrahent, US-Präsident Truman, der drei einhalb Wochen später öffentlich erklärt, die Vereinigten Staaten hätten „Hinweise darauf, dass in den letzten Wochen eine atomare Explosion in der UdSSR stattgefunden“ hat.

Zwei Tage später kontert die sowjetische Nachrichtenagentur TASS: Schon 1947 habe die UdSSR „das Geheimnis der atomaren Waffe gelüftet“. Diese Mitteilung soll nun, da der Bombentest sich nicht länger verheimlichen lässt, den Eindruck erwecken, dass Moskau die Waffe längst besitzt.

Durch dieses Verwirrspiel will Stalin wohl verschleiern, dass die Sowjetunion noch einige Zeit brauchen wird, ehe sie über ein Arsenal einsatzbereiter Atombomben verfügt.

Doch die Amerikaner, die schon 1948 56 Nuklearbomber besaßen, sind alarmiert. Sie intensivieren ihr Atomprogramm, und im Januar 1950 verkündet Truman, er habe den Befehl zur Entwicklung einer noch zerstörerischeren Waffe erteilt: der Wasserstoffbombe.

So beginnt ein zweites Wettrennen – nun aber sind die Gegner von Beginn an gleichauf. Nur zwei Monate nach dem erfolgreichen Test kehrt Igor Kurtschatow in die Labors zurück und treibt seine Forscher zum Bau der Wasserstoffbombe an.

Diesmal muss er jedoch auf seinen wichtigsten Informanten verzichten: Im Februar 1950 wird Klaus Fuchs in London verhaftet. Schon 1948 hatte das FBI eine verräterische Botschaft abgefangen, die das sowjetische Konsulat in New York an den Geheimdienst in Moskau gesandt hatte, doch erst 1949 konnte die Nachricht dechiffriert werden.

Fuchs legt ein umfassendes Geständnis ab. Ein Londoner Gericht verurteilt ihn zu 14 Jahren Gefängnis, 1959 wird er wegen guter Führung vorzeitig aus der Haft entlassen. Der berühmteste Atomspion des 20. Jahrhunderts stirbt 1988 in Dresden.

Auch David Greenglass wird vom FBI enttarnt. Seine Aussagen bewirken, dass das ebenfalls verhaftete Ehepaar Ethel und Julius Rosenberg zum Tod verurteilt wird und 1953 auf dem elektrischen Stuhl stirbt. Greenglass selbst erhält eine Haftstrafe von 15 Jahren.

Den zweiten Wettkampf gewinnen wiederum die USA, jedoch nur knapp: Am 1. November 1952 explodiert im Pazifik die erste amerikanische Wasserstoffbombe; gut neun Monate später ziehen Kurtschatow und seine Männer nach.

Dann ist das Gleichgewicht des Schreckens wiederhergestellt.

Igor Kurtschatow, der Vater der sowjetischen Atombombe, setzt sich zwei Jahre vor seinem Tod im Jahr 1960 für ein Ende nuklearer Testzündungen ein – vergebens.

Auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges werden die USA und die UdSSR über etwa 60 000 Atomsprengkörper verfügen. Genug, um die Welt mehrfach komplett zu vernichten. □

Ende eines

Am 1. März 1953 bricht Josef Stalin nach einem Schlaganfall im Esszimmer seiner Datscha zusammen. Nervös und hoffnungsvoll zugleich beobachtet sein Hofstaat den Todeskampf des zuletzt immer paranoiden Diktators. Als er schließlich stirbt, ist das Land, das er jahrelang tyrannisiert hat, im Schock



Tyrannen

von JOHANNES STREMPER

D

en ganzen Tag lang hat der alte Mann nichts von sich hören lassen. Kein Anruf, keine Weisungen. Bis zum Mittag haben sich die Leibwachen in ihrem Posten gut 20 Meter vor der Datscha keine Sorgen gemacht. Ihr Herr schläft gern lang. Dann jedoch wurden die Beamten allmählich unruhig.

Endlich, um 18 Uhr, sehen sie von draußen, wie das kleine Esszimmer von einer Lampe erleuchtet wird. Offenbar ist der Alte nun aufgestanden, scheint alles in Ordnung zu sein. Doch weiterhin: kein Anruf. Mehr als drei Stunden vergehen, ohne dass er sich meldet.

Die Männer bekommen Angst. Der Chef der Garde drängt einen der Leibwächter nachzusehen. Der aber weigert sich. Besteht darauf, dass der Vorgesetzte selber geht. Der gibt daraufhin kleinlaut zu, auch er fürchte sich.

Als gegen 22.00 Uhr die Post des Zentralkomitees eintrifft, klemmt sich der Leibwächter die Briefe und Papiere unter den Arm und betritt das dunkle, stille Haupthaus der Datscha. Er ist nervös.

Nichts ist gefährlicher, als den Alten zu überraschen, ihm unbemerkt zu nahe zu kommen – deshalb macht der Leibwächter bewusst viel Lärm, während er sich durch einen Gang ins Haus

begibt. Er nähert sich dem kleinen Esszimmer. Und findet dort seinen Herrn.

Der liegt in Unterhemd und kurzer Pyjamahose auf dem Teppich, in seltsam verdrehter Haltung, neben sich eine Ausgabe der „Prawda“. Er hat sich eingeknöpft, scheint aber bei Besinnung.

Der Leibwächter stürzt auf ihn zu: „Was fehlt Ihnen, Genosse Stalin?“ Doch der Diktator der Sowjetunion kann kaum sprechen und sich nicht bewegen.

Es ist Sonntag, der 1. März 1953. Am Vorabend hat Josef Stalin, 74, noch bis in den frühen Morgen mit seinen engsten Vertrauten getafelt und getrunken, hat sie vergnügt an der Tür verabschiedet. Dann hat er sich schlafen gelegt, auf dem rosa-rot gestreiften Sofa im kleinen Esszimmer seiner Datscha in Kunzewo, 20 Kilometer vom Kremlin entfernt.

„Blischnaja“ heißt das Anwesen inmitten eines Kiefernwaldes, die „nahe Datscha“: eine schlichte, zweistöckige Villa in braungrünem Tarnanstrich, mit einer Bibliothek, einer Sauna und mehreren Pavillons für Gäste und Personal.

Zwei Zäune, mehrere Kontrollpunkte, scharfe Hunde und eine hundertköpfige Wachmannschaft schirmen den Diktator von der Außenwelt ab. Im Haupthaus lebt Stalin, allein.

Nachdem der Leibwächter weitere Wachen zusammengerufen hat, tragen die den inzwischen bewusstlosen Herrscher in den luftigeren Speisesaal, betten ihn auf das dort stehende Sofa

Nach seinem Tod am 5. März 1953 wird Stalin in der Säulen-halle des Moskauer Gewerkschaftshaus öffentlich aufgebahrt. Trauende nehmen von ihm Abschied





Auf dem Boden des kleinen Esszimmers seiner Datscha in Kuznecow im Westen Moskaus findet ein Leibwächter den vom Schlaganfall gelähmten Diktator



Am Morgen des 6. März 1953 meldet Radio Moskau den Tod Josef Stalins. Überall im Land gibt es daraufhin Trauerkundgebungen – so wie in dieser Fabrik (teilweise nachgezeichnetes Foto)

und hüllen eine Decke um den vor Kälte zitternden Körper. Die Männer sind unsicher. Sie entschließen sich, per Telefon Hilfe zu holen. Doch sie rufen keine Ärzte an, sondern verständigen die zwei höchsten Funktionäre des Politbüros: Georgij Malenkov und Lawrentij Berija.

Die beiden Stellvertreter Stalins in Regierung und Partei fahren gegen 3.00 Uhr nachts mit einer Limousine vor.

Im Laufe der nächsten Stunden werden sich in Kuznecow die mächtigsten Männer der Sowjetunion einfinden. Jene Parteführer, die den verbrecherischen Staat mittragen und sich wie Höflinge um den zuletzt immer paranoiden Diktator geschart haben. Nun beobachten sie voll Furcht, Hoffnung und egoistischem Kalkül, wie der Herrscher mit dem Tod ringt. Und wie das fast ein Vierteljahrhundert bestehende Regime Stalins dabei ist, sein Ende zu finden.

Mit Entsetzen bemerkt Malenkov auf dem Weg in den Speisesaal, dass seine Schuhe knarren. Er zieht sie aus und nähert sich dem Krankenlager in Socken und auf Zehenspitzen, um Stalin unter keinen Umständen zu wecken.

Der 51-Jährige, von den anderen Funktionären wegen seiner Fistelstimme und der weiblich breiten Hüften „Malanja“ genannt, ist ein Bürokrat, der bei Sitzungen meist schweigt und einst eifrig ein Notizbuch mit der Aufschrift „Lehren des Genossen Stalin“ füllte.

Parteimitglied seit dem Bürgerkrieg, hates Malenkov mit Beharrlichkeit vom Mitarbeiter des Zentralkomitees bis zu

einem der stellvertretenden Ministerpräsidenten der Sowjetunion gebracht.

Seine Skrupellosigkeit konnte er während des Großen Terrors und der Säuberungen in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre beweisen, als er in Armenien und Weißrussland schätzungsweise 150 000 Menschen ermorden ließ. Wenn Stalin anordnet, einen zu töten, legt Malenkov 1000 um“, sagt Berija über seinen Kollegen.

Lawrentij Berija stammt, wie Stalin, aus Georgien. Dort ist er über den Geheimdienst zum Ersten Parteisekretär aufgestiegen, hat dann in Moskau die Führung des NKWD übernommen und damit die Kontrolle über die Geheimpolizei: Er ist der Herrscher über Folterkammern, Gefängnisse und den Gulag.

Berija, ein hochintelligenter Mann mit fahlgrauem Teint und unruhigen Augen hinter einem blitzenden Kneifer, ist nervenstark, wird von fast allen gehasst und sogar von Stalin gefürchtet. Selbst nach Maßstäben der Geheimpolizei gilt er als außerordentlicher Sadist. „Unseren Himmler“ nennt ihn Stalin einmal.

Berija foltert gern selbst, in seinem Büro verwahrt er neben einer Sammlung Totschläger auch Damenwäsche und Sexspielzeug. Mit seinen Leibwächtern fährt er Moskaus Straßen ab, um Frauen abzufangen, die er zum Essen einlädt, anschließend vergewaltigt und mit einem Blumenstrauß nach Hause schickt.

Die beiden Funktionäre erscheinen deshalb so spät an Stalins Krankenlager, weil Berija nicht verständigt werden konnte – wahrscheinlich hielt er sich bei einer Mätresse auf. Jetzt schnauzt er,

überdreht und sicherlich angetrunken, die Leibwächter an. „Was sollte das – eine Panik auszulösen? Offenbar schlafst der Chef friedlich.“

Obwohl die Wachen versichern, Geistes Stalins schläfe nicht, sondern sei krank und brauche dringend Hilfe, verlassen Berija und Malenkov die Datscha, ohne etwas zu unternehmen, und fahren zurück nach Moskau.

Weshalb lassen weder Wachen noch Funktionäre Ärzte rufen? Versagen die Stellvertreter ihrem Herrscher Hilfe, weil sie seinen Tod wünschen? Wahrscheinlicher ist, dass die Funktionäre schlicht Angst haben.

Sollte sich Stalins Zustand nämlich als harmlos erweisen, würde der Geiger den Auftritt von Ärzten als Zweifel an seiner Kraft und Autorität, als Griff nach der Macht auffassen: Erst ein paar Monate zuvor hat er seinen Leibarzt ins Gefängnis werfen lassen, weil der es gewagt hatte, ihm Ruhe zu verordnen. Nichts fürchten die Genossen mehr, als des Diktators Zorn zu erregen.

Denn Stalin hat sich verändert.

In den 1920er Jahren hatten die hohen Funktionäre im Politbüro noch mit Stalin gemeinsam entschieden. Damals besaß er einen robusten, fast unwiderstehlichen Charme, war gesellig und leutselig, auch wenn hinter dem einnehmenden Wesen immer wieder eine unerbittliche Härte aufblitzte.



In Moskau beweinen Frauen ihren verstorbenen Herrscher. Für viele Bürger ist ein Leben ohne den allmächtigen Staatschef unvorstellbar – das gilt selbst für manche Häftlinge in den Arbeitslagern

Doch die Alleinherrschaft seit etwa 1930 hat ihn zu einem zunehmend paranoiden Tyrannen werden lassen, der seine Umgebung voller Willkür in Schrecken versetzt. Zwanghaft misstrauisch spätestens seit den Säuberungen Ende der 1930er Jahre, unerträglich überheblich nach seinem Sieg über Hitler, verunsichert Stalin seine Untergebenen mit Andeutungen, Anekdoten und Drohungen.

„Ein mutiger Mann“, prostet er auf einem Empfang dem Volkskommissar für Eisenbahnen zu, „der weiß: Wenn sich die Züge verspätet, dann müssen wir ihn leider erschießen.“

So äußert sich der finstere Humor eines Mannes, der nur dann glücklich zu sein scheint, wenn er einen Widersacher vernichten kann.

Die Mühen des Weltkrieges haben Stalin altern lassen, das einst schwarze Haar ist grau geworden, über der Hose spannt sich ein ausladender Bauch. Aber noch ist Energie in dem nur 1,62 Meter großen Georgier – etwa, wenn er in schnellem, leicht watschelndem Gang die Säle des Kremls durchmisst.

Der eingeschüchterte Hofstaat versucht jede seiner Gesten zu deuten: Raucht Stalin seine Pfeife kalt, bahnt sich Ärger an; legt er sie ab, ein Wutanfall; streicht er sich mit dem Mundstück über den Bart, hat er gute Laune.

Umgekehrt beobachtet auch der Diktator seine Höflinge, überempfindlich und stets ein Komplott witternd. Die Funktionäre gewöhnen sich an, ihm

beim Sprechen stets in die Augen zu blicken, offen, aber nicht zu intensiv, sich respektvoll Notizen zu machen und unter allen Umständen Ruhe zu bewahren. Denn ein Zeichen von Angst würde Stalin sofort alarmieren.

Dabei hat sich die Lage in der Sowjetunion stabilisiert. Trotz der Entbehrungen, unter denen das Volk leidet, haben der Sieg über Hitler und der Besitz der Atom bombe die UdSSR zur respektierten Supermacht aufsteigen lassen.

Die innenpolitischen Gegner sind zum Schweigen gebracht, der Kult um den Diktator wird immer absurd: In jeder größeren Ortschaft steht inzwischen ein Stalin-Denkmal. Die Inschrift an einem Bildnis des „großen Führers“ auf dem Berg Elbrus verkündet: „Auf dem höchsten Gipfel Europas haben wir die Büste des größten Mannes aller Zeiten errichtet.“

Zu Stalins 70. Geburtstag 1949 treffen Millionen Grußbotschaften ein. Hunderte Bücher erscheinen mit Titeln wie „Stalin und die Philosophie“ oder „Stalin und die Sprachwissenschaften“.

Und dennoch: Der Tyrann kann nicht davon ablassen, in jedem einen Todfeind zu sehen. „Ich bin am Ende“, hört ihn ein Funktionär 1951 im Urlaub zu sich an; streicht er sich mit dem Mundstück über den Bart, hat er gute Laune.

Andererseits fällt es dem Greis zunehmend schwer, allein zu sein. Gespräche mit seinen Funktionären zieht er absichtlich in die Länge, um Gesellschaft zu haben. Stalin ist oft deprimiert und fühlt sich einsam – nicht zuletzt, weil er so viele seiner Freunde und Verwandten hat liquidieren lassen.

Dazu kommt die Mühsal des Alters: Schon im Oktober 1945 hat Stalin ein schwerer Herzinfarkt getroffen, von dem er sich allerdings rasch wieder erholt. Er leidet unter Schwindelanfällen, Arthritis, Zahnschmerzen und Erschöpfung. Im Dezember 1952 braucht er zehn Tage, um auf ein Telegramm von Chinas KP-Führer Mao Tse-tung zu antworten.

Immer wieder vergisst er Namen, versagt ihm das Gedächtnis. Wenn die Funktionäre unter sich sind, spotten sie über seine beginnende Senilität. Aber wie ein tödlich verletztes Tier scheint Stalin umso heftiger um sich zu schlagen, je mehr seine Kräfte nachlassen.

Als der Morgen des 2. März 1953 über den Kiefern von Kunzewo heraufdämmert, harrt einer der Leibwächter Stalins noch immer am Lager des Kranken aus. Der Diktator liegt schlafend auf dem Sofa, in einem Zustand zwischen Schlaf und Bewusstlosigkeit. Der Leibwächter ist ratlos, verzweifelt. Schließlich bittet er seinen Vorgesetzten, erneut das Politbüro zu kontaktieren: „Sonst stirbt der, und unsere Köpfe werden rollen!“

Berija und Malenkov machen sich zum zweiten Mal auf den Weg. Etwa um 7.00 Uhr fährt auch die Limousine des Genossen Chruschtschow an der Datscha vor.

Nikita Chruschtschow, gelernter Schlosser, bullig, mit abstehenden Ohren und kleinen Augen, gilt als einer,

der nicht davor zurückschrekt, sich Hände und Stiefel dreckig zu machen: eine Spielernatur. Er hat ein manisches Temperament, entweder „ganz oben oder ganz unten“, wie seine Ehefrau sagt, und einen beißenden Humor, gepaart mit Bauernschläue.

Um 1930 hat Chruschtschow als Student an der Industriekademie Moskau Stalins Ehefrau Nadja kennengelernt, die dort Faserchemie studierte, und so Zugang zum Führungskreis der Bolschewiki gefunden. Stalin fand Gefallen an ihm und machte ihn zu seinem Stellhalter in der Ukraine.

Wie die meisten Spitzenspitzenfunktionäre erweist sich auch Chruschtschow als fanatischer Mörder: 50 000 Menschen lässt er nach dem Hitler-Stalin-Pakt von 1939 in Polen liquidieren, fast eine Million Ukrainer kommen zwischen 1938 und 1948 in den Gulag. 1949 beordert ihn Stalin zurück nach Moskau, wo er bald zu dessen Liebling wird. Der Diktator macht sich zwar lustig über Chruschtschow, der „so unwissend wie der Negus von Äthiopien“ sei, aber er begeht nie den Fehler, ihn zu unterschätzen.

Nach seiner Ankunft in Kunzewo teilt Chruschtschow den erleichterten Wachsen mit, dass Ärzte auf dem Weg sind. Etwas später trifft auch Nikolaj Bulganin gemeinsam mit weiteren Politbüromitgliedern in der Datscha ein.

Bulganin, ein stets lächelnder, aber unbarmherziger ehemaliger Geheimpolizist, hat schon als Leiter der Staatsbank und als Chef des Stadtsowjets von Moskau gedient. Weil er sich damals auch um die Kanalisation der Hauptstadt kümmern musste, wird er von Berija spöttisch „der Klempner“ genannt – trotz seiner eleganten Kleidung und des akkurat gestutzten Ziegenbärtchens. Nach dem Krieg hat Stalin ihn zum „Marschall der Sowjetunion“ befördert. Tatsächliche militärische Leistungen spielten dabei offenbar keine Rolle.

Auch im politischen Machtkampf hält Bulganin sich zurück, seinen Aufstieg ins Politbüro verdankt er der zur Perfektion gebrachten Strategie, möglichst keine Entscheidungen zu treffen. „Ohne Ihre Hilfe könnte niemand dieses Problem lösen“, schreibt er in einem Vermerk an Stalin.

Bulganin tritt zu den anderen Funktionären in den Speisesaal. Jene Männer, die 30 Stunden zuvor das letzte Gelage mit dem Diktator gefeiert haben, sind nun am Krankenlager versammelt. Es ist Stalins engster Führungszirkel: Malenkov, Berija, Bulganin und Chruschtschow.

Sein Langem schon übergeht Stalin die offiziellen Institutionen und Gremien der KP. Er herrscht allein: ein Tyrann wie sein Vorbild Iwan der Schreckliche aus dem 16. Jahrhundert. Nur sein Hofstaat ist noch in die Regierungsgeschäfte eingeweiht – jene Handvoll Funktionäre, die ganz von Stalins Gnade abhängig sind.

Er „wählte eine kleine Gruppe von Leuten aus, die ständig um ihn sein mussten“, notiert Chruschtschow später. „Und dann gab es stets noch eine andere Gruppe von Leuten, die er, um sie zu bestrafen, auf unbestimmte Zeit nicht zu sich kommen ließ. Jeder von uns konnte sich heute in der einen und morgen in der anderen Gruppe wiederfinden.“

Im März 1939 hat Stalin zuletzt die etwa 1900 kommunistischen Delegierten zu einem Parteitag zusammengerufen. Nach den Statuten müsste ein solches Treffen eigentlich alle drei Jahre stattfinden, um das Zentralkomitee zu wählen, das wiederum die Mitglieder des Politbüros bestimmt.

Aber nach 1939 beruft Stalin die Parteiversammlung nicht mehr ein. Das Zentralkomitee ignoriert er, das Politbüro begnügt er nur selten. Jeder Ausschuss, jedes Ministerium wird bald von ihm kontrolliert. Das sowjetische System hat sich längst von einer Oligarchie zur Diktatur gewandelt.

Nicht eine gradlinige Parteilaufbahn, sondern die persönliche Nähe zu Stalin ist nun entscheidend für die Karriere. Seine Entourage sagt dem Herrscher nur noch, was er hören möchte, und setzt ihre Unterschriften unter seine Todesurteile, ohne einen Blick auf den Inhalt zu werfen. Die Unterwürfigkeit geht so weit, dass Stalin auf einer Sitzung ein Wort falsch aussprechen und dann erleben kann, wie jeder folgende Redner den Fehler wiederholt, um zu vermeiden, dass sich der Regierungschef korrigiert fühlt.

Denn der Diktator liebt die Auseinandersetzung: Unermüdlich feuert er die Konkurrenz unter seinen Paladinen an, setzt sie unter Druck, hetzt sie gegeneinander auf. Nach dem Krieg macht Stalin beispielsweise Andeutungen, bald in den Ruhestand zu treten – nur um einen Machtkampf unter seinen möglichen Nachfolgern auszulösen, der für zwei hochrangige Funktionäre schließlich mit dem Tod endet: Die Genossen Kusnezow und Wosnessenskij werden liquidiert.

Wenn einer der Funktionäre zu stark wird, sorgt Stalin wie ein umsichtiger Jongleur für einen Ausgleich der Kräfte. Chruschtschow etwa wird vor allem deshalb aus der Ukraine nach Moskau zurückbeordert, weil er ein Gegengewicht zu Berija und Malenkov bilden soll.

Und die Strategie geht auf: Stalins Höflinge überwachen einander eifersüchtig. Obwohl mehrere in der gleichen Straße leben – in Wohnungen, die alle vom Geheimdienst abgehört werden –, treffen sie sich kaum privat, denn jede Freundschaft bedeutet Gefahr. Lieber denunzieren sich die Männer gegenseitig und versuchen ihren Vorteil aus Verfehlungen der anderen zu ziehen. Um zu überleben, müsse man stets als Erster zuschlagen, sagt Berija, der Experte für tödliche Intrigen.

Stalin erhöht immer wieder den Druck von oben. Die Zeiten des Großen Terrors sind zwar vorbei, aber im Kleinsetzt der Diktator noch immer auf unerwartete Verhaftungen, um seinen Hofschanzen zu zeigen, wer die Macht hat. Am liebsten greift er dabei indirekt an: Wenn nach und nach Untergewonne oder Verwandte eines Funktionärs verschwinden, weiß der, dass auch er sich Sorgen machen muss.

So geschieht es mit Außenminister Wjatscheslaw Molotow: Ende 1948 besucht Stalin ein armenisches Singspiel, das davon handelt, dass ein Fürst von seiner Frau betrogen wird. „Es ist höchste Zeit, dass du dich scheiden lässt“, teilt er daraufhin Molotow mit, dessen Frau Polina er schon seit Längrem des Verrats verdächtigt.

Es kommt zu einem heftigen Streit, aber Molotow fügt sich – weil er ein guter Bolschewik ist und weil er hofft, so

seine geliebte Frau schützen zu können. Wenig später wird sie wegen angeblicher „enger Beziehungen zu jüdischen Nationalisten“ aus der Partei ausgeschlossen. Molotow weiß, dass der Schlag eigentlich ihm gilt: Stalin hat ihn auf die lange Liste seiner Feinde gesetzt.

Bei einer Sitzung lässt der Diktator die Paläde über den Parteiausschluss von Molotows Frau votieren – eine seiner typischen Loyalitätsprüfungen. Alle stimmen zu, nur Molotow enthalt sich zunächst. Dann knickt er ein und bittet Stalin schriftlich um Entschuldigung für den „gravierenden Fehler“. Am Tag darauf wird seine Frau verhaftet.

Abend für Abend lässt der trauernde Molotow jahrelang sein Personal ein Gedek für die verschwundene Polina auftragen, in dem Bewusstsein, „dass sie meinetwegen leiden“ muss. Im März 1949 verliert Molotow das Amt des Außenministers.

1952 lässt Stalin zur Überraschung der Genossen noch einmal einen Parteitag veranstalten. Noch verblüffter sind sie, als er das Politbüro in „Präsidium“ umbenennet und von elf auf 25 Mitglieder erweitert. Für diesen Schritt, das ist den Höflingen klar, kann es nur einen Grund geben: Stalin bereitet sich darauf vor, die alte Garde zu ersetzen. Und das heißt: sie auszulöschen.

Noch am selben Tag beschuldigt er zwei langjährige Mitstreiter in einer wütenden Rede politischer Fehler und schließt sie aus dem engsten Führungsring aus. Es sind Anastas Mikojan und Wjatscheslaw Molotow.

Am Morgen des 2. März treffen die beiden Verstoßenen ebenfalls in Stalins Datscha ein. Die anderen Funktionäre haben sie trotz der Degradierung verständigt – ein Zeichen, dass die Spitzengenossen zusammenrücken und dass Stalins absolute Macht bereits nachlässt.

Kurz vor
seinem Tod
plant Stalin
eine neue
Terrorwelle

Der 57-jährige Anastas Mikojan genießt als Altbolschewik und langjähriges Politbüromitglied hohes Ansehen im Volk. Außerdem ist er ein ausgezeichneter Tänzer, elegant, attraktiv und gilt unter den mörderischen Funktionären als einer der Anständigeren, obgleich auch er Todesurteile unterzeichnet hat.

Vor seiner Entlassung 1949 war er Außenhandelsminister, bis ihn Stalin des Geheimnisverrats und der Spionage beschuldigt hat. Mikojan weiß, dass sein Leben in höchster Gefahr ist, sollte der Diktator genesen.

Keinem seiner Gefolgsleute kennt Stalin schon so lange wie Molotow. Er hat ihn 1912 das erste Mal getroffen, als sich beide eine Unterkunft in Sankt Petersburg teilten. Damals legte sich der als Wjatscheslaw Skrabin Geborene seinen kraftvollen *nom de guerre* zu: Molotow, „der Hammer“. Doch er ist eher ein pedantischer Bürokrat, der seinen Untergebenen mitteilt, jetzt „für 13 Minuten“ ein Nickerchen zu halten, und dann genau nach Plan wieder aufwacht.

Molotow hat es als Außenminister zu Ruhm und Ansehen im Ausland gebracht; er ist der prominenteste Funktionär nach Stalin und gilt vielen als dessen natürlicher Nachfolger. Das aber erinnert den Kremlchef an seine eigene Vergänglichkeit, und der Ruhm anderer macht ihn eifersüchtig. Als nach seinem

Herzanfall 1945 die Presse des Westens über den schlechten körperlichen Zustand Stalins berichtet, sieht der Diktator Molotow als Drahtzieher.

Er behauptet sogar, der Außenminister diene als Agent des amerikanischen Imperialismus. In jenen Jahren beginnt Stalin, in einem Dossier Material gegen seinen Stellvertreter zu sammeln, um dann im rechten Moment zuzuschlagen.

Und jetzt steht Molotow am Lager jenes Mannes, der ihn vernichten will und den er trotzdem noch immer verehrt. Er weint beim Anblick des kranken Stalin.

Der öffnet für einen Moment die Augen, lässt den Blick von einem seiner Höflinge zum nächsten schweifen und schließt sie wieder.

Inzwischen sind auch die Ärzte eingetroffen. Der Anblick des Diktators jagt ihnen solche Angst ein, dass sie ihn kaum zu untersuchen vermögen. Sie zittern zu stark, um ihm das Hemd auszuziehen, und der Professor, der den Puls fühlen soll, wagt es nicht, Stalin zu berühren. „Sie sind doch Arzt, oder?“, brillt Berija. „Los, fassen Sie seine Hand richtig an!“

Nachdem die Mediziner sich endlich überwunden haben, ergibt sich folgendes Bild: Stalins Puls liegt bei 78, der Blutdruck bei 110 zu 190, der Herzschlag ist schwach. Die rechte Seite seines Körpers ist gelähmt, während die linken Gliedmaßen immer wieder zucken.

Die Ärzte flößen ihm eine zehnprozentige Magnesiumsulfatlösung ein, kühlen seine Stirn, nehmen eine Urinprobe. Außerdem verordnen sie Blutegel hinter beiden Ohren und lassen einen Sauerstoffzylinder heranschaffen – für den Fall, dass die Atmung weiter nachlassen sollte.

Dann stellen sie die Diagnose: Stalin habe eine „arterielle Gehirnblutung im halbblinken Areal“ erlitten, einen Schlaganfall. „Der Zustand ist äußerst ernst.“ Es sei zwar möglich, dass der Diktator am Leben bleibe, aber er werde ganz sicher nie wieder arbeiten können.

Die Funktionäre werden sich dabei vielleicht voller Erinnerungen in dem Raum umsehen, wo Stalin aufgebettet liegt: dem weitläufigen Speisesaal mit seiner langen Tafel, den Kronleuchtern und hohen Fenstern, dessen Boden, Decke und Wände einheitlich mit hellen Kiefernpaneelen verkleidet sind. Es ist der Arbeitsraum eines Herrschers, der sein Reich vom Esstisch aus regiert.

Stalin hat offizielle Termine, Sitzungen und Konferenzen so gut wie abgeschafft, er ruft seine Vertrauten zusammen, wann es ihm gefällt – und das ist meistens nachts. Ein wahrer Tyrann gebietet auch tyrannisch über die Zeit.

Ein typischer Arbeitstag im Leben des Josef Stalin verläuft seit einigen Jahren so: Der Diktator steht spät auf, oft erst zwischen elf und zwölf Uhr, und frühstückt. Am Nachmittag widmet er sich

Arbeiter haben sich in Minsk zum Trauermarsch um eine Stalin-Statue formiert. Der Propagandakult um den Tyrannen wirkt über dessen Tod hinaus – vorerst



Obwohl sich Stalins Tochter Swetlana von ihrem Vater entfremdet hat, nimmt sie an der offiziellen Begräbniszeremonie für den Toten teil

seinen Papieren und legt sich noch einmal kurz schlafen, ehe er am Abend in den Kreml aufbricht. Dort bestellt er seine Vertrauten ins Büro und schlägt vor, sich als Erstes den Film anzusehen.

Vor dem Kreml-eigenen Kino im alten Wintergarten wird die Abordnung schon von dem nervösen Fachminister für Film erwartet, der an Stalins Gang und Tonfall zu erraten sucht, in welcher Stimmung der Herrscher sein mag. Denn dem Minister, dessen beide Vorgänger erschossen worden sind, kommt die heikle Aufgabe zu, einen Film nach des Diktators Geschmack herauszusuchen.

Ist Stalins Laune düster, zeigt man ihm am besten etwas, das er bereits kennt und schätzt, oder irgendwelches von Chaplin. Der Georgier mag auch Cowboy- und Gangsterfilme, erotische Szenen stoßen ihn dagegen ab. Zu seinen Favoriten gehört ein britischer Film über einen Piratenkapitän, der einen Schatz stiehlt und dann seine Komplizen einen nach dem anderen umbringt – den Funktionären wird es bei Stalins während der Vorführung lautstark geäußerter Begeisterung für „diesen Teufelskerl“ heiß und kalt.

Nach ein oder zwei Filmen, es ist inzwischen zwei Uhr früh, lädt der Chef die müden Genossen zum Abendessen. Auf immer neuen Routen, um sich vor Anschlägen zu schützen, rast die Wagenkolonne dann in hohem Tempo hinaus zu Stalins Datscha in Kunzewo. Die Gelage dort dauern oft bis weit in den Morgen, serviert werden georgische

Weine, Sekt und später Pfefferwodka. Der Tyrann liebt es, seine Vertrauten so betrunken zu machen, dass sie ihre Selbstbeherrschung verlieren und sich ihre Zungen lockern.

Nicht selten torneln die Funktionäre am Ende in den Garten, um sich zu übergeben. Stalin selbst hält sich zurück, seit sein Arzt ihm dringend Mäßigung empfohlen hat, beschränkt sich meist auf mit Wasser verdünnten Wein. Doch ab und zu verliert auch er alle Beherrschung.

Berija hasst die Zecherei, genießt aber die Demütigungen, die er seinen betrunkenen Kollegen gemeinsam mit seinem Herrn zufügen kann. Molotow wird von Stalin respektiert, weil er alle anderen unter den Tisch trinken kann. Und „Malanja“ Malenkov macht der viele Alkohol nur immer aufgedunsener.

Wenn der Wodka wirkt, benehmen sich die Männer wie übermüttige Studenten, werfen einer im Garten in den Teich oder machen Schießübungen. Berija steckt dem eleganten Mikojan gelegentlich überreife Tomaten in die Hosentaschen und drückt ihn dann gegen eine Wand – Mikojan bringt fortan immer Ersatzhosen zu den Gelagen mit.

Zu späterer Stunde schaltet Stalin das Grammophon an und fordert etwa Chruschtschow auf, einen ukrainischen Volkstanz hinzulegen. „Wenn Stalin sagt: tanze, dann tanzt ein kluger Mann“, sagt Chruschtschow nach der Darbietung zu den Kollegen.

Das Ganze gleicht „einer patriarchalischen Familie mit einem schrulligen

Oberhaupt“, schreibt ein jugoslawischer Politiker, der mehrmals zu Gast ist. Und gleichzeitig werde „über das Schicksal des weiten russischen Landes, der neu gewonnenen Territorien und, bis zu einem gewissen Grade, der gesamten Menschheit entschieden“.

Denn zwischen all den Trinksprüchen, Machtspielen und Albereien macht die Männerrunde wie nebenbei noch Politik – und oft geht es dabei um Leben und Tod. Auf ein einziges Wort Stalins hin schwirren seine Statthalter aus, um Kollegen zu verhaften oder ganze Völker deportieren zu lassen.

Für die Funktionäre, die den Tag über in ihren Büros gearbeitet haben, sind diese Nächte äußerst anstrengend. Nach Möglichkeit versuchen sie sich schon nachmittags ein wenig auszuruhen, denn „wer an Stalins Tafel einschließt, der konnte ein böses Ende nehmen“, erinnert sich Chruschtschow.

Beim Händewaschen auf der Toilette der Datscha – dem einzigen Ort, an dem die Genossen ungestört reden können – klagten sie einander ihr Leid über den nervenaufreibenden alten Mann, der mal quälend langweilige Geschichten aus den Tagen im sibirischen Exil erzählt, dann wieder in Wuttraden über seine Gäste herfällt.

„Kein herzloser Ermittler“, meint Chruschtschow, „würde einen verstockten Kriminellen schlimmer behandeln als Stalin seine Freunde bei Tisch.“

Irgendwann im Morgengrauen dürfen die Funktionäre dann endlich ihre



Vereint um den Leichnam: Die höchsten Funktionäre des Landes, vor Kurzem noch von Stalin abhängig, verwalteten nun dessen Erbe. Molotow (1. v. links), Berija (3. v. l.), Malenkov (4. v. l.), Bulganin (5. v. l.), Chruschtschow (6. v. l.) und Mikojan (ganz rechts) organisierten zunächst eine Kollektivregierung. Doch bald schon setzt sich Chruschtschow allein an die Spitze

Wagen holen lassen und den Heimweg antreten – froh, eine weitere Nacht überstanden zu haben. „Man weiß nie“, seufzt Bulganin einmal, „ob man nach Hause fährt oder ins Gefängnis.“

Am Vormittag des 2. März 1953 holen Genossen eine 27-jährige Frau aus dem Französischunterricht an der Moskauer Akademie und bringen sie auf die Datscha. Chruschtschow und Bulganin warten mit verweinten Gesichtern an der Einfahrt und umarmen den Gast.

Swetlana Stalina ist die Tochter des Diktators; mit dem rötlich braunen Haar und den Sommersprossen ähnelt sie ihrer verstorbenen Mutter. Nadeschda Allilujewa hatte den wesentlich älteren Stalin 1919 geheiratet, gut zehn Jahre nach dem Tod seiner ersten Frau.

Die beiden führten eine stürmische Ehe: Nadja war ebenso impulsiv wie ihr Gatte, schrie ihn oft an oder demütigte ihn öffentlich. Zudem litt sie unter depressiven Anfällen und heftiger Eifersucht. 1932 erschoss sie sich nach einem Streit mit Stalin – auch wenn danach Gerüchte aufkamen, in Wahrheit habe ihr Ehemann sie getötet.

Stalin war verzweifelt nach Nadjas Tod. Er wollte zurücktreten, sprach davon, sich das Leben zu nehmen. „Sie hat mich zum Krüppel gemacht“, klagte er damals. Ihr Selbstmord erschien ihm als persönlicher Verrat und verstärkte seine Gemütskälte. „Nach 1932 hat Stalin sich

grundlegend verändert“, erinnert sich ein Genosse. Er wurde misstrauischer und witterte überall Feinde.

Die Tochter Swetlana glaubt noch mit 16 Jahren, dass ihre Mutter – wie offiziell verkündet – an einer Blinddarmentzündung gestorben ist, erst dann erfährt sie aus einer ausländischen Zeitschrift die Wahrheit. Als sie noch ein Kind ist, sind sie und Stalin eng verbunden; er nennt sie zärtlich „Setanka“ und „Spätzchen“ und unterschreibt Briefe mit „Der kleine Sekretär der Hausfrau Setanka, der arme J. Stalin“.

Doch seit Swetlana erwachsen ist und einen eigenen Willen zeigt, hat er sich von ihr enttäuscht zurückgezogen, seiner letzten familiären Bindung.

Denn des Diktators tödliche Paranoia hat auch die eigenen Angehörigen getroffen: Den Bruder seiner ersten Frau lässt er 1941 erschießen; Nadjas Schwester verliert im Gefängnis den Verstand, ihr Bruder fällt höchstwahrscheinlich einem Giftanschlag zum Opfer, die jeweiligen Ehepartner werden ebenfalls verhaftet oder exekutiert. Viele Anklagen lauten ähnlich: „Verrat von Geheimnissen aus dem Privatleben Stalins an die amerikanische Botschaft“.

Als Swetlana ihren Vater deshalb zur Rede stellt, sagt er: „Sie haben zu viel gewusst und dann zu viel geschwatzt. Und auf diese Weise den Feinden in die Hände gearbeitet.“ Drohend fügt er hinzu: „Auch dir unterlaufen manchmal antisowjetische Äußerungen.“

Als sich Swetlana jetzt neben den Kranken im Speisesaal setzt und Stalins Hand hält, ist es ihr trotzdem, als ließe sie ihn „stärker und zärtlicher als je“.

Im Laufe des Tages trifft auch ihr fünf Jahre älterer Bruder Wassili ein, ein früherer Luftwaffengeneral und Säufer, den Stalin verachtet. Schon bald ist Wassili betrunken und brüllt die Funktionäre an: „Ihr Schweine habt meinen Vater nicht gerettet!“

Der Zustand des Kranken verschlechtert sich bis zum Abend massiv. Er liegt reglos auf der Couch, das Gesicht verzogen. Die Ärzte setzen Blutegel an und tragen alle 20 Minuten ihre Beobachtungen ins Protokoll ein. Als sie ihm warme Suppe einflößen, kommt der Diktator noch einmal zu sich und deutet mit der Hand auf ein kitschiges Bild an der Wand, auf dem ein kleines Mädchen abgebildet ist, das ein Lamm aus einem Horngefäß füttert.

Stalins Lippen verzieren sich zu einem Lächeln. Die Paladine lächeln hilflos zurück und Chruschtschow erklärt den anderen, was er sagen will: „Ich bin in der gleichen Lage wie das Lamm.“

Berija wirft sich auf die Knie und küsst Stalins Hand. Aber kaum hat der das Bewusstsein wieder verloren, springt er auf, spuckt aus und macht sich über den Kranken lustig.

Die Ärzte haben inzwischen alle Hoffnung aufgegeben: Der Tod sei unabwendbar.

Es sind allerdings nicht gerade erstklassige Mediziner, die sich um den Patienten kümmern. Denn die führenden Doktoren des Landes, auch die des Kremls, hat Stalin wenige Monate zuvor allesamt verhaftet lassen.

Es ist die letzte große Kampagne des Diktators: der Auftakt zu einer Vernichtungsaktion, die ihn endgültig von all seinen Feinden befreien soll.

Die Öffentlichkeit erfährt davon in einem „Prawda“-Artikel am 13. Januar 1953. „Gemeine Spione und Mörder unter der Maske von Professor Doktor“ hätten im Auftrag westlicher Geheimdienste und einer jüdisch-amerikanischen Organisation sowjetische Politiker und Generäle durch falsche medizinische Behandlung ermordet oder ihre Ermordung geplant, heißt es. Sechs der neun beschuldigten und bereits inhaftierten Ärzte sind Juden.

Das angebliche Komplott hat Stalin frei erfunden und, trotz fortschreitender Altersschwäche, akribisch geplant. Schon seit mehreren Jahren spinnt er an der Intrige, deren Vorgeschichte bis in das Jahr 1944 zurückreicht.

Damals machten sowjetische Juden unter dem Eindruck des Holocaust den Vorschlag, eine jüdische Republik auf der Krim zu schaffen – mit Geld aus den USA. Diese Kontakte zu Glaubensbrüdern aus anderen Ländern waren Stalin suspekt, und sein Misstrauen nahm noch zu, als sich einige Jahre später enge Beziehungen zwischen dem neu gegründeten Staat Israel und den USA anbahnten. Zionismus, Judentum und westlicher Imperialismus vermischtten sich für ihn zu einer gemeinsamen Bedrohung gegen sein Reich.

1948 ermordeten Geheimagenten in seinem Auftrag den Sprecher der sowjetischen Juden in Minsk; führende jüdische Vertreter wurden angeklagt, die russische Krim zu einem Vorposten der imperialistischen Welt machen zu wollen.

„Ihr seid blind wie junge Katzen“, herrscht Stalin seine Gefolgsleute einige Wochen vor dem Erscheinen des „Prawda“-Artikels an: „Was werdet ihr ohne mich machen?“ Dann erzählt er ihnen von den „Mörtern in Weiß“ und dass „alle Juden Nationalisten und Agenten des US-Geheimdienstes“ seien.

Es sind viele Motive, die sich in Stalins „Ärztekompott“ verbinden: seine persönliche Paranoia, die Angst vor dem Alter, das tiefe Misstrauen gegen Mediziner; der Wille, eine einheitliche Front

im Volk gegen den Westen zu schaffen, die Spionagehysterie im Kalten Krieg; sein wachsender Antisemitismus sowie die Chance, Juden als Sündenböcke für sowjetische Missstände anzuprangern.

Dass Stalins Kalkül aufgeht, zeigt die pogromartige Stimmung, die sich im Volk ausbreitet: Kranke lehnen es nun ab, sich von jüdischen Ärzten behandeln zu lassen, Juden werden massenweise aus Betrieben und Büros entlassen und auf der Straße angefeindet. Möglicherweise plant Stalin sogar ihre umfassende Deportation in den Fernen Osten.

Und nicht zuletzt will sich der Diktator auch seiner alten Weggefährten entledigen: Der „Prawda“-Text kritisiert scharf die mangelnde Wachsamkeit der Sicherheitsdienste – ein Signal an deren Chef Berija, der von jetzt an „jeden Augenblick mit dem Todesstoß“ rechnet.

Für die Vernichtung Molotows wird dessen jüdische Frau Polina aus der Verbanntung zurück nach Moskau geschafft – wohl, damit sie nun ihren Mann und andere hohe Funktionäre belastet.

Wie jede gelungene Intrige entwickelt das „Ärztekompott“ mit der Zeit seine eigene Dynamik; keiner aus der Führungsriege kann sich mehr sicher fühlen. Es gibt jetzt nur noch eines, das die UdSSR vor einer neuen Terrorwelle ihres Führers retten kann: dessen Tod.

Dienstag, 3. März, am Abend. Seit 48 Stunden liegt der mächtigste Mann der Sowjetunion im Sterben, und außer einer Handvoll Menschen ahnt niemand etwas davon. Die Ärzte tun weiterhin alles, um ihn am Leben zu erhalten, aber zur Besinnung kommt Stalin nicht mehr. In der Nacht verschlechtert sich sein Zustand weiter. Und am Morgen des folgenden Tages hören die Sowjetbürger im Radio, dass er einen Hirnschlag erlitten hat.

Am Abend wird sein Atem kurz und flach, mit langen Pausen dazwischen. In der Nacht lassen die Parteidienstfunktionäre

drei der inhaftierten und gefolterten Ärzte befragen. Der medizinische Zustand eines „schwerkranken Onkels“ wird geschildert und eine Einschätzung verlangt. Einer der Professoren antwortet, sollte es etwas zu erben geben, stünden die Aussichten bestens.

Am Donnerstag, gegen Mittag, beschleunigt sich der Herzschlag. Stalin beginnt mit dem Kopf zu wackeln, seine rechte Körperhälfte schüttelt sich in Krämpfen. Er erbricht Blut, hat Magenblutungen – ein Detail, das im offiziellen Bericht der Ärzte unterschlagen wird.

Manche Historiker sehen darin später einen Hinweis auf eine Vergiftung: Berija, mit seinen guten Kontakten zur toxikologischen Abteilung der Geheimpolizei und selbst ein Experte für Gifte, soll sich nach Molotows Erinnerung damals gebrüstet haben: „Ich habe ihn erledigt! Ich habe euch allen das Leben gerettet.“ Beweise dafür gibt es nicht.

Am Nachmittag fährt Berija in den Kreml, öffnet den Tresor und den Schreibtisch Stalins und beginnt Material zu vernichten oder an sich zu bringen, das seine eigene Zuverlässigkeit im Bürgerkrieg infrage stellen und die verbrecherische Rolle seiner Kollegen bei den Säuberungen enthüllen könnte. Dann treffen sich die Höflinge, um das Erbe ihres Gebieters aufzuteilen.

Ihr Plan: Sie wollen nach Stalins Ein-Mann-Diktatur in einer Kollektivregierung herrschen – trotz gegenseitiger Argwohns. Der farblose Malenkov übernimmt Stalins Ämter als Ministerpräsident und Generalsekretär und steigt so offiziell zum ersten Mann im Staat auf.

Die eigentliche Macht jedoch wird bei Berija liegen, der das zusammengelegte Ministerium für Staatsicherheit und Inneres übernimmt und damit die Gewalt hat über alle Sicherheitsdienste und einen Teil der Streitkräfte.

Molotow und Mikojan, die beiden Verstoßenen,

Hat der
Geheim-
dienstchef
Stalin
vergif tet?

kehren in den Führungszirkel zurück und erhalten wieder ihre Ministerposten; Bulganin ernennt die Runde zum Verteidigungsminister. Chruschtschow geht bei den Regierungssämttern leer aus, bleibt aber Mitglied des Präsidiums und des Parteisekretariats.

Am Abend versammeln sich etwa 300 hohe Funktionäre im Kreml, werden von den neuen Machthabern über die Lage informiert und stimmen zu.

Stalin ist da immer noch am Leben. Gegen 21.00 Uhr fahren die Genossen hinaus nach Kunzewo. Der Patient schwitzt, bei schwachem Puls und bläulich verfärbten Lippen.

Um 21.30 Uhr zählen die Ärzte 48 Atemzüge pro Minute.

21.40 Uhr: Die Mediziner legen eine Sauerstoffmaske an und verabreichen eine Kampfer-Adrenalin-Injektion. Stalin erschauert für einen Augenblick, wird noch kurzatmiger und verliert endgültig die Kontrolle über seine Körperfunktionen. Seine Gesichtszüge sind entstellt, die Lippen werden schwarz.

Plötzlich öffnet er noch einmal die Augen. „Es war ein furchtbarer Blick“, erinnert sich die Tochter Swetlana: „halb wahnsinnig, halb zornig, voll Entsetzen vor dem Tode.“ Der Sterbende „hob die linke Hand und wies mit ihr nach oben, drohte uns allen. Die Geste war unverständlich, aber drohend“.

Dann, am 5. März um 21.50 Uhr, ist Stalin tot.

Als Radio Moskau am Morgen des 6. März unter dumpfem Trommelwirbeln den Tod des Diktators verkündet, erfassen Trauer und Verzweiflung das Land. Viele Menschen sind im Schock. Sogar Häftlinge in den Lagern des Gulag und Gefolterte in den Verliesen weinen.

Stalins Personenkult hat gewirkt: Der Tyrann, unter dessen Herrschaft mindestens zehn Millionen Menschen gewaltsam gestorben sind – andere Schät-

zungen gehen von bis zu 20 Millionen Todesopfern aus –, ist für seine Untertanen zu einem unersetzblichen Übermater geworden, zum weisen, unfehlbaren, ewigen Führer. Niemand kann sich vorstellen, wie es ohne ihn weitergehen soll.

Unter Stalin besiegte die UdSSR fast im Alleingang Deutschland und stieg zur zweiten Supermacht auf. Dass die Kollektivierung der Landwirtschaft und der Terror so viele Menschenleben gekostet haben, ahnt im März 1953 noch kaum jemand.

Tausende kommen in die Säulenhalle des Gewerkschaftshauses, um sich von dem aufgebahrten Leichnam zu verabschieden. Der Andrang ist so groß, dass in den Straßen davor 100 Menschen zu Tode getrampelt werden.

Auf Stalins Begräbnis halten Malenkov, Berija und Molotow die Trauerreden – das neue Triumvirat an der Macht.

Aber die „Kollektivregierung“ hält nicht lange. Schon nach wenigen Tagen geht Berija mit einer Reihe erstaunlicher Vorstöße in die Offensive: Er schlägt eine Massenamnestie für 1,2 Millionen „nichtpolitische“ Gefangene vor, setzt sich für eine Liberalisierung der Wirtschaft ein, verbietet Folter – ausgerechnet Berija! – und will sogar Ostdeutschland aus dem Griff der UdSSR freigeben. Dann erklärt er das „Ärztekompott“ für erfunden und lässt alle verhafteten Mediziner frei.

Offensichtlich spielt er die Rolle des Liberalen, um sich selbst reinzuwaschen und seine Position zu stärken. Tatsächlich setzt ein vorsichtiger Reformprozess ein, erste Gefangene werden aus den Lagern entlassen.

Doch nach rund 100 Tagen wird Berija durch eine Intrige überraschend gestürzt, eingefädelt von dem vermeintlich schlchten Chruschtschow, mit dem kaum jemand gerechnet hat.

Chruschtschow hat ein Regierungsmitglied nach dem anderen heimlich auf seine Seite gezogen, weil er davon überzeugt ist, dass Berija ihre Vernichtung plant, um Alleinherrscher zu werden. Er lässt ihn verhaften und in einem geheimen Prozess ganz in Stalinscher Tradition des Verrats und der Konterrevolution anklagen. Am 23. Dezember 1953 wird Berija erschossen.

Von nun an dominiert Chruschtschow den Führungszirkel: Die erfolg-

reiche Entmachtung Berijas hat ihn selbstsicherer und dynamischer werden lassen. Auf einem Plenum des Zentralkomitees 1955 klagt er seinen schärfsten Konkurrenten Malenkov als „Berijas rechte Hand“ an und erreicht, dass der als Ministerpräsident abgesetzt wird. Wenig später entmachtet er auch dessen Nachfolger Bulganin und übernimmt selbst den Posten des Regierungschefs.

Auf dem 20. Parteitag der KPdSU hält Chruschtschow 1956 vor mehr als 1400 Delegierten eine fast vierstündige „Geheimrede“. Detailliert enthüllt er darin Stalins Verbrechen – ein Schock für die Genossen, die eine solche Abrechnung nicht erwartet haben. Chruschtschows Motive sind eine Mischung aus echtem Bedürfnis und Kalkül: Denn inzwischen sind Tausende Gefangene aus den Lagern heimgekehrt, und die Fragen nach der Zeit des stalinistischen Terrors werden lauter.

Chruschtschow und den anderen Mitgliedern des Präsidiums ist klar: Wenn sie nicht handeln, werden es bald andere tun – und sie als Komplizen des Tyrannen zur Verantwortung ziehen. Aber den früheren Statthalter Stalins treibt wohl auch der Drang, endlich die Wahrheit auszusprechen über den Mann, den er erst bewundert und dann gehasst hat.

Nach dem Parteitag werden Hunderttausende Opfer rehabilitiert, die Zensur und die wirtschaftliche Zentralisierung gelockert, dem Westen gegenüber schlägt Chruschtschow einen Kurs der „friedlichen Koexistenz“ ein.

Die letzte Abrechnung mit Stalin folgt in der Nacht zum 31. Oktober 1961: Am abgeriegelten Roten Platz und im Schutz der Dunkelheit schaffen einige Männer den einbalsamierten Leichnam des Toten fort aus dem marmornen Lenin-Mausoleum, in dem er zuvor aufgebahrt war, und legen ihn in ein Grab an der Kremlmauer.

Und als fürchteten sie, der Schreckensmann könnte noch einmal auferstehen, füllen die Männer das Loch nicht mit Erde auf.

Sondern mit mehreren Wagenladungen Zement. □

Johannes Stempel, 38, ist Journalist in Berlin.

Literatur: Simon Sebag Montefiore, „Stalin. Am Hof des Roten Zaren“, S. Fischer; detaillierte Stalin-Biographie, die sich auf die Beziehungen in dessen engstem Machtkreis konzentriert. Nikita Chruschtschow, „Chruschtschow erinnert sich“, Rowohlt; lesewerte Memoiren von Stalins Nachfolger.

Der Aufstieg des ROTEN Tyrannen

In Stalins Biografie spiegelt sich die Geschichte zweier Imperien – vom Niedergang der Zarenherr

von Sandra Dahlke; Karte: Stefanie Peters

1878

6. Dezember.* Iossif Wissarionowitsch Dschugaschwili, der spätere Josef Stalin, wird in der georgischen Stadt Gori als Sohn eines Schuhmachers und einer streng gläubigen analphabetischen Mutter geboren. Stalins Geburtsdatum ist nicht eindeutig überliefert; um 1900 erklärt er selbst den 21. Dezember 1878 zum Tag seiner Geburt.

1898

13.–15. März. In Minsk gründen neun Delegierte, die sechs Gruppen politischer Aktivisten vertreten, die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Russlands (SDAPR). Die Vereinigung strebt, von Karl Marx inspiriert, den Sturz des Zarenregimes an. Schon bald finden sich überall im Russischen Reich Gruppen zusammen, die sich zur SDAPR bekennen.

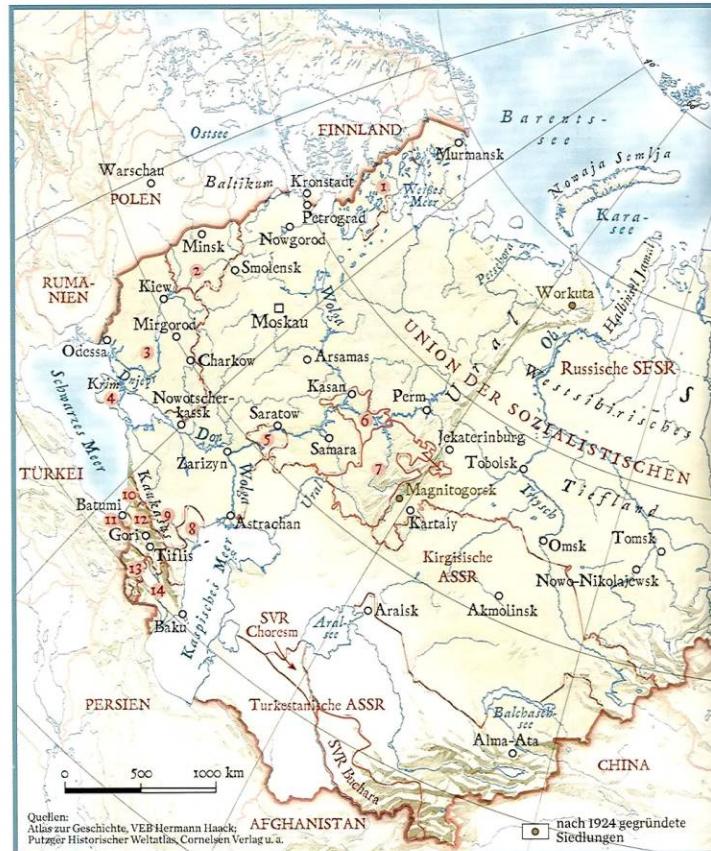
Ab 1900 gibt der ins Münchner Exil geflohene Wladimir Iljitsch Ulianow (der sich später „Lenin“ nennt) gemeinsam mit anderen russischen Marxisten die Zeitschrift „Iskra“ („Der Funke“) heraus. Sie verbindet die Parteitheoretiker im Exil mit den Aktivisten im Russischen Reich,

die in der Illegalität arbeiten müssen.

Mit der Veröffentlichung seiner programmatischen Schrift „Was tun?“, in der er die Theorie einer straff organisierten Kaderpartei entwirft, die die Arbeiterbewegung anführt, wird Ulianow 1902 zur Leitfigur einer radikalen Gruppe innerhalb der russischen Sozialdemokratie. Zu den Politikadern im Untergrund gehört ab etwa 1900 auch Dschugaschwili, der sich um 1912 „Stalin“ (sinngemäß: „der Stählerne“) nennt.

1903

Juli/August. Auf ihrem zweiten Parteitag spaltet sich die SDAPR in zwei Fraktionen: Die eine unter Lenins Führung will das Modell einer konspirativen Kaderpartei aus professionellen Revolutionären durchsetzen; die andere – der zeitweise auch Lew Dawidowitsch Bronschtejn, genannt „Trotzki“, angehört – plädiert für eine Massenpartei. Obwohl Lenin und seine Anhänger nicht in allen Fragen die Mehrheit des Parteitags für sich gewinnen können, nennen sie sich fortan „Bolschewiki“ (Mehrheitler), die Mitglieder der anderen Fraktion heißen nun „Men-schewiki“ (Minderheitler). 1905 hat die SDAPR etwa 8000 Mitglieder.



Quellen:
Atlas zur Geschichte, VEB Hermanna Haack;
Putzger Historischer Weltatlas, Cornelsen Verlag u.a.

* Alle Daten vor der Kalenderumstellung Anfang 1918 Julianisch, danach gregorianisch.

1905

9. Januar. Mehr als 100 000 Arbeiter marschieren zum Sankt Petersburger Winterpalast, um dem Zaren eine Petition zu überreichen, in der sie höhere Löhne, kürzere Arbeitszeiten,

eine Verfassung und freie Wahlen fordern. Auf Befehl des Herrschers eröffnen Soldaten das Feuer, mehr als 100 Menschen sterben. Dieses Vorgehen, der hartnäckige Widerstand des Zaren gegen Reformen

sowie die verlustreiche Niederlage seiner Armee im Krieg gegen Japan im Frühjahr 1905 befeuern die allgemeine, schon seit den 1870er Jahren gärende Unzufriedenheit mit dem Regime.

Liberale Kräfte, Unternehmer und aufgeklärte Beamte dringen seit Längrem auf mehr Mitbestimmung. Nachdem es bereits seit 1904 immer wieder zu Streiks gekommen ist, fordern nun Mitglieder aller

schaft über Revolution und Bürgerkrieg bis zum totalen Terror



Die Sowjetunion 1924, kurz nach ihrer Gründung: Etwa 140 Millionen Menschen leben im größten Reich der Erde, das in sechs Unionssovereinheiten aufgeteilt ist. Auf deren Territorien liegen eine Reihe autonomer Gebiete, wie die Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen. Die formell gleichberechtigten Unionsrepubliken werden de facto von Moskau aus zentralistisch regiert

gesellschaftlichen Schichten radikale Veränderungen. Im gesamten Reich finden Kundgebungen statt, Terroristen verüben Anschläge auf Beamte, töten einen Onkel des Zaren. Im Oktober 1905 bildet sich

in Sankt Petersburg ein Rat („Sowjet“) der Arbeitendeputierten, zu dessen Vorsitzendem Leo Trotzki gewählt wird. Das Gremium wird zum Koordinationszentrum der Protestbewegung und Vorbild

für Räte in anderen Städten.

Am 30. Oktober gibt der Zar dem Druck nach, um die Ordnung wiederherzustellen: Er verspricht bürgerliche Freiheiten, die Zulassung politischer Parteien und die Einführung eines Parlaments. Damit entspricht er den Forderungen seiner gemäßigteren Kritiker. Im Dezember schlagen Regierungstruppen den Arbeiteraufstand nieder und verhaften die Mitglieder des Petersburger Sowjets, darunter Trotzki. Auch viele andere Revolutionäre werden inhaftiert und verbannt.

Anfang 1906 wählen die männlichen Untertanen des Zaren erstmals in indirekter und ungleicher Wahl ihre Vertreter in ein Staatsparlament, die „Duma“. Bolschewiki und Menschewiki kandidieren nicht. Die Partei der Konstitutionellen Demokraten („Kadetten“) stellt die stärkste Fraktion.

1912
Januar. Auf einer Konferenz der SDAPR werden die Menschewiki aus der Partei gedrängt, die nun den Zusatz „Bolschewiki“ erhalten. Stalin befindet sich in der Verbannung, wird aber auf Vorschlag Lenins hin ins Zentralkomitee (ZK; siehe Glossar) aufgenommen.

1914
19. Juli. Das Russische Reich tritt als Gegner der Mittelmächte in den Ersten Weltkrieg ein. Schnell führen die Kriegsanstrengungen zu einer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen

Krise. Streikende Arbeiter, desertierende Soldaten und liberale Politiker, die immer lauter weitere Reformen verlangen, schwächen die Stellung des zaristischen Regimes. Die radikalen sozialistischen Parteien, vor allem die Bolsheviks, fordern ein schnelles Ende des Krieges und werden zunehmend populär. Bis Februar 1917 wird die Armee des Zaren etwa fünf-einhalb Millionen Tote und Verletzte beklagen.

1917
23. Februar. Ein Streik von Textilarbeiterinnen in Petrograd (wie Sankt Petersburg seit 1914 heißt) wird zum Auftakt der Februarrevolution. Am 25. Februar weiten sich die Proteste aus zu einem Generalstreik, der die gesamte Hauptstadt lahmlegt. Tags darauf feuern Regierungstruppen auf Demonstranten, es gibt zahlreiche Tote.

Am 27. Februar schließen sich immer mehr Armeeeinheiten den Arbeitern an. Als sich die Revolte auf die gesamte Stadt ausbreitet und keine loyalen Truppen mehr zur Verfügung stehen, danken die Minister des Zarenkabinetts ab und fliehen aus der Stadt. Noch am selben Tag bilden liberale Abgeordnete der Duma auf Druck der meuterten Soldaten einen Notstandskomitee, das die Errungenchaften des Aufstands legitimieren und sichern soll. Die Arbeiter organisieren einen eigenen Rat, den Petrograder Sowjet, in

dessen Führungs-gremien überwie-gend Menschewiki, Parteilose sowie Sozialrevolutionäre sitzen und dem sich am 1. März auch die aufständischen Soldaten anschlie-ßen. Die meisten führenden Bolsche-wiki sind zu dieser Zeit im Exil und erreichen Petrograd erst Wochen später.

2. März. Zar Niko-laus II. tritt zugun-sten seines Bruders, Großfürst Michail, zurück, der nach Absperrung mit Du-ma-Abgeordneten sogleich auf den Thron verzichtet. In den Tagen zuvor hat sich Nikolaus geweigert, Kompro-misse einzugehen, und stattdessen versucht, den Auf-stand in der Haupt-stadt mit Hilfe loya-ler Frontverbände niederszuschlagen. Vertreter des Duma-Komitees und der Chef des General-stabs, die dem Zaren nicht mehr

xistenz mit dem Petrograder Sowjet die Geschäfte führt. Ohne dessen Zu-stimmung, insbe-sondere in militäri-schen Fragen, kann sie keine Entschei-dungen treffen.

3. April

Lenin kehrt

aus dem Schweizer Exil nach Petrograd

zurück. Am Tag

darauf fordert er in den „Aprilthesen“ den Sturz der Provisorischen Re-gierung und die Machtübernahme durch die Sowjets. Seine Anhänger Josef Stalin und Lew Kamenev haben als führende Funktionäre in Petrograd zuvor mit der Regie-rung kooperiert. Sie akzeptieren aber Lenins Vorstoß.

Weil die Provisorische Regierung nicht auf die Forde-rungen der Bauern und Arbeiter ein-geht, die Grundbe-sitzer zu enteignen, das Land umzu-verteilen und den

26. Oktober drin-gen Arbeiterbrigaden unter bolsche-wistischer Führung in den Winter-palast, den Sitz der Provisorischen Re-gierung, ein und zwingen diese zum Rücktritt. Bereits seit Mitte Oktober hat das bolsche-wistische Zentral-komitee einen be-waffneten Aufstand vorbereitet. Am 27. Oktober bilden Lenin und seine Genossen einen Rat der Volkskom-missare, der bis zur Einberufung einer Verfassunggeben-den Versammlung die Macht inne-haben soll.

Lenin übernimmt

den Vorsitz, Trotzki

das Amt des Kom-missars für Äußere Angelegenheiten,

Stalin das für Na-tionalitätenfragen,

Die Regimenter an der

Front werden auf-gefordert, Waffen-

stillstandsverhandlun-ge zu führen; kriegsmüde Bauern

verlassen darauf-hin zu Tausenden

die Truppen.

7. Dezember. Auf

Initiative Lenins wird eine Geheim-polizei gegründet, die Tscheka (russ.

Abkürzung für

„Außerordentliche Kommission“).

Schon im Juni 1918

zählte die Tscheka

12 000 Mann, im

Januar 1919 etwa

37 000 und im

Spätsommer 1921

137 000 Mann.

Die Truppe soll die

Diktatur der Bol-

scheviki mit aller

Härte absichern.

Sie geht gegen

politische Gegner

vor, überwacht die

Verstaatlichung

der Industrie, be-

schlagnahmt ge-

waltsam Getreide,

schlägt neuerliche

Arbeiter- und Bau-

erproteste nieder.

Allein im Herbst

1918 erschießen Tschekken mehr als 10 000 Menschen standrechtlich.

1918

5. Januar. Die Ver-fassunggebende Versammlung tritt zum ersten – und zugleich letzten – Mal zusammen. Bei den seit Mitte No-vember abgehalte-nen Wahlen haben die Bolschewiki nur rund ein Viertel der Stimmen erhalten. 62 Prozent gingen an andere sozialisti-sche, 13 Prozent an bürgerliche Par-teien. Als die Ver-sammlung sich weigert, die Macht der Sowjets bedin-gungslos anzuer-kennen, lässt Lenin sie auflösen. Der Putsch der Bolsche-viki ist komplett.

In der ersten

Hälfte des Jahres

1918 treiben die

Bolschewiki die

Vertreter der ande-
ren sozialistischen

Parteien aus den

Sowjets, überneh-men alle wichtigen

staatlichen Einrich-tungen, enteignen

Grundbesitzer

und verstaatlichen

die Banken sowie

die großen Indus-trriebetriebe.

3. März. Eine

bolschewistische

Delegation unter-schreibt in Brest-
Litowsk einen Frie-densvertrag mit Deutschland. Lenin

hat zuvor gegen den

Widerstand seiner

Genossen die Bedin-gungen für einen

Friedensschluss ak-zeptiert: Russland verzichtet unter

anderem auf die

baltischen Provin-zen

und erkennt die

Unabhängigkeit

Finnlands und der

Ukraine an. Es ver-lieren ein Drittel sei-ner Bevölkerung,

des Ackerlands,

der Eisen- und Koh-leindustrie. Die

Sozialrevolutionäre, die im Dezember Lenins Rat der Volks-kommisare beige-treten waren, ver-lassen daraufhin die Regierung und ebn-en so den Weg zur bolschewistischen Alleinherrschaft.

17. Juli. Auf Befehl

Lenins erschießt ein

Esekutionskom-

mando in Jekaterinburg die siebenköpfige Zarenfamilie.

Die Leichen wer-den verbrannt und in einem Wald

verscharrt.

1918–1920

Bürgerkrieg: Frühere zaristische Generäle organisie-ren in Sibirien, im Ural, in Süd- und Nordwestrussland Freiwilligenverbän-de, die die Bolsche-wiki bekämpfen.

Einige Militärs er-richten Gegenregie-rungen, etwa in Omsk und Samara.

Das politische

Spektrum der Kämp-fer reicht von Mo-narchisten und

extremen Rechten

über die Kadetten

bis zu Sozialrevo-lutionären.

Einige dieser „weißen“ Armeen (wie Konterrevolu-tionäre in Anleh-nung an die Franzö-sische Revolution genannt werden, weil sie damals weiße königliche Kokarden trugen) werden von ausländischen Interventionstruppen aus England, Frankreich und den USA unter-stützt. Zudem weh-ren sich Bauern in bewaffneten Ver-bänden gegen die

Beschlagnahmung ihres Getreides durch die im Januar 1918 gegründete Rote Armee sowie durch die weißen Verbände.

Weil sie zahlen-mäßig überlegen

und politisch ge-

schlossener ist, ge-lingt es der Leo-Trotzki befehligen Roten Armee im Frühjahr 1920, die weißen Truppen zurückzudrängen und 1921 die Bau-ernrevolten nieder-zuschlagen. Im Bürgerkrieg verlie-ren mehrere Millio-nen Menschen das Leben, vor allem Zivilisten; etwa 300 000 Soldaten kommen in Kämp-fen um, 500 000 sterben an Seuchen und Hunger.

Während des

Konflikts erklären

sich zahlreiche

Regionen für unab-hängig, darunter Georgien, Armenien und Aserbaid-schan: Der Viel-volkstaat droht auseinanderzubre-chen. Doch bis Mit-te der 1920er Jahre gelingt es den Bol-schewiki, den Groß-teil der abgespal-teten Gebiete in den sowjetischen Staat zurückzuzwingen.

1921

8.–16. März. Um auf Hungersnöte, Streiks und bewaff-nete Aufstände von Bauern und Arbeitern zu reagieren, setzt Lenin auf dem 10. Parteitag gegen den linken Flügel einen neuen wirt-schaftlichen Kurs durch: die Neue Ökonomische Politik („Nowaja Eko-nomitscheskaja Politika“, NEP). Der Staat stoppt die im Bürgerkrieg einge-führten Getreide-requirierungen und lockert die Kontrolle über den Handel. Bauern und Hand-werker dürfen ihre Produkte nun wieder selbst verkaufen.

Die Industrie bleibt jedoch in staatlicher Hand. Auf dem Par-teitag lässt Lenin zu dem ein Frak-tions-

Innerhalb von Monaten etabliert Lenins Truppe ihre ALLEINHERRSCHAFT

zutrauten, die Kampffähigkeit der Truppen an der Weltkriegsfront aufrechterhalten, verhinderten den Marsch der Frontverbände auf Petrograd und zwangen Nikolaus zur Abdankung.

Die Zarenfamilie wird einige Tage später unter Arrest gestellt. Pawel Milju-kow, der Vorsitzende der Konstitu-tionellen Demokratien, ruft am 3. März die „Provisorische Re-gierung“ aus, die nun in heikler Ko-e-

Krieg zu beenden, verliert sie in den folgenden Monaten mehr und mehr an Rückhalt in der Bevölkerung. Die Bolschewiki hingegen können sich im Herbst mit ihrem Ruf nach bedin-gungslosem Frieden, Verteilung des Landes an die Bauern sowie Kontrolle der Fabriken durch die Arbeiter die Mehrheit in den Räten in Moskau und Petrograd sichern.

25. Oktober. In der Nacht auf den

verbot beschließen, um so jede parteiinterne Opposition zu verhindern.

18. März. Das Regime schlägt nach tagelangem Kampf eine Revolte von Matrosen der Ostsee-Festung Kronstadt nieder. Die Soldaten, 1917 noch die Speerspitze der Revolution, haben sich mit Aufständischen solidarisiert und eine Neuwahl der Sowjets gefordert.

1922

3. April. Stalin wird zum Generalsekretär der Partei ernannt. Lenin hat ihn für das Amt vorgeschlagen, weil er den Georgier für einen seiner loyalsten Anhänger und einen fähigen Organisator hält. Stalin ist damit für den Aufbau, die Koordination und die personelle Besetzung der Parteigremien verantwortlich. Die Zahl der Parteimitglieder ist bis 1921 auf etwa 700000 angestiegen und hat sich damit seit 1918 vervielfacht.

Stalin baut im neuen Amt seine Macht aus, indem er die Führungspositionen der regionalen Parteigremien mit ihm loyalen Genossen besetzt und sich für sie einsetzt. Denn die regionalen Führer bestimmen jene Delegierten, die auf den Parteitagen das ZK wählen. So gewinnt er Kontrolle über die Zusammensetzung der höchsten Partiegremien.

25. Mai. Lenin er leidet einen Schlaganfall und muss sich zeitweilig zurückziehen.

Sommer. Von Juni bis August inszenieren die Bolschewiki

einen Schauprozess gegen 34 führende Vertreter der Sozialrevolutionäre, von denen elf zum Tode verurteilt werden. Auf internationalen Druck wird die Strafe jedoch in Lagerhaft umgewandelt. Die Machthaber demonstrieren damit, dass es keine Alternative zu ihrer Einparteiherrschaft mehr gibt.

16. Dezember. Lenins Arbeitsfähigkeit wird durch einen zweiten Schlaganfall stark eingeschränkt.

30. Dezember. Das bolschewistische Herrschaftsgebiet vereinigt sich mit Weißrussland, der Ukraine, Armenien, Georgien und Aserbaidschan zur Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken (UdSSR). Zuvor haben die Bolschewiki mit Hilfe der Roten Armee in den nicht-russischen Regionen die längst sozialistischen, bürgerlichen oder halbfeudalen Regimes gestürzt und bolschewistisch dominierte Räte-regierungen eingesetzt. In der neuen Federation mit insgesamt etwa 140 Millionen Einwohnern dominieren Sowjetrussland und damit die Partezentrale in Moskau, obwohl die sechs Unionsrepubliken formal gleichberechtigt sind. Am

31. Januar 1924 wird die Verfassung der UdSSR ratifiziert. 1936 besteht die Sowjetunion ohne wesentliche Gebietsverweiterung aus elf, nach den Annexionen im Zweiten Weltkrieg aus 15 Republiken.

1923

9. März. Durch einen dritten Schlag-

anfall verliert Lenin die Fähigkeit zu sprechen.

1924

21. Januar. Lenin stirbt im Alter von 53 Jahren. Längst schon hat der Kampf um die Nachfolge begonnen: Ein Triumvirat aus dem Petrograder Parteisekretär Grigorij Sinowjew, dem Moskauer Parteisekretär Lew Kamenev sowie Stalin versucht, den Rivalen Leo Trotzki auszuschalten, indem es die Mehrheitsverhältnisse im ZK manipuliert.

Trotzki, wie die

drei Mitglied des Politbüros, hat seit 1923 immer wieder die Machtkonzentration in den Händen des Generalsekretärs Stalin kritisiert.

26. Januar. Petrograd wird in Leningrad umbenannt. **21. Mai.** Am Vorabend des 13. Parteitags wird vor den 57 Mitgliedern und Kandidaten des Zentralkomitees ein Brief verlesen, den Lenin vor seinem Tod an den Parteitag gerichtet hat und in dem er Trotzki zum fähigsten Mann im ZK erklärt. Stalin dagegen charakterisiert er als „zu grob“ und empfiehlt, ihn als Generalsekretär abzusetzen. Stalin bietet daraufhin dem ZK seinen Rücktritt an, doch die Offerte wird einmütig abgelehnt, auch Trotzki erhebt keinen Widerspruch. Keiner der Genossen will so kurz nach dem Tod Lenins in der Parteiführung Zerwürfnisse riskieren.

1925

26. Januar. Stalin und seinen Verbündeten gelingt es,

Trotzki durch das Zentralkomitee von seinem Posten als Volkskommissar für Militärwesen und Chef der Roten Armee absetzen zu lassen. Zuvor sind beide wiederholt aneinandergeraten: Stalin behauptet, der Aufbau des Sozialismus in der Sowjetunion sei nicht – wie eigentlich aus den Schriften von Karl Marx abzuleiten – von der Weltrevolution abhängig, sondern könne schon vorher gelingen. Trotzki kritisiert diese Theorie vom „Sozialismus in einem Land“.

1925

Herbst. Das Triumvirat an der Spitze der Bolschewiki zerbricht. Sinowjew und Kamenev werfen Stalin vor, die Partei dominieren zu wollen. Zudem fordern sie eine raschere Industrialisierung des Landes und eine höhere Besteuerung der Bauern.

Sinowjew organisiert in Leningrad seine Anhänger, um auf dem Parteitag im Dezember einen anderen Kurs durchzusetzen. Doch der Vorstoß scheitert. Wenig später bricht eine Delegation im Auftrag Stalins nach Leningrad auf, beruft dort Parteiversammlungen ein und lässt die Anhänger Sinowjews abwählen. Die Leningrader Opposition ist damit ausge-schaltet, Sinowjews und Kamenevs Einfluss zurückgedrängt.

1926

Frühjahr. Trotzki verbündet sich mit Sinowjew und Kamenev zur „Ver-einigten Opposi-

tion“ („Hauptverwaltung für Aufklärung“). Sowjetischer Militärmachtdienst, der dem Verteidigungsministerium angegliedert ist. Soll militärisch wichtige Informationen abfangen und Spione innerhalb der Roten Armee verfolgen.

NKWD

Das „Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten“, vergleichbar einem Innenministerium. Der NKWD ist vor allem für die Innere Sicherheit zuständig und verfolgt mit der ihm unterstehenden Geheimpolizei OGPU „Staatsfeinde“.

Oberster Sowjet

Formal ab 1936 das höchste gesetzgebende Staatsorgan der Sowjetunion, ähnlich den westlichen Parlamenten. Er wird von den Bürgern alle vier Jahre aus vorgegebenen Kandidaten gewählt und besteht aus zwei Kammern: dem Unionssovjet und dem Nationalitätssovjet, in dem die einzelnen Unionsrepubliken repräsentiert sind. Aus ihren Reihen bestimmen die Abgeordneten das Präsidium des Obersten Sowjets, an dessen Spitze das Staatsoberhaupt steht.

OGPU („Vereinigte Staatliche Politische Verwaltung“) Im Jahr 1923 eingerichtete Geheimpolizei. Ab 1934 untersteht sie dem Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten, später dem Volkskommissariat für Staatssicherheit. 1954 wird sie in KGB umbenannt.

Organisationsbüro

Offiziell das ausführende Organ des Zentralkomitees. Es hat ähnliche Aufgaben wie das Sekretariat des ZK, kümmert sich um die Ausbildung der Kader und die Parteipropaganda und koordiniert zusätzlich die Arbeit der Gewerkschaften, Jugendorganisationen sowie anderer Verbände.

Politbüro

Führt die Geschäfte des Zentralkomitees zwischen dessen Sitzungen und wird damit de facto zum einflussreichsten politischen Organ. Seine etwa zehn stimmberechtigten Mitglieder geben auch die allgemeine Parteilinie vor.

Rat der Volkskommissare

Die Regierung der Sowjetunion, wird formal vom Obersten Sovjet eingesetzt. Im Rat tagen die Volkskommissare, die – westlichen Ministern entsprechen – unterschiedlichen Ressorts vorstehen. Ein Vorsitzender leitet als Regierungschef die Arbeit des Kabinetts, das 1946 von Stalin in „Ministerrat“ umbenannt wird.

Sekretariat des Zentralkomitees

Drei- bis zehnköpfiges Gremium, das vor allem für die Personalbesetzung zuständig ist und die tägliche Arbeit der Partei organisiert und überprüft. Vorsitzender ist der Generalsekretär, der damit zum faktisch mächtigsten Mann in Partei und Staat wird.

Tscheka („Außerordentliche Kommission“)

Ab 1917 als politische Polizei für die „Staats-sicherheit“ zuständig, bekämpft vor allem Oppositionelle. 1922 wird sie aufgelöst, ihre Aufgaben übernimmt die neu gegründete OGPU.

Zentralkomitee (ZK)

Nominell das höchste Gremium der Bolschewiki, das zwischen den Parteitagen die wichtigsten Entscheidungen trifft. Die Mitglieder werden von den Parteitagsdelegierten gewählt. 1934 gehören ihm 139 Personen an.

tion". Gegen Stalin, der gemeinsam mit dem Politbüromitglied Nikolaj Bucharin die bauernfreundliche Neue Ökonomische Politik fortführen will, plädierten sie für eine radikale Industrialisierungspolitik auf Kosten der Landbevölkerung. Als sie im ZK keine Mehrheit erringen, machen sie ihr Anliegen öffentlich und versuchen, einfache Genossen für ihre Sache zu mobilisieren. Damit jedoch verstößen sie gegen das Fraktionsverbot: Das ZK schließt durch Mehrheitsentscheid zuerst Sinowjew, dann im Oktober auch Trotzki und Kamenew aus dem Politbüro aus.

1927

Im Frühjahr fordert die Vereinigte Opposition offen den Rücktritt Stalins und Bucharins, weil sie ihnen Fehler in der Außenpolitik vorwirft, etwa in China und England. Als sich die Oppositionellen weigern, ihre Forderung zurückzunehmen, schließt das Zentralkomitee auf Antrag Stalins im Oktober Trotzki und Sinowjew aus seinen Reihen aus. Viele ihrer Anhänger werden verhaftet und in die Verbannung geschickt.

Sinowjew und Kamenew kapitulieren im Dezember auf dem 15. Parteitag und schwören ihrer Haltung ab. Trotzki aber bleibt hart und wird aus der Partei ausgeschlossen. Im Januar 1928 verbannt ihn das Regime nach Alma Ata, 1929 weist es ihn aus der Sowjetunion aus.

1927/1928

In den Städten werden die Lebensmittel knapp. Weil die Regierung die staatlichen Aufkaufpreise für landwirtschaftliche Produkte gedrückt hat – auch, um eine Hungersnot zu vermeiden –, bringen die Bauern nicht mehr genügend Getreide auf den Markt. Für die Versorgungskrise macht das Regime vor allem wohlhabende Bauern („Kulaken“) verantwortlich. Die Gruppe um Stalin beschließt daraufhin, Getreide zu konfiszieren.

1929

Sommer. Als Reaktion auf die anhaltenden Versorgungsprobleme und die Auflehnung der Bauern gegen die Beschlagsnahme ihres Getreides beschließt das Regime, Privathöfe zu kollektivieren: Land, Geräte, Erträge und Viehbestand sollen beschlagnahmt und zu „Holchosen“ (Kollektivbetrieben) zusammengelegt werden. Stalin und seine Gefolgsleute hoffen, auf diese Weise den Widerstand der Bauern gegen das Regime zu brechen und leichter auf deren Erträge zugreifen zu können. Die Neue Ökonomische Politik ist damit faktisch beendet.

Die Kollektivierung wird, auch wegen der verzweifelten Gegenwehr der Bauern, immer radikaler – bis das ZK im Februar 1930 „die Liquidierung der Kulaken als Klasse“ beschließt. Bis 1933 werden ungefähr 1,5 Millionen Bauern von der Geheimpolizei

OGPU umgesiedelt und deportiert, etwa 850 000 bis 900 000 in Arbeitslager und Gefängnisse gebracht. Etwa 300 000 sterben während der Deportation.

Die brutale Enteignung und Verfolgung der „Kulaken“ sowie Massenflucht und Zwangsumsiedlung lassen die Agrarproduktion einbrechen. In der Ukraine, in Südrussland, im nördlichen Kaukasus und in der kasachischen Steppe kostet eine verheerende Hungersnot im Winter 1932/33 etwa sechs Millionen Menschen das Leben.

Die von Stalin betriebene Zwangskollektivierung stößt auf Widerstand bei seinem ehemaligen Verbündeten Nikolaj Bucharin, der die Neue Ökonomische Politik fortführen will. Die Stalin-Gruppe erklärt daraufhin Bucharins Position zur „Rechtsabweichung“ und lässt ihn 1929 durch das ZK als Führer der „Rechten Opposition“ von allen wichtigen politischen Ämtern – Mitgliedschaft im Politbüro, Chefredaktion der „Prawda“, Vorsitz der Komintern – entfernen.

Die innerparteiliche Opposition ist endgültig ausgeschaltet. Stalin kontrolliert nun die Partei und spätestens ab 1930 auch die Regierung, er hat den vorläufigen Gipfelpunkt seines Aufstiegs zur Alleinherrschaft erreicht.

März. Das Politbüro verabschiedet den Ersten Fünfjahresplan, mit dessen Hilfe die Sowjetunion in einen In-

dustriestaat umgewandelt werden soll. Das Dokument, das eine jährliche Wachstumsrate von 32 Prozent vorgibt, sieht vor allem die Förderung der Schwerindustrie, der Energiegewinnung und der Infrastruktur vor.

27. Juni. Die Regierung ordnet an, dass alle Gefangenen mit einer Haftzeit von mehr als drei Jahren in Arbeitslager zu bringen sind. Die regulären Gefängnisse sind wegen der Verhaftungen bei der Zwangskollektivierung stark überfüllt – und für die Industrialisierung benötigt das Regime Arbeitskräfte.

Dieses neue System von Lagern wird, neben den „Sondersiedlungen“ für Deportierte, der Geheimpolizei unterstellt und nach der zuständigen Behörde „Glawnoje Uprawlenije Lagerej“ genannt (deutsch: Lagerhauptverwaltung, abgekürzt: „Gulag“).

Bis zu Stalins Tod 1953 werden etwa 20 Millionen Menschen im Gulag interniert: gewöhnliche Kriminelle, deportierte Bauern sowie als „Volksfeinde“ verurteilte politische Häftlinge. Etwa zwei Millionen Insassen überleben das grausame Lagerleben nicht.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kommen vorübergehend auch deutsche Kriegsgefangene in den Gulag sowie fast neun Prozent der über vier Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen und Zivilisten, die nach dem Krieg aus Deutschland und den deutsch besetzten Gebieten zu-

rückkehren und die Stalin zunächst pauschal des Verrats verdächtigt.

1934

Januar. Stalin verkündet auf dem „Parteitag der Sieger“, der Aufbau des Sozialismus sei vollendet. Seine Rede lässt die Hoffnung aufkommen, dass nach den Jahren der Zwangskollektivierung eine Normalisierung bevorsteht. Der Krieg gegen die Bevölkerung scheint beendet, die innerparteilichen Konflikte überwunden und die Herrschaft gesichert zu sein. Stalin und seine Genossen streben nun eine vorsichtige Konsolidierung an.

Zudem stellen sie eine Versöhnung mit ehemaligen Oppositionellen in Aussicht. Sinowjew und Kamenew werden wieder in die Partei aufgenommen. Die Delegierten sprechen auch Bucharin ihr Vertrauen aus, nachdem er seine „Irrtümer“ widerrufen hat. Als Zeichen für eine Rückkehr zur Normalität wird im Juli 1934 die Geheimpolizei OGPU in das neustrukturierte Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten, NKWD, eingegliedert: eine Reform, die Rechtsstaatlichkeit suggerieren soll.

1. August. Andrej Schdanow, im ZK für ideologische Fragen zuständig, erklärt auf dem 1. Kongress des sowjetischen Schriftstellerverbandes gemeinsam mit dem Literaten Maxim Gorkij den „Sozialistischen Realismus“ zur ver-

bindlichen künstlerischen Doktrin. Alle Kunst soll von nun an in den Dienst der sozialistischen Weiterentwicklung gestellt werden, in ihrer Form volkstümlich und leicht zugänglich sein und die lichte sozialistische Zukunft schon in der Gegenwart vorstellbar machen. Insbesondere die Schriftsteller, die Stalin als „Ingenieure der Seele“ bezeichnet, sind angehalten, in ihren Texten den idealen sozialistischen Menschen zu entwerfen.

1937

Der Leningrader Parteisekretär Sergei Kirow wird von einem Parteimitglied erschossen. Stalin nutzt den Mord, um gegen ehemalige Gegner vorzugehen und ein weitverzweigtes Netz von Verschwörungen zu konstruieren. Zwei Wochen später verhaftet die Geheimpolizei die früheren Politbüromitglieder Sinowjew und Kamenew und beschuldigt sie als angebliche Drahtzieher des Kirow-Mords. In der folgenden „Säuberungskampagne“ werden 177 000 Parteimitglieder ausgeschlossen, 15 000 verhaftet. Ein Gericht verurteilt Sinowjew und Kamenew zu zehn bzw. fünf Jahren Haft.

1935

10. Juli. Partei und Regierung verabschieden den „Generalplan zur Rekonstruktion Moskaus“. Bereits 1931 hat das ZK beschlossen, mit monumentalen Bauwerken die Stadt zur Schaumetropole des Re-

gimes umzugestalten. Geplant ist unter anderem der Bau einer Metro und des „Palasts der Sowjets“, des damals höchsten Gebäudes der Welt. Der Palast wird jedoch nie vollendet, da der Baugrund am Ufer der Moskwa nicht trügt.

31. August. In einer Mine in der Ukraine überbietet der Bergbauarbeiter Alexej Stachanow die Produktionsnorm angeblich um das 13-Fache. Die Partei initiiert daraufhin eine Propagandakampagne, in der Stachanow als Ideal des sowjetischen Menschen inszeniert wird. Das Ziel: die Einsatzbereitschaft der Bürger zu fördern. Arbeiter, die außergewöhnliche Leistungen vollbringen, genielen zahlreiche Privilegien wie Zugang zu komfortablen Wohnraum, Einkaufsmöglichkeiten in speziellen Geschäften oder Karten für Theatervorstellungen.

1936

24. August. Sino-wjew und Kamenev werden im ersten Moskauer Schauspiel zum Tode verurteilt. Ihnen wird – in einer zum Großteil erfundenen Anklage – vorgeworfen, den Mord an Kirow organisiert, gemeinsam mit dem im Ausland lebenden Trotzki eine antisowjetische Verschwörung gebildet und einen Mordanschlag auf Stalin geplant zu haben.

Im Januar 1937 findet der zweite Moskauer Schauspiel gegen 17 weitere ehemals hochrangige Parteiführer statt. Sie

werden beschuldigt, Sabotageakte organisiert, Spionage für Deutschland und Japan betrieben sowie ein Komplott zur Wiederherstellung des Kapitalismus geschmiedet zu haben. 13 werden zum Tode verurteilt.

Nach dem dritten und spektakulärsten Moskauer Schauspiel gegen 21 ehemalige Parteigrößen im März 1938 wird Bucharin hingerichtet. In den drei großen und zahlreichen kleineren Schauspielen entledigt sich Stalin der meisten seiner ehemaligen Gegner, aber auch vieler als unzuverlässig eingestufter Mitstreiter.

5. Dezember

Der 8. Außerordentliche Sowjetkongress, die Zusammenkunft des formal höchsten gesetzgebenden Staatsorgans, verabschiedet eine „demokratische“ Verfassung der UdSSR. Sie garantiert zum ersten Mal zumindest nominell allen Einwohnern Bürgerrechte – etwa das Recht, die Sowjets in freier, direkter und geheimer Abstimmung zu wählen. Zuvor hatte das Regime unter anderem jenen diese Rechte verweigert, die nach kommunistischer Definition angeblich nicht von eigener Arbeit leben, etwa Geistliche und Kaufleute.

Ein Jahr später finden die Wahlen zum Obersten Sowjet statt, dem neu geschaffenen Volksparlament. Doch dürfen nur die Partei und die von ihr kontrollierten Organisationen – etwa Gewerkschaften – Kandidaten aufstellen.

Die Grundrechte stehen also nur auf dem Papier. Zudem wird das Wahlreglement, das den freien Wettbewerb mehrerer Kandidaten vorsieht, schon im Herbst 1937 geändert, sodass anschließend wieder die üblichen Scheinwahlen mit nur jeweils einem Kandidaten pro Abgeordnetensitz stattfinden. Während der Wahlvorbereitungen werden die zahlreiche Menschen, die als feindselig eingestuft werden, vom NKWD deportiert, um sie davon abzuhalten, zu wählen oder die Wahlen zu stören.

1937

11.–12. Juni. Marschall Michail Tuchatschewskij, der einst gemeinsam mit Trotzki die Rote Armee aufgebaut hat, sowie andere hohe Militärs werden von einem Sondergericht verurteilt und hingerichtet. Stalin sind zuvor von deutschen Agenten manipulierte Informationen zugespielt worden, die Armeeführung plante einen Putsch.

Der Prozess ist der Auftakt einer radikalen „Säuberung“ im Militär, in deren Verlauf 15 von 16 Armeekommandeuren, 60 von 67 Korpskommandeuren und 136 von 199 Divisionskommandeuren hingerichtet werden.

31. Juli. Das Politbüro initiiert mit dem Befehl Nr. 00447 eine neue Terrorwelle gegen die Bevölkerung: Der NKWD soll deportierte „Kulaken“, die angeblich unbedingt ihre Sonderiedenungen verlassen

haben, sowie Straftäter und andere „antisowjetische Elemente“ – Geistliche, Prostituierte, vagabundende, ehemalige Mitglieder anderer sozialistischer Parteien und frühere Soldaten der weißen Bürgerkriegsarmee – verhaften und die feindseligsten unter ihnen erschießen. Für die Regionen werden Sollzahlen der zu tötenden und zu deportierenden Personen festgelegt.

Zusätzlich veranlasst Stalins Politbüro mindestens zehn „Operationen“, die sich gegen nationale Minderheiten richten und nach dem gleichen Schema ablaufen. Das Ziel: Volksgruppen zu liquidieren oder zu deportieren, die im Hinblick auf einen drohenden Krieg als unzuverlässig eingestuft werden – Deutsche, Polen, Japaner, Finnen, Litauer, Esten, Letten, Griechen und Türken.

Im Verlauf dieser Gewaltmaßnahmen, die zusammen mit den etwa zeitgleichen „Säuberungen“ in der Partei später als „Großer Terror“ bezeichnet werden, kommen 1937 und 1938 insgesamt 1 575 000 Menschen in Haft; 1 345 000 werden verurteilt, 681 692 hingerichtet.

1938

24. November. Lawrentij Berija löst Nikolaj Jeschow als Chef des NKWD ab. Es kommt zu zahlreichen Festnahmen im Apparat des NKWD. Im April 1939 wird Jeschow selbst verhaftet und Anfang 1940 erschossen. Damit dämmt Stalin vor-

übergehend den von ihm selbst initiierten Terror in der Partei und gegen die Bevölkerung ein. Für die Exzesse wird Jeschow verantwortlich gemacht.

1939

24. August. In Moskau unterzeichnen Außenminister Wjatscheslaw Molotow und sein deutscher Amtskollege Joachim von Ribbentrop in Anwesenheit Stalins einen Nichtangriffspakt. Die von der UdSSR betriebene Politik einer Allianz mit den bürgerlichen europäischen Demokratien gegen Deutschland ist zuvor gescheitert.

Der Pakt garantiert Berlin die sowjetische Nichteinmischung im Falle eines deutschen Angriffs auf Polen und räumt der Sowjetunion die Möglichkeit ein, die im Ersten Weltkrieg verlorenen Territo-

1941

22. Juni. Truppen der Wehrmacht überfallen die Sowjetunion. Die Rote Armee ist nicht vorbereitet, weil Stalin zuvor fast alle Warnungen seines Geheimdienstes missachtet hat. Der deutsche Angriff zielt im Norden auf Leningrad, in der Mitte auf Moskau und im Süden auf die Ukraine. Mitte Juli besetzt die Wehrmacht Smolensk. Im September wird Leningrad eingeschlossen; eine 900-tägige Belagerung der Stadt beginnt, bei der eine halbe Million Eingeschlossene verhungern und erfrieren. Ebenfalls im September 1941 fällt Kiew.

Die Wehrmacht und in ihrem Gefolge die SS führen einen erbarmungslosen Vernichtungskrieg mit dem Ziel, die slawische und jüdische Bevölke-

In SATELLITENSTAATEN gebietet Stalin über 100 Millionen Menschen

rien wieder zu besetzen. In einem geheimen Zusatzprotokoll sichern sich die Vertragspartner Interessenräume in Osteuropa. Finnland, Estland, Lettland, das östliche Polen und Bessarabien werden zu sowjetischem Einflussgebiet erklärt.

1940

20. August. Leo Trotzki wird im mexikanischen Exil von Ramón Mercader, einem Häscher Stalins, ermordet.

rung zu vertreiben, zu versklaven oder zu ermorden.

Der Angriff auf Moskau jedoch scheitert. Im Sommer 1942 startet die Wehrmacht die nächste große Offensive. Aber der Vormarsch auf die Ostfelder am Kaspiischen Meer bleibt erfolglos, weil die Angreifer mit einer Front von nunmehr 3000 Kilometern ihre Kräfte überspannt haben.

Die Belagerung Stalingrads an der Wolga scheitert.

Fotovermerk nach Seiten

Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts,
o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

Titel: Russisches Staatliches Archiv für Film- und Fotodokumente/akg-images

Editorial: Karin Trautner

Inhalt: akg-images: 4 o.; Collection Kharbine-Tapabor/Bridgeman Art Library: 4 r.; Scherl/SZ Photo: 41 u.; Roger-Viollet: 4 r.; Composing: Anatoli Skurikin, Iwan Schagin, Anonym; 5 o.; Art Media/dpa Picture-Alliance: 5 m. o.; Sammlung Tomasz Kizny: 5 m. u.; Sammlung Reinhard Müller: 5 r.

Bildessay 1: Georgij Petrusow/Slava Katalimzje Collection: 6/7; ATV/Interfoto: 8; tv-yesterday/Interfoto: 9 o.; akg-images: 9 u.; Russian Picture Service/akg-images: 10 o.; RIA Novosti/akg-images: 10 u., 14 u.; Georgij Petrusow/Mark Grossel Collection: 10/11; Anatoly Egorov/Photo Sosy: 12/13; Mark Grossel Collection: 13 o.; Emmanuel Evzerikhin/Photo Sosy: 13 u.; rps/ullstein bild: 14 o.; Russisches Staatliches Archiv für Film- und Fotodokumente/ITAR-TASS: 14/15; Evgenij Khaldej/Photo Sosy: 16/17; 18/19; Deutsches Plakatmuseum, Essen/The Art Archive: 17 o.; Max Alpert/RIA Novosti/ullstein bild: 17 u.; Privatsammlung: 18 o.; Aleksandr Ustinow/Photo Sosy: 18 u.

Aufstieg eines Gangsters: akg-images: 20/21, 27, 29; Collection Gangster; Monographie der akg-images/Getty Images: 23; Charlton-Achmedowski-Staatsmuseum, Bautzen: 24; Margaret Bourke-White/Time Life Pictures/Getty Images: 26; ullstein bild: 28; David King Collection: 28

Der Putsch der Beleschewki: Collection Kharbine-Tapabor/Bridgeman Art Library: 32–33; Bettmann/Corbis: 34; akg-images: 35, 36 o., 40 u.; ATAR-TASS: 36/37; dpa/picture alliance: 37; Bakhtemir Archive, Columbia University: 38; Foto Sosy: 39; Staatsarchiv für Film- und Fotodokumente, St. Petersburg: 45 o.; Corbis: 43

Kampf um Russland: Roger-Viollet: 46/47; ITAR-TASS: 48; Russisches Staatliches Archiv für Film- und Fotodokumente/akg-images: 49 l.; RIA Novosti/akg-images: 50 r.; Corbis: 50; akg-images: 51; Topfoto/ullstein bild: 52; ullstein bild: 53 l.; Archiv Gerstenberg/ullstein bild: 53 r.; Russisches Staatliches Archiv für Film- und Fotodokumente: 54; Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 55

Das Duell: Bettmann/Corbis: 58, 62; Scherl/SZ Photo: 59; General Photographic Agency/Getty Images: 61; akg-images: 64; Corbis: 65

Der Krieg gegen die Bauern: akg-images: 66, 70; Corbis: 67; ullstein bild: 68; Albert Harlinguer/Roger-Viollet: 71

Stadt aus Stahl: Composing: Anatoli Skurikin, Iwan Schagin, Anonym; 72–73; Composing: Alamy; ullstein bild/Roger-Viollet, Anonym; 74; RIA Novosti/Alamy: 76,75/2; Composing: akg-images/RIA Novosti (2), Max Alpert: 77; Composing: Georgij Petrusow; Mark Grinow/Kirberg: 78; Anonym: 79

Tödliches Tribunal: Arkady Shaikehet/Foto Sosy: 82/83; SZ-Photo: 84; Topical Press Agency/Getty Images: 85; Rene Dazy/Rue des Archives: 86; Bettmann/Corbis: 87; Privatsammlung: 88 links, 81 (3), 90 (2); dpa Picture-Alliance/ullstein bild: 89 m.; bpk-images: 88 r.

Hotel Lux: Sammlung Reinhard Müller: 92, 93, 97 (4); ullstein bild: 94; Archiv Friedrich/Interfoto: 95; Wladislaw Hedeler: 96, 98

Die Flüsterer: Privatsammlung: 205

Die große Utopie: Art Media/dpa Picture-Alliance: 209; Novosti/Bridgeman Art Library: 109 o.; RIA Novosti/ullstein bild: 109 u., 122 o., 136 u.; ullstein bild: 110 l.; RIA Novosti/Alamy: 110 r., 111 u., 114 l., 117 r.; Photo Scala: 111 o.; Tass/dpa Picture-Alliance: 111 u. r.; RIA Novosti/akg-images: 112 l.; FIA/Rue des Archives: 113 l.; Privatsammlung: 113 r., 115 u. r.; Roger-Viollet: 114 r.; akg-images: 115 o., 116 o., 116 r.; Roger-Viollet/ullstein bild: 115 u. l.; Scherl/SZ Photo: 117 l.

Blind in die Katastrophe: Arthur Grimm/bpk: 118/119, 122; bpk: 122; Dmitri Baltermants/Collection The Dmitri Baltermants Collection/Corbis: 125; akg-images: 126; Alexander Meledin/Mary Evans Picture Library/Interfoto: 129; Topfoto/ullstein bild: 130

Im Gulag: Sammlung Tomasz Kizny: 132/133, 140, 141; Privatsammlung: 133 u.; RIA Novosti/akg-images: 134/135; Scherl/SZ Photo: 135 o.; International Memorial Society: 137; akg-images: 138/139

Stalins Bombe: Corbis: 142–143, 144; bpk/Bayerische Staatsbibliothek/Archiv Heinrich Hoffmann: 145; RIA Novosti: 146 o., l.; ullstein bild/dpa: 146 o. r.; ITAR-TASS: 147; Bettmann/Corbis: 148

Ende eines Tyrannen: RIA Novosti/ullstein bild: 152–153; Galeria Centralis; Budapest/Ungarn: 154 o. l.; Russian Look/Imago: 154 o. r.; Keystone-France/EyePress/Laif: 155; RIA Novosti/akg-images: 158 o. l., 158 o. r.; ullstein bild/TopFoto: 159

Vorschau: Artothek: 170 o., 170 u.; akg-images: 170 u.; Nimatallah/akg-images: 173 o.; Art Archive: 173 u.

Karten: Stefanie Peters: 42, 128, 136, 162
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos
übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.
© GEO 2009 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für
sämtliche Beiträge.

Die 6. deutsche Armee wird eingeschlossen und muss nach einer verlustreichen Schlacht Anfang Februar 1943 kapitulieren.

1944 stößt die Rote Armee bis an die ehemalige sowjetisch-polnische Grenze vor und kann den Blockadezug um Leningrad sprengen. Anfang 1945 rückt sie in Ostpreußen, Pommern, Schlesien und Österreich ein. Sie erobert im April Wien und schließtlich im Mai Berlin.

Der Zweite Weltkrieg ist für die Sowjetunion extrem verlustreich – zum Teil wegen eigener militärischer Fehler und weil Stalin 1937/38 viele seiner fähigsten Armeeführer hat liquidieren lassen. Etwa 26 Millionen Sowjetbürgler verlieren ihr Leben. Industrie und Infrastruktur werden verwüstet.

Zwar rücken die Führung und die Bevölkerung durch die gemeinsame Anstrengung näher zusammen. Doch hat Stalin auch während des Krieges zahlreiche Völkerschaften deportieren lassen, die er verdächtigte, illoyal zu sein – unter anderem die Wolgadeutschen, Tschetschenen, Inguschen, Kalmyken, Krimtataren. Die Deportierten müssen nach dem Krieg in den neuen Siedlungsgebieten bleiben.

1945

17. Juli–2. August. Stalin trifft sich mit dem britischen Premier Winston Churchill (ab 28. Juli ersetzt durch den neu gewählten Clement Attlee) und dem US-Präsidenten

Harry S. Truman im Potsdamer Schloss Cecilienhof, um die Grenzziehungen in Europa und die Verwaltung des besieгten Deutschlands endgültig zu regeln. Bereits im Februar haben die Alliierten bei einer Konferenz in Jalta eine Aufteilung Deutschlands in vier Besatzungszonen beschlossen.

Potsdam kommt es zwischen den westlichen Regierungschefs und Stalin zum Streit über dessen Vorgehen in den sowjetisch besetzten osteuropäischen Ländern. In Bulgarien, Ungarn, und Rumänien etwa hat der Kremlchef mit Hilfe der Roten Armee entgegen in Jalta getroffen.

6. und 9. August.

Die USA werfen zwei Atombomben über Hiroshima und Nagasaki ab. Die Explosions und die damit freigesetzte Radioaktivität töten bis Ende des Jahres etwa 210 000 Menschen.

Durch den damit sicheren Sieg der USA über Japan verliert Stalin seine Bedeutung als Bündnispartner im Pazifikkrieg. Gleichzeitig verschärft die Auseinandersetzung über die Westgrenze Polens den Gegensatz zwischen den ehemaligen Alliierten. In den folgenden zwei Jahren entwickeln sich die Spannungen zu einem gefährlichen internationalen Konflikt: Der Kalte Krieg beginnt. Und auch das Wettrüsten. 1949 zündet die Sowjetunion ihre erste Atombombe.

Mit der Teilung Deutschlands in zwei Staaten im

land festgelegt wird. (Die DDR erkennt die neue Grenze 1950 an, die Bundesrepublik 1970; ein regulärer Friedensvertrag mit Deutschland wird nie geschlossen.)

Etwas acht Millionen Deutsche flüchten aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten oder werden vertrieben. In diesen Gegenden werden vier Millionen Polen angesiedelt – zumeist ebenfalls Vertriebene.

Stalin kontrolliert seine neuen europäischen Satellitenstaaten in den folgenden Jahren zunehmend stärker. Der Diktator bleibt als Hegemon Osteuropas bald über weitere etwa 100 Millionen Menschen.

6. und 9. August. Die USA werfen zwei Atombomben über Hiroshima und Nagasaki ab. Die Explosions und die damit freigesetzte Radioaktivität töten bis Ende des Jahres etwa 210 000 Menschen.

Durch den damit sicheren Sieg der USA über Japan verliert Stalin seine Bedeutung als Bündnispartner im Pazifikkrieg. Gleichzeitig verschärft die Auseinandersetzung über die Westgrenze Polens den Gegensatz zwischen den ehemaligen Alliierten.

In den folgenden zwei Jahren entwickeln sich die Spannungen zu einem gefährlichen internationalen Konflikt: Der Kalte Krieg beginnt. Und auch das Wettrüsten. 1949 zündet die Sowjetunion ihre erste Atombombe.

Mit der Teilung Deutschlands in zwei Staaten im

selben Jahr wird die bipolare Weltordnung zementiert, in der sich ab Mitte der 1950er Jahre die Militärblöcke NATO und Warschauer Pakt gegenüberstehen.

1946/1947

Eine lang anhaltende Dürre erfasst die meisten Getreideanbauregionen der UdSSR und löst eine Hungerkatastrophe aus, in deren Verlauf zwischen 500 000 und einer Million Menschen sterben.

1946

März. Der Rat der Volkskommissare wird in „Ministerrat“ umbenannt und Stalin zum Vorsitzenden erklärt. Bereits seit 1941 hat er de facto die Posten des Generalsekretärs der Partei und des Regierungschefs der UdSSR in seiner Person vereint. Alle wichtigen Entscheidungen werden nicht mehr von offiziellen Greifen, sondern von einer informellen Fünfer- bzw. Sechser-Gruppe um Stalin getroffen.

Am 18. März verabschiedet der Oberste Sowjet einen Fünfjahresplan. Der Schwerpunkt der Wirtschaftsförderung liegt auf Schwerindustrie und Infrastruktur, auf Kosten der Konsumgüterproduktion. In der Landwirtschaft erfüllen wieder Bauern nicht, dass das Kolchos-System abgeschafft wird. Die Kolchosen, die sich während des Krieges faktisch aufgelöst hatten, weil die Behörden kaum Kontrolle über die Bauern ausüben konnten,

DIE REFORMATION



DER REVOLUTIONÄR

Als Martin Luther 1517 den Ablasshandel der katholischen Kirche angreift, löst er die Reformation aus. Und spaltet, ohne es zu wollen, die Christenheit



BAUERNKRIEG

Ermuntert von evangelischen Predigern, erhebt sich die südwestdeutsche Landbevölkerung 1524 gegen ihre adeligen Herren



DUELL IN WORMS

Am 18. April 1521 soll Luther seine Thesen vor dem Kaiser und den Fürsten des Reiches widerufen. Doch der Mönch bleibt standhaft



HEINRICH VIII.
1534 bricht der Monarch mit Rom und erklärt sich zum Oberhaupt der englischen Kirche – weil der Papst ihm die Auflösung seiner Ehe verweigert hat



BARTHOLO-MÄUSNACHT
Ein Hochzeitsfest nimmt Frankreichs König zum Anlass, um 1572 die religiöse Opposition zu beseitigen: Er befiehlt den Tod der protestantischen Hugenotten

WEITERE THEMEN

DER BANKIER DES VATIKAN
Jakob Fugger ist einer der reichsten Kaufleute Europas. Er finanziert Kaiser, Könige – und organisiert den umstrittenen Ablasshandel der katholischen Kirche.

TÄUFER
1534 errichten die fanatischen Anhänger einer radikalen Bewegung in Münster eine religiöse Diktatur und erheben einen Schneider zu ihrem König.

GEGENREFORMATION
Der Baske Ignatius von Loyola gründet 1539 den Jesuitenorden. Dessen Mitglieder werden zu den besten Soldaten des Papstes im Kampf gegen die Reformation.

DIE NÄCHSTE AUSGABE VON **GEO EPOCHE**
ERSCHEINT AM 14. OKTOBER 2009

Es ist eine viel zu große Menschenmenge, selbst für diese mächtige Halle: Fast der gesamte deutsche Hochadel – mehr als 200 Herzege, Fürsten, Grafen – drängt sich am Nachmittag des 18. April 1521 in den Wormser Bischofshof, dazu Hunderte Bürger, die seit dem frühen Morgen angestanden haben.

Der Mann, den sie alle sehen wollen, kann sich kaum noch zwischen den Schaulustigen durchzwängen: Martin Luther, jener Prediger, der den Papst herausgefordert hat.

Der 37-jährige Wittenberger Augustinermönch hat zuvor in 95 Thesen, in Pamphleten und Briefen seinen Zorn über Ablasshandel, Korruption und Verweltlichung der römischen Kirche kundgetan. Und Ungeheuerliches gefordert: Nur noch die Bibel solle Grundlage des Glaubens sein, nicht mehr die Dekrete des Heiligen Vaters, der in Wirklichkeit der Antichrist sei.

Deshalb hat ihn der Vatikan exkommuniziert. Und nun ist Luther nach Worms befohlen worden, um sich vor dem höchsten weltlichen Machthaber der Christenheit zu rechtfertigen: Kaiser Karl V. Er soll seine ketzerischen Anhänger widerrufen. Sonst droht ihm der Scheiterhaufen.

Doch der hagere Mönch bleibt standhaft; und der Hinrichtung kann er sich durch Flucht entziehen.

Mit seiner theologischen Kritik löst Luther eine Revolution aus, die Europas Fundamente erschüttert: Denn sie spaltet die Kirche, seit einem Jahrtausend Glaubensheimat aller Christen des Abendlandes.

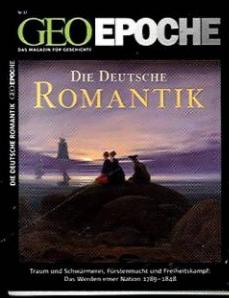
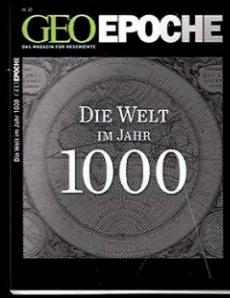
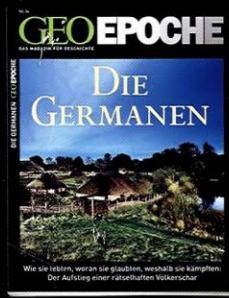
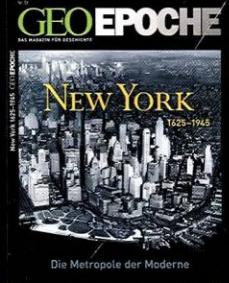
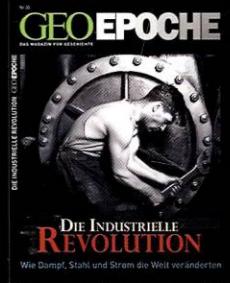
Binnen weniger Jahrzehnte wird der Norden des Kontinents protestantisch, entzieht der englische König sein Reich der Autorität des Papstes, bekennen sich viele Gemeinden in Deutschland und der Schweiz zu den nun entstehenden evangelischen Konfessionen.

Und als mit der römischen Kirche die unangefochtene geistliche Autorität zerfällt, ziehen die Menschen auch die weltlichen Machthaber in Zweifel – denn hat Luther nicht von der Freiheit des Christenmenschen geschrieben? So kommt es, dass 1524 unter anderem die Bauern Schwabens und Thüringens gegen ihre adeligen Herren aufbegehren.

Doch die katholischen Fürsten schlagen zurück: In Deutschland zwingt etwa der bayerische Herzog eine evangelische Stadt in den katholischen Glauben zurück. In Frankreich lassen König Karl IX. und seine Mutter Katharina in einer Nacht Tausende Fremdgläubige ermorden.

GEO EPOCHE erzählt von Reformatoren und deren katholischen Gegnern. Von Kaufleuten wie Jakob Fugger, einem der größten Bankiers seiner Zeit, der einem Kaiser die Krone kauft – und durch die Förderung des Ablasshandels Martin Luthers Zorn erregt. Von fanatischen Täufern und der Gründung des Jesuitenordens. Vom Ende der kirchlichen Einheit des Mittelalters. Und vom blutigen Beginn einer neuen Zeit der konfessionellen Spaltung.

*14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen.)



Geschichte erleben mit **GEO EPOCHE**.